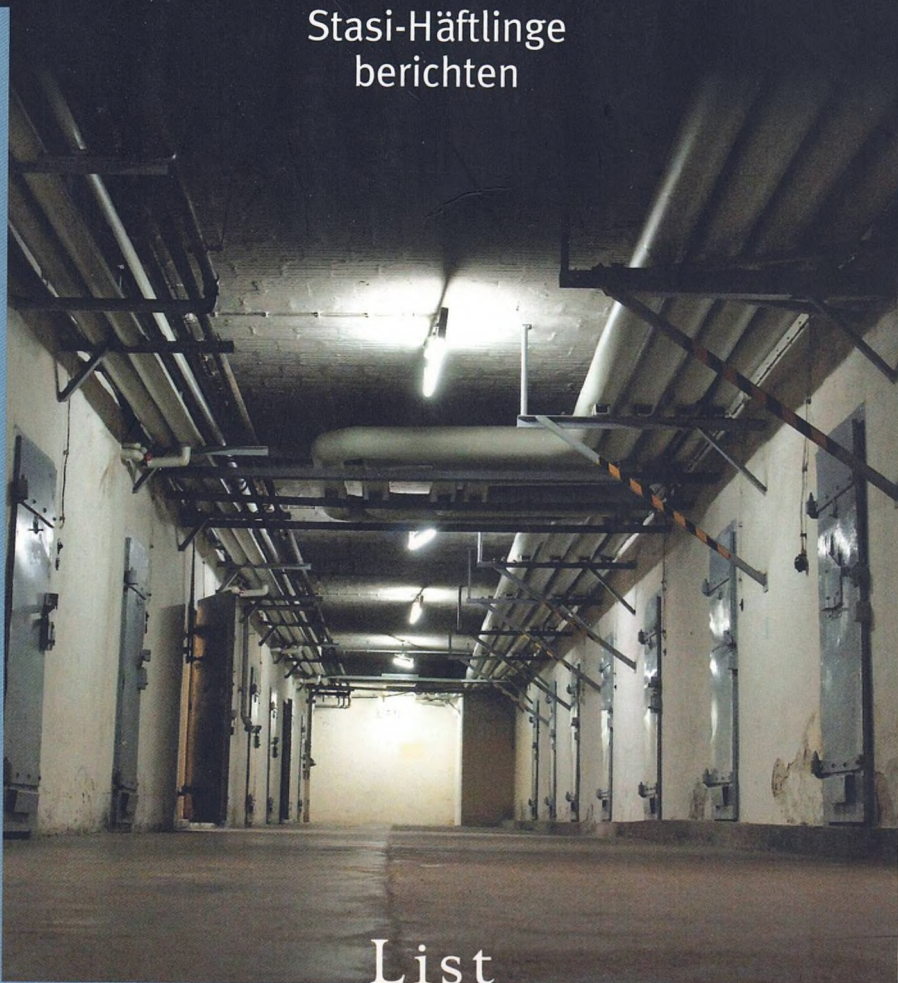


Hubertus Knabe (Hg.)
GEFANGEN IN
HOHENSCHÖNHAUSEN

Stasi-Häftlinge
berichten



List

Erschütternde Zeugnisse von den Opfern eines Unrechtsregimes

Oft reichte ein kritisches Wort, ein »verdächtiger« Lebenslauf oder die Denunziation durch den Nachbarn: Immer wieder wurden in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR mißliebige Personen kurzerhand festgenommen und ohne rechtsstaatliches Verfahren inhaftiert. Viele kamen erst nach Jahren wieder frei, manche warteten vergeblich auf ihre Entlassung.

Die Haftanstalt Berlin-Hohenschönhausen war das größte Stasi-Gefängnis der DDR. In diesem Buch schildern zahlreiche Gefangene die entwürdigenden Haftbedingungen, die Willkür der Behörden und den psychischen Druck, dem man als Häftling ausgeliefert war.

»Beeindruckend« *NDR*

Originalausgabe

ISBN 978-3-548-60741-2

2



€ [D] 8,95

€ [A] 9,20

List

www.list-taschenbuch.de

Das Buch

Der Berliner Stadtteil Hohenschönhausen gilt als Synonym für die systematischen Menschenrechtsverletzungen der sowjetischen Militärverwaltung, vor allem aber des DDR-Regimes. Hier wurden unter meist fadenscheinigen Gründen zunächst im sowjetischen Speziallager, dann im zentralen sowjetischen Untersuchungsgefängnis, ab 1951 dann im grössten Untersuchungsgefängnis des MfS auf menschenverachtende Weise Frauen und Männer interniert, die den Machthabern als feindliche oder staatszersetzende Elemente galten – darunter Regimekritiker, politische Gegner, Republikflüchtlinge oder einfach nur Menschen, denen eine Denunziation zum Verhängnis wurde. Von der Aussenwelt und den Mitgefangenen meist streng isoliert, wurden die Gefangenen anfangs mit brutalen, später mit zunehmend subtilen Methoden oft monatelang verhört, um sie zu belastenden Aussagen zu bewegen. In diesem Buch kommen ehemalige Häftlinge aus Hohenschönhausen zu Wort. Ihre Berichte geben ein anschauliches Bild über die dortigen Haftbedingungen zwischen 1945 und 1988. Auf bedrückende Weise zeigen sie die Ohnmacht eines Häftlings, der in die Fänge einer totalitären Diktatur geriet, demonstrieren aber auch, dass sich selbst in der Situation grösster Erniedrigung Charakterstärke und politische Überzeugungen gegenüber einem unmenschlichen Regime behaupten können.

Der Herausgeber

Hubertus Knabe, geboren 1959 in Unna, ist wissenschaftlicher Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen im ehemaligen zentralen Untersuchungsgefängnis des DDR-Staatssicherheitsdienstes. Von 1992 bis 2000 war er in der Forschungsabteilung des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (Gauck-Behörde) tätig. Er ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen über die DDR und Osteuropa und Experte für die Westarbeit der Stasi.

In unserem Hause ist von Hubertus Knabe bereits erschienen:

17. Juni 1953

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de



Dieses Taschenbuch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.
FSC (Forest Stewardship Council) ist eine nichtstaatliche, gemeinnützige
Organisation, die sich für eine ökologische und sozialverantwortliche
Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Originalausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
2. Auflage September 2007
© für diese Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2007
Umschlaggestaltung und Konzeption: RME - Roland Eschlbeck und Sabine Fuchs
Titelabbildung: Picture Alliance/Steffen Kugler
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Aldus
Druck und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-60741-2

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader 16**

INHALT

Einführung	
Von Hubertus Knabe	7
Die 40er Jahre	21
Walter Pritzkow: Die Einlieferung	23
Heinrich George: Briefe aus dem Lager	37
Heinz-Joachim Schmidtchen: In der Quarantänebaracke	50
Ewald Ernst: Die Stille einer Grabkammer	60
Hermann Becker: Im Karzer	68
Arno Wend: Das Verhör	79
Dieter Rieke: Das Geständnis	88
Die 50er Jahre	99
Kurt Müller: Der geplante Schauprozess	101
Erica Wallach: Ein Grab voller Erinnerungen	130
Fritz Sperling: «Opfere Dich für die Partei!»	147
Horst Fichter: Lebendig begraben	154
Karl Wilhelm Fricke: Die Technik der psychologischen Einkreisung	164
Walter Janka: Das Kellergefängnis	174
Hans-Eberhard Zahn: Das Spitzelnetz	192
Die 60er Jahre	205
Dieter Borkowski: Leutnant Reserve-Stalin	207
Klaus Schulz-Ladegast: Ein Schachspiel mit ungleichen Figuren	216
Wolfgang Kockrow: Im Lager X	228
Sigrid Paul: Mauer durchs Herz	236

Die 70er Jahre	249
Klaus Kordon: Das Totenhaus	251
Jürgen Fuchs: Dann kommt die Angst	268
Die 80er Jahre	301
Waltraud Krüger: Im Haftkrankenhaus	303
Vera Lengsfeld: Das Untersuchungsorgan	318
Freya Klier: Tagebuch einer Haft	334
Matthias Meister: Kleine Freude!	348
Bildteil	351
Abkürzungsverzeichnis	364
Die Autoren	366
Quellenverzeichnis	377
Personenregister	380

EINFÜHRUNG

Die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen befindet sich an einem Ort, der wie kaum ein anderer in Deutschland mit der vierundvierzigjährigen Geschichte politischer Verfolgung in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und der DDR verknüpft ist: Auf dem Gelände einer ehemaligen Grossküche im Nordosten Berlins wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein sowjetisches Speziallager errichtet. Nach dessen Schliessung im Herbst 1946 entstand im Keller des Gebäudes das zentrale sowjetische Untersuchungsgefängnis für Deutschland. 1951 übernahm das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) das Gefängnis und nutzte es bis 1989 als zentrale Untersuchungshaftanstalt. Tausende politisch Verfolgte waren an diesem Ort inhaftiert, darunter fast alle bekannten Oppositionelle.

Auf dem in der Genslerstrasse gelegenen Gefängnisgelände waren zugleich die zentralen Diensteinheiten ansässig, die in der DDR für strafrechtliche Ermittlungen und für die Aufsicht in den Haftanstalten zuständig waren: die Ermittlungsabteilung (Hauptabteilung IX) und die Gefängnisabteilung (Abteilung XIV) des MfS, die beide direkt dem Minister für Staatssicherheit, Erich Mielke, unterstellt waren. Sie verwalteten nicht nur die zentrale Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Hohenschönhausen, sondern kontrollierten auch die Ermittlungsabteilungen und Untersuchungshaftanstalten in den fünfzehn DDR-Bezirken, denn jede Bezirksverwaltung für Staatssicherheit besass noch ein eigenes Gefängnis. Der Haftort Berlin-Hohenschönhausen war somit die Zentralstelle kommunistischer Repression in Ostdeutschland.

Die Untersuchungshaftanstalt befand sich in einem militärischen Sperrbezirk, der von der Aussenwelt hermetisch abgeschlossen war. Von aussen waren nur geschlossene Blechtore, Wachtürme,

Überwachungskameras und bewaffnete Sicherungskräfte zu sehen. In den Stadtplänen der DDR war das von Angehörigen des Wachregiments des MfS bewachte Areal als Leerfläche eingezeichnet. In dem Gebiet residierten noch weitere zentrale Diensteinheiten des MfS: der Operativ-technische Sektor (OTS), in dem Abhöranlagen und Überwachungskameras hergestellt wurden, das geheime NS-Archiv der Staatssicherheit, die Rechenzentrale der DDR-Auslandsespionage, die zentrale Autowerkstatt für den riesigen Wagenpark des Staatssicherheitsdienstes sowie die Abteilung Bewaffnung/Chemischer Dienst (BCD), die die Waffen der MfS-Mitarbeiter wartete und die Vorbereitungen für den Kriegsfall organisierte. Unmittelbar neben dem Gefängnis lag bis 1974 zudem das Arbeitslager «X», in dem Strafgefangene für den Staatssicherheitsdienst Zwangsarbeit leisten mussten. Nach dem Komplex in der Normannenstrasse, in dem Mielke residierte, war das Sperrgebiet in Hohenschönhausen der grösste MfS-Standort in Berlin.

Die Geschichte des Haftortes Hohenschönhausen begann unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Nachdem die Rote Armee im April 1945 den Nordosten Berlins erobert hatte, setzte sich in dem Industriegebiet im Nordosten Berlins die sowjetische Geheimpolizei, das Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKWD), fest. Mehrere grosse Gebäude hatten den Krieg halbwegs intakt überstanden, und das Gelände verfügte über einen eigenen Bahnanschluss. Bereits im Mai 1945 okkupierte das NKWD deshalb mehrere Strassenzüge und zäunte das Areal ein. In den folgenden Monaten und Jahren entstand ein etwa ein Quadratkilometer grosses Sperrgebiet – nach dem sowjetischen «Militärstädtchen» in Berlin-Karlshorst das zweitgrösste in der ehemaligen deutschen Reichshauptstadt.

Innerhalb der Einfriedungen befand sich von Juni 1945 bis Oktober 1946 das sowjetische Speziallager Nr. 3. Eine Grossküche der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) war zu diesem Zweck in ein Gefangenenlager umfunktioniert worden. Es diente als Sammel- und Durchgangslager, in dem vor allem Inhaftierte aus Berlin konzentriert wurden. Etwa 20'000 Gefangene wurden von

hier in Gewaltmärschen oder auf Lastwagen in andere sowjetische Lager transportiert (vgl. den Beitrag von Walter Pritzkow in diesem Buch, S. 23 ff.). Darüber hinaus gab es in dem Sperrgebiet bis 1948/49 noch ein kleineres sowjetisches Haft- bzw. Zwangsarbeiterlager.

Die Lebensbedingungen in den beiden Lagern waren ausserordentlich hart. In der früheren Grossküche und in Baracken ehemaliger Zwangsarbeiter waren zeitweise über 4'000 Menschen auf engstem Raum zusammengepfercht. Die hygienischen Verhältnisse und die Verpflegung waren katastrophal. Im Winter litten die Häftlinge in den unbeheizten Räumen zusätzlich unter der Kälte. Viele von ihnen erkrankten oder starben. Nach offiziellen sowjetischen Angaben kamen zwischen Juli 1945 und Oktober 1946 insgesamt 886 Menschen ums Leben, zeitgenössische Schätzungen gehen von über 3'000 Toten aus. Ihre Leichen wurden in der Umgebung auf Schuttablageplätzen und in Bombentrichtern verscharrt (vgl. den Bericht von Heinz-Joachim Schmidtchen, S. 50ff.).

Die meisten Häftlinge waren aufgrund des NKWD-Befehls 00315 vom 18. April 1945 eingewiesen worden. Danach waren zur «Säuberung des Hinterlandes der Roten Armee» Spione, Diversanten, Terroristen, NSDAP-Aktivisten, Polizei- und Geheimdienstangehörige, Verwaltungsbeamte und andere «feindliche Elemente» in Deutschland zu verhaften. Erst später berief man sich auf Vereinbarungen der Alliierten vom August 1945, wonach hohe Amtsträger von NS-Organisationen und einflussreiche Nazi-Anhänger festzunehmen waren. Viele der Verhafteten waren jedoch nur geringfügig, manche auch gar nicht in das NS-System verstrickt. Meist handelte es sich um frühere Block- oder Zellenleiter der NSDAP (ein Blockleiter war in der NS-Zeit für vierzig bis sechzig Haushalte zuständig, ein Zellenleiter für jeweils vier bis acht Blöcke). Einige waren ehemalige Mitarbeiter aus Ministerien, der Gestapo, Funktionäre von Massenorganisationen, V-Leute oder Aufsichtspersonen aus Zwangsarbeiterlagern. Andere waren sowjetische Emigranten, die unter Stalin als Verräter galten. Viele waren auch

einfach Opfer einer Denunziation geworden, die damals – aus Missgunst, Karrierismus oder um in den Besitz einer Wohnung zu kommen – an der Tagesordnung waren. Theaterkollegen denunzierten zum Beispiel den Vater des Schauspielers Götz George, Heinrich George, als «Nazi-Propagandisten». Der Intendant des Berliner Schillertheaters wurde deshalb im Juni 1945 verhaftet und wenig später nach Hohenschönhausen gebracht (vgl. seine Briefe auf S. 37ff.). Mehr und mehr kamen auch Kritiker der sowjetischen Besatzungsmacht in das Lager, wie der sozialdemokratische Kommandant der Berliner Schutzpolizei Karl Heinrich, der im November 1945 in der Krankenstation starb. Der damals 18-jährige Heinz-Joachim Schmidtchen wurde 1946 eingeliefert, nachdem er Plakate gegen die Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) geklebt hatte (vgl. seinen Bericht auf S. 50 ff.). Da sich die Existenz des Lagers in Berlin herumsprach und in der Bevölkerung für Unruhe sorgte, wurde es im Oktober 1946 aufgelöst. Die Gefangenen wurden in das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen verlegt.

Direkt neben dem Lager befand sich damals die Verwaltungszentrale aller sowjetischen Speziallager in Deutschland. Die Besatzungsmacht hatte in den früheren KZs Sachsenhausen, Buchenwald und Jamlitz sowie in den ehemaligen Kriegsgefangenenlagern Fünfeichen und Mühlberg Gefangenenunterkünfte für jeweils Tausende Häftlinge eingerichtet. Weitere Lager existierten in den Zuchthäusern Bautzen und Torgau. Alles in allem gab es in Deutschland zehn Speziallager für Zivilisten an elf verschiedenen Standorten. Nach sowjetischen Zählungen durchliefen diese Lager über 122'000 Deutsche, von denen mehr als ein Drittel darin starb; die meisten verhungerten oder wurden von Krankheiten dahingerafft. Der Grossteil der Gefangenen wurde jahrelang festgehalten, ohne jemals einem Gericht vorgeführt zu werden. Erst ab 1947 wurden zunehmend Personen eingeliefert, die von sowjetischen Militärtribunalen (SMT) verurteilt worden waren und denen meist so genannte konterrevolutionäre Verbrechen vorgeworfen wurden

– bis Dezember 1949 knapp 16'000 Menschen. Als Anfang 1950 die letzten drei sowjetischen Lager in Deutschland geschlossen wurden, wurde auch die Verwaltungszentrale in Berlin-Hohenschönhausen aufgelöst.

Im Gebäude des Speziallagers in der Genslerstrasse richtete das sowjetische Ministerium für Staatssicherheit (MGB) Anfang 1947 sein zentrales Untersuchungsgefängnis für Deutschland ein. Häftlinge mussten dazu im Keller der ehemaligen Grossküche einen Trakt mit teils fensterlosen, bunkerartigen Zellen errichten – das so genannte «U-Boot». Die Kammern waren nur mit einer Holzpritsche und einem Kübel ausgestattet, Tag und Nacht brannte eine Glühbirne. Im Unterschied zur Lagerhaft wurden die Häftlinge hier regelmässig von sowjetischen «Untersuchungsführern» verhört und waren in dieser Zeit zumeist vollkommen voneinander isoliert. Die Verhöre fanden vor allem nachts statt und waren von Drohungen und körperlicher Gewalt begleitet. Ehemalige Häftlinge berichteten später, wie sie durch Schlafentzug, stundenlanges Stehen, tagelangen Arrest oder Aufenthalt in Wasserzellen zu Geständnissen gezwungen wurden. Zu den Inhaftierten zählten neben NS-Verdächtigen vor allem Gegner der kommunistischen Diktatur (oder wen die sowjetische Geheimpolizei dafürhielt). Namentlich Vertreter der demokratischen Parteien SPD, LDP und CDU sowie angebliche Spione des Westens vegetierten in den Kellerzellen (vgl. die Berichte von Hermann Becker, Ewald Ernst, Dieter Rieke und Arno Wend in diesem Band). Im Zuge der stalinistischen Säuberungen kamen aber auch Kommunisten und sowjetische Offiziere in Haft, die als nicht linientreu oder sonstwie verdächtig galten (vgl. die Beiträge von Kurt Müller und Fritz Sperling, S. 101 ff. und S. 147 ff.). Sowjetische Militärtribunale verurteilten die Inhaftierten im Regelfall zu 10 bis 25 Jahren Zwangsarbeit, einige auch zum Tode. Fast alle, die nach der Wiedervereinigung Deutschlands einen Antrag auf Rehabilitierung stellten, wurden von der russischen Militärstaatsanwaltschaft inzwischen für unschuldig erklärt.

Nach Gründung der DDR und ihres Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) übernahm dieses 1951 das sowjetische Kellergängnis und nutzte es als zentrale Untersuchungshaftanstalt. In den fünfziger Jahren waren hier zahlreiche Menschen inhaftiert, die das MfS damals als Feinde des Systems betrachtete. Die Liste der Gefangenen reicht von Teilnehmern des Aufstands am 17. Juni 1953 bis zu Anhängern der Zeugen Jehovas. Auch hohe Parteifunktionäre wie das einstige SED-Politbüromitglied Paul Merker verbrachten teils Jahre in den gruftartigen Zellen. Dasselbe Schicksal erlitt Erica Wallach, die Pflgetochter von Noel Field, einem Amerikaner, der während der NS-Diktatur verfolgten Kommunisten geholfen hatte und 1949 in Prag als angeblicher US-Agent verhaftet wurde (vgl. ihren Bericht auf S. 130ff.). Erst nach Stalins Tod im März 1953 fand die auf Geheiss Moskaus begonnene blutige innerkommunistische Säuberungswelle ein Ende.

Zu den Häftlingen der frühen 50er Jahre zählten auch in Ungnade gefallene Politiker der mittlerweile gleichgeschalteten Parteien – wie der ehemalige DDR-Aussenminister Georg Dertinger (CDU) oder der liberale Handelsminister Karl Hamann. Nach der Niederschlagung des Ungarn-Aufstands im November 1956 traf es Reformkommunisten in der SED wie den Chefredakteur der «Deutschen Zeitschrift für Philosophie» Wolfgang Harich oder den Leiter des Aufbau-Verlages Walter Janka (vgl. seinen Bericht auf S. 174ff.). Auch aus dem Westen wurden damals SED-Kritiker entführt – wie der Journalist Karl Wilhelm Fricke, der 1955 von einem geheimen Mitarbeiter des MfS in West-Berlin mit sogenannten K.-o.-Tropfen betäubt und anschliessend nach Hohenschönhausen gebracht wurde (vgl. seinen Bericht auf S. 164ff.). Die Häftlinge wurden jetzt nicht mehr von sowjetischen Militärtribunalen, sondern von DDR-Gerichten abgeurteilt. Einige verbüssten ihre Strafe anschliessend im Arbeitslager X, das der Staatssicherheitsdienst von 1952 bis 1974 direkt neben der Untersuchungshaftanstalt betrieb (vgl. die Berichte von Wolfgang Kockrow und Hans-Eberhard Zahn, S. 228 ff. und S. 192 ff.).

Ende der 50er Jahre mussten Häftlinge dieses Arbeitslagers hinter der Untersuchungshaftanstalt ein neues Gefängnis mit über 200 Zellen und Vernehmerzimmern errichten. Der U-förmige Bau diente dem MfS bis 1989 als zentrale Untersuchungshaftanstalt und war speziell auf seine Bedürfnisse zugeschnitten. Für die Vernehmung von Untersuchungsgefangenen standen 120 Räume zur Verfügung, die durch gepolsterte Doppeltüren schallisoliert waren. Der gesamte Gefängnisbau war mit einer Art Ampelanlage ausgestattet, damit auch beim Weg zum Verhör kein Gefangener einem anderen begegnen konnte. Die Zellen hatten jetzt zwar Tageslicht, doch die Fenster waren mit undurchsichtigen Glasbausteinen zugemauert. Im Keller gab es zwei Gummizellen für Häftlinge, die die Beherrschung verloren oder sich nicht an die strengen Anstaltsregeln hielten.

Statt mit Schlafentzug und physischer Gewalt wie in den fünfziger Jahren wurden die Häftlinge nun vor allem mit psychologischen Methoden zermürbt. An der Hochschule des Staatssicherheitsdienstes in Potsdam wurden diese erforscht und gelehrt. Uniformierte Mitarbeiter nahmen die Häftlinge bei ihrer Einlieferung in Empfang, führten die obligatorischen Körperdurchsuchungen durch und schlossen sie in den Zellen ein. Sie beobachteten die Gefangenen pausenlos durch den Türspion, um Verstöße gegen die «Haftraumordnung» zu verhindern. Sie reichten ihnen das Essen durch eine kleine Luke und brachten sie zur Vernehmung, wobei sie sich mit den Häftlingen nicht unterhalten durften. Beim Öffnen der Zellentür mussten die Häftlinge zurücktreten und sich mit ihrer Gefangenennummer melden, nachts eine bestimmte Schlafhaltung (Kopf zur Tür, Hände auf die Decke) einnehmen. Über den Ort ihrer Haft liess man sie bewusst im Unklaren. Systematisch bekamen sie durch das gesamte Haftregime das Gefühl vermittelt, einem allmächtigen Staat hilflos ausgeliefert zu sein.

Von der Aussenwelt hermetisch abgeschnitten und von den Mitgefangenen meist streng isoliert, wurden die Gefangenen durch speziell ausgebildete Vernehmer monatelang verhört, um sie zu den gewünschten Aussagen zu bewegen. Oft wurden sie dadurch unter

Druck gesetzt, dass man ihnen langjährige Haftstrafen androhte, wenn sie sich nicht «kooperationswillig» zeigten. Die Gummiparagraphen des DDR-Strafgesetzbuches erlaubten es dem MfS, gegen nahezu jedes Verhalten strafrechtlich vorzugehen. Die Vernehmer entschieden auch in der Haft über Disziplinarstrafen, verschärften Arrest sowie über die Gewährung von medizinischer Betreuung, Schreib- und Lesemöglichkeiten, Hofgang oder Besuch. Der Häftling, der normalerweise auf einem speziellen Holzschemel in einer Ecke neben der Tür zu sitzen hatte, war diesem Psychoterror meist monatelang ausgeliefert (vgl. die Berichte von Dieter Borkowski, Klaus Schulz-Ladegast, Sigrid Paul und Klaus Kordon in diesem Band).

Nach dem Mauerbau am 13. August 1961 wurden in Hohenschönhausen vor allem Menschen festgehalten, die aus der DDR fliehen oder ausreisen wollten. Darüber hinaus waren aber auch SED-Kritiker wie der Dissident Rudolf Bahro, der Schriftsteller Jürgen Fuchs oder die Bürgerrechtlerinnen Freya Klier und Vera Lengsfeld in Hohenschönhausen inhaftiert (vgl. deren Berichte auf S. 268 ff., 334ff. und 318 ff.). Alles in allem durchliefen von 1951 bis 1989 etwa 20'000 Menschen die zentrale Untersuchungshaftanstalt des MfS.

Auf dem Gefängnisgelände in der Genslerstrasse befand sich bis 1990 auch noch das sogenannte Haftkrankenhaus. Es unterstand dem Zentralen Medizinischen Dienst des MfS. Hier hielt der Staatssicherheitsdienst erkrankte Häftlinge, angeschossene Flüchtlinge oder Gefangene, die in den Hungerstreik getreten waren, in speziellen Krankenzellen fest. Das Personal, einschliesslich Ärzte, Pfleger und Krankenschwestern, bestand ausschliesslich aus MfS-Mitarbeitern, die regelmässig die ärztliche Schweigepflicht verletzen und den Vernehmern über das Verhalten und den Zustand der Häftlinge berichteten. Politische Gefangene bezeugten später, wie sogar die medizinische Behandlung für Zwecke des Staatssicherheitsdienstes missbraucht wurde (vgl. den Bericht von Waltraud Krüger, S. 303 ff.).

Das Gefängnis in Berlin-Hohenschönhausen war, wie erwähnt, nur eine von insgesamt 17 Untersuchungshaftanstalten des MfS.

Hinzu kamen 32 Untersuchungsgefängnisse und 44 Strafvollzugs-einrichtungen des DDR-Ministeriums des Innern, in denen politische und kriminelle Gefangene gemeinsam festgehalten wurden. Alles in allem gab es in der DDR im Herbst 1989 mehr als 90 Gefängnisse mit über 27'000 Häftlingen. Aus politischen Gründen kamen seit Gründung der DDR zwischen 200'000 und 250'000 Menschen ins Gefängnis. Allein zwischen 1960 und 1990 wurden etwa 230'000 Menschen wegen Delikten wie «staatsfeindliche Hetze», «ungesetzlicher Grenzübertritt» oder «asoziales Verhalten» verurteilt. Hinzu kommen etwa 50'000 politisch motivierte Verurteilungen in der Zeit davor. Etwa 35'000 wurden seit Mitte der 60er Jahre für insgesamt 2,5 Milliarden D-Mark von der Bundesrepublik freigekauft.

Im Repressionssystem der DDR bildeten die Haftanstalten nur die Spitze des Eisbergs. Noch wichtiger als die Verhaftung und Verurteilung von Fluchtwilligen oder Andersdenkenden war die abschreckende Wirkung dieser Massnahmen auf den Rest der Gesellschaft. Den meisten Menschen in der DDR war immer bewusst, dass man sie, wenn sie sich auflehnten, jederzeit verhaften könnte und sie dem Staatssicherheitsdienst dann schutzlos ausgeliefert wären. Sie wussten, dass das MfS eine nur in totalitären Staaten mögliche Machtfülle besass. Der Staatssicherheitsdienst vereinigte in sich nicht nur Inlands- und Auslandsnachrichtendienst (die in der Bundesrepublik getrennt sind), sondern besass auch bewusst Befugnisse von Polizei und Staatsanwaltschaft, so dass es jederzeit Ermittlungsverfahren eröffnen und Verhaftungen vornehmen konnte. Die zentral angeleitete DDR-Justiz exekutierte anschliessend in der Regel das, was ihr vom MfS vorgegeben wurde. Auch der Strafvollzug wurde vom Staatssicherheitsdienst intensiv überwacht. Eine parlamentarische Kontrolle seiner Aktivitäten wie bei den Geheimdiensten der Bundesrepublik gab es ebensowenig wie die Möglichkeit, gegen seine Massnahmen ein Verwaltungsgericht anzurufen.

Das 1950 gegründete Ministerium verstand sich selbst als «Schild und Schwert» der mit diktatorischen Mitteln regierenden SED. Seine Aufgabe war es, jeden Widerstand gegen die Herrschaft

der kommunistischen Funktionäre auszuschalten und deren Macht gegen alle Angriffe und Gefahren zu verteidigen. In den ersten Jahren nach Gründung der DDR im Oktober 1949 geschah dies mit einem brutalen, vergleichsweise primitiven Instrumentarium. Später, nach dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 und dem Beginn der Entspannungspolitik Anfang der 70er Jahre, verfeinerten sich die Methoden immer mehr. Bereits seit dem Aufstand am 17. Juni 1953 war der Staatssicherheitsdienst zunehmend bestrebt, Gefährdungen der SED-Herrschaft möglichst *vorbeugend* zu erkennen und zu zerschlagen.

Der Kontroll- und Überwachungsapparat des MfS wurde im Laufe der Jahre deshalb immer weiter ausgebaut; das Personal verdoppelte sich etwa alle zehn Jahre. 1989 verfügte der DDR-Staatssicherheitsdienst über 91'000 hauptamtliche und annähernd 180'000 Inoffizielle Mitarbeiter (IM) – mehr als die Bundeswehr heute Soldaten hat (zum Vergleich: Die mehr als dreimal so bevölkerungsstarke Bundesrepublik beschäftigte zum selben Zeitpunkt rund 15'000 Geheimdienstmitarbeiter, die nationalsozialistische Gestapo hatte für das gesamte Deutsche Reich nur 7'000 Mann). Allein in Ost-Berlin hörte die Staatssicherheit rund 20'000 Telefonanschlüsse ab, und die für die Postkontrolle zuständige Abteilung M des MfS kontrollierte landesweit jeden Tag etwa 90'000 Briefe. In die Arbeit des MfS flossen 1989 über vier Milliarden DDR-Mark aus dem ostdeutschen Staatshaushalt, davon mehr als die Hälfte für Personalkosten. Der so aufgeblähte Sicherheitsapparat trug zweifellos mit zum wirtschaftlichen Kollaps der DDR bei.

Durch seine Informanten, seine technischen Möglichkeiten und den Zugriff auf Banken, Betriebe, Schulen und sogar Ärzte konnte das MfS die Bevölkerung nahezu vollständig überwachen. Die zahlreichen Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) berichteten dabei nicht spontan, sondern wurden mit wissenschaftlichen Methoden rekrutiert und gelenkt; in den Augen Mielkes waren sie die «Hauptwaffe» des MfS. Gleichwohl war die DDR-Bevölkerung kein Volk von Spitzeln. Von den zuletzt gut 16 Millionen Einwohnern fand

sich nur etwa ein Prozent zu einer Zusammenarbeit mit dem MfS bereit; ein Drittel der bereits geplanten Anwerbungen scheiterte. Die grosse Mehrheit wollte mit dem Überwachungs- und Unterdrückungsapparat der Stasi nichts zu tun haben.

Seit 1957 wurde das MfS von Erich Mielke geleitet. Schon vor der Gründung des SED-Staates hatte er die kommunistische Geheimpolizei mit aufgebaut, als Staatssekretär führte er in den 50er Jahren viele Verhöre persönlich durch (vgl. die Berichte von Kurt Müller und Fritz Sperling, S. 101 ff. und S. 147 ff.). Seit 1976 gehörte Mielke auch dem engsten Machtzirkel der DDR – dem Politbüro der SED – an. Ab 1980 bekleidete er den Rang eines Armeegenerals.

Erst die friedliche Revolution im Herbst 1989, die das Ende der SED-Diktatur einleitete, führte zur Auflösung des Staatssicherheitsdienstes und seiner Gefängnisse. Im November 1989 trat die DDR-Regierung – und damit auch Erich Mielke – zurück, im Dezember kam der ehemalige Stasi-Chef sogar in Untersuchungshaft. Bis zum März 1990 wurden alle Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes entlassen.

Wegen seiner Taten als Minister für Staatssicherheit wurde Erich Mielke nie bestraft. 1993 verurteilte ihn das Berliner Landgericht vielmehr wegen eines 62 Jahre zurückliegenden Polizistendoppelmordes auf dem Berliner Bülowplatz (heute Rosa-Luxemburg-Platz) in Berlin-Mitte zu sechs Jahren Gefängnis. Bereits zwei Jahre später wurde er vorzeitig auf Bewährung entlassen. Er starb am 21. Mai 2000 in einem Berliner Altersheim. Von Mielkes vier Stellvertretern kam nach dem Ende der DDR kein einziger in Haft. Trotz zahlreicher dokumentierter Menschenrechtsverletzungen und Gewalttaten musste aus dem Korps der 91'000 hauptamtlichen Stasi-Mitarbeiter nach der Wiedervereinigung nur einer ins Gefängnis; in betrunkenem Zustand hatte er zwei Menschen erschossen und war dafür nie zur Rechenschaft gezogen worden.

Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990 wurde die Haftanstalt in Berlin-Hohenschönhau-

sen für immer geschlossen. Auf Initiative früherer Häftlinge stellten die Behörden das Areal 1992 unter Denkmalschutz, 1994 begann der Aufbau einer Gedenkstätte. Seit Juli 2000 ist sie eine selbständige Stiftung öffentlichen Rechts. Sie hat die Aufgabe, die Geschichte der Haftanstalt Hohenschönhausen in den Jahren 1945 bis 1989 zu erforschen, über Ausstellungen, Veranstaltungen und Publikationen zu informieren und zur Auseinandersetzung mit den Formen und Folgen politischer Verfolgung in der kommunistischen Diktatur anzuregen. Da grosse Teile des Gefängnisses fast unverändert erhalten geblieben sind und meist ehemalige Gefangene die Besucher durch das Gelände führen, vermittelt die Gedenkstätte ein besonders authentisches Bild des Haftregimes in der DDR. Mit jährlich über 170'000 Besuchern gilt sie als wichtigster Erinnerungsort für die Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft in Deutschland.

In diesem Buch kommen 24 ehemalige Häftlinge aus Hohenschönhausen zu Wort. Da die Geschichte des Haftortes – wie die der SED-Diktatur – bereits 1945 beginnt und sich bruchlos bis 1989 fortsetzte, stehen im ersten Teil zunächst Berichte von Gefangenen der sowjetischen Geheimpolizei. Im zweiten Teil schildern mehrere Häftlinge, wie sie Anfang der 50er Jahre noch von sowjetischen und DDR-Vernehmern zusammen verhört wurden. In den darauffolgenden Teilen erzählen Gefangene aus der Zeit, als das Gefängnis nur noch vom Staatssicherheitsdienst gelenkt wurde. Auf diese Weise wird anschaulich, wie sich Haftregime und Vernehmungsmethoden allmählich veränderten – und doch fast alle Gefangenen ihre Haft als die schlimmste Zeit ihres Lebens empfanden. Um alle Aspekte des Haftortes Hohenschönhausen zu berücksichtigen, berichten einige Verfolgte auch über das benachbarte Arbeitslager und über das Haftkrankenhaus des Staatssicherheitsdienstes.

Bis auf die als Kassiber aus dem Speziallager herausgeschmuggelten Briefe von Heinrich George handelt es sich bei den Texten um schriftliche Berichte, die die Gefangenen erst nach ihrer Freilassung anfertigen konnten. In der Regel sind es dokumentarische Texte. Die Schriftsteller Jürgen Fuchs und Klaus Kordon haben ih-

re Erlebnisse dagegen in literarischer Form verarbeitet. Aus den Textvorlagen wurden Auszüge ausgewählt, die die Haftzeit in Hohenschönhausen betreffen (für die meisten Gefangenen ging die Haftzeit danach noch jahrelang weiter). Die Auszüge erhielten einen neuen Titel, für den die Verfasser nicht verantwortlich zeichnen; kleinere Fehler wurden stillschweigend berichtigt. Um möglichst anschauliche Berichte zu veröffentlichen, die aus noch frischer Erinnerung herausgeschrieben wurden, enthält der Band auch eine Reihe von Beschreibungen, die bereits früher publiziert wurden; die anderen Texte sind Erstveröffentlichungen (vgl. das Quellenverzeichnis, S. 378 ff.). Redaktionell wurden die Beiträge von Sandra Gollnest unter Mitarbeit von Peter Erler bearbeitet.

Die Berichte in diesem Buch geben ein anschauliches Bild über die Haftbedingungen in Hohenschönhausen zwischen 1945 und 1988. Auf bedrückende Weise zeigen sie die Ohnmacht eines Häftlings, der zu verschiedenen Zeiten in die Fänge einer totalitären Diktatur geriet. Sie strafen damit die Behauptungen früherer Stasi-Offiziere Lügen, dass es an diesem Ort doch immer nur nach Recht und Gesetz zugegangen wäre. Anders als im preisgekrönten Film «Das Leben der Anderen» von Florian Henckel von Donnersmark machte keiner der in Hohenschönhausen Inhaftierten die Erfahrung, dass ihm ein Offizier des Staatssicherheitsdienstes heimlich zu Hilfe kam.

Die hier veröffentlichten Berichte demonstrieren aber noch etwas anderes: Sie zeigen, dass sich selbst in der Situation grösster Erniedrigung politische Überzeugungen und menschliche Charakterstärke gegenüber einem unmenschlichen Regime behaupten können. Nicht die fiktiven, von Skrupeln gepackten Täter im Kino, sondern die realen, von einer Diktatur gequälten Opfer sind deshalb die wahren Helden der Geschichte.

Hubertus Knabe

DIE 40er JAHRE

WALTER PRITZKOW
Die Einlieferung

Walter Pritzkow (1924-2004) war Student und kam im August 1945 mit 21 Jahren wegen «Waffenbesitz» in das sowjetische Speziallager.

Am Abend des 1. August 1945, nachdem ich schon fünf Tage in diesem furchtbaren Verlies lebte, wurde mein Name bei der Transportliste für die Nacht mit aufgerufen. Etwa gegen zwölf Uhr nachts öffnete man die Tür. Einzeln mussten wir hinausschlüpfen und hintereinander auf dem dunklen Hof antreten. Wir waren von Russen dicht umstellt, die ihre Maschinenpistolen auf uns gerichtet hatten. Wenn sie geschossen hätten, hätte es untereinander ein grosses Blutbad gegeben. Dann rauf auf den offenen Lkw. Zu den üblichen dreiunddreissig Menschen auf dem Wagen kam noch ein Posten und ein Hund. Im Führerhaus des Lastwagens drängelten sich weitere NKWD-Leute.¹

Das Tier kroch uns, die wir keine Bewegung machen durften und in der Enge auch nicht konnten, über die Köpfe. Wir spürten seinen heissen, hechelnden Atem. Dann lud der Posten vor unseren Augen seine Pistole durch und feuerte gleich zur Probe einen Schuss in die Luft. In wilder Fahrt ging es durch die Friedrichstrasse und über die Strasse Unter den Linden. Damals herrschte ja noch um zweiundzwanzig Uhr Sperrstunde. Die «Linden» waren von Scheinwerfern erhellt, an den Ecken lagen Maschinengewehrposten. Die Freiwachen dösten daneben in den von den Russen so geliebten Klubsesseln.

Die Schlossbrücke schien besonders gesichert. Hier wurde auch eine generelle Fahrzeugkontrolle durch die sowjetische Militärpolizei gemacht. Doch es bedurfte nur eines kurzen Zurufs unseres Transportkommandanten, dass das «Pascholl»² erklang. Unsere Neugier über das Ziel der Fahrt war sehr gross. Im Keller gingen die tollsten Gerüchte herum. Einige glaubten, wir führen bloss bis zu einem Bahnhof und von da mit dem Zug nach Sibirien, andere nannten Ziele in der Umgebung der Stadt. Auch mir hatte der zivil gekleidete NKWD-Kommissar mit rollenden Augen, gefletschten Zähnen und drohend geschwungener Pistole «Sibir» gesagt. Wie ich von einem Dolmetscher aber bald darauf hörte, ist das nur die sowjetische Bezeichnung für Arbeitslager. Genaues über unser Ziel wusste deshalb niemand, weil auch die Leute, die wir von solchen Transporten manchmal zurückkommen sahen, von uns getrennt gehalten wurden.

Nachdem sich der Fahrer augenscheinlich mehrere Male verfranst hatte – wir waren in verschiedene Sackgassen gefahren –, hielten wir endlich vor dem hellerleuchteten Torweg eines grossen Gebäudes, dessen Eingang noch mit dem nationalsozialistischen Hoheitszeichen «geschmückt» war. Ich glaubte, dem sachlichen Bau nach eine Kaserne vor mir zu haben, erhielt jedoch von anderen Fahrtgenossen, die die Gegend von früher her kannten, den Hinweis, dass wir uns in Hohenschönhausen vor der früheren NSV-Küche³ befänden. Diese Einrichtung hatte man, wie ich hörte, Anfang des Krieges gebaut, als die Luftangriffe auf Berlin begannen. Sie lag sehr geschickt und unauffällig am Nordostrand der Stadt und besass gute Verbindungen zu den anderen Stadtteilen. So überstand sie den Krieg auch unbeschadet. Von dieser NSV-Zentralküche aus also kamen immer nach Bombenangriffen in den Sammelstellen für die Menschen, deren Wohnungen zerstört waren, ungeahnt schnell warme und kalte Mahlzeiten.

Die grosse Kapazität der Anlage machte es möglich, dass auch bei den späteren Flächenangriffen niemand lange auf Essen zu warten brauchte. Von dieser Einrichtung wussten genau eigentlich nur diejenigen, die damit zu tun hatten, sowie die Bewohner der näch-

sten Umgebung, die aber wohlweislich sicherheitshalber den Mund hielten. Wir Ankömmlinge aus dem Westteil der Stadt hatten davon nichts geahnt.

Nach geraumer Zeit, während der die Posten des Lagers uns Neuankömmlinge neugierig beäugten, durften wir endlich aussteigen. Auf der Fahrt hatte uns ein Russe schon darüber aufgeklärt, dass wir es ja nicht wagen sollten, uns als krank zu melden. Er meinte: «Stock gut Doktor.» Nachdem man uns durch das Tor geführt hatte und wir dann dort Aufstellung nehmen mussten, wurden wir nach Ansteckungskrankheiten gefragt und wiederum mit Prügel bedroht, wenn wir etwas verschwiegen. Nach Tbc wurde dabei überhaupt nicht gefragt. Typisch und verständlich, dass die Russen offensichtlich grosse Furcht vor Geschlechtskrankheiten hatten. Man merkte der russischen Ärztin förmlich an, dass sie einen eingelernten Satz sprach, als sie sich so vernehmen liess: «Tripper, Schanker, Syphilis, sonst noch was?»

Ich meldete mich aber trotzdem mit offener Lungentuberkulose. Mein Name wurde daraufhin sofort ausgetragen, und ich kam auf den Wagen zurück. Dass die Rückfahrt ohne Misshandlung vor sich ging, verdankte ich einem besonderen Glücksumstand. Diejenigen Soldaten, die uns hergebracht hatten, stellten nämlich die Ablösung derjenigen Soldaten der Lagerwache dar, die ebenfalls aus der Marienstrasse⁴ gekommen waren. Sie machten vom langen Wachen einen müden Eindruck und hatten daher eine menschliche Ader. Sie gaben mir sogar von ihrem Tabak ab. Im Lichte eines aufflammenden Streichholzes erkannte mich ein kleiner asiatischer Soldat und nannte freudig grinsend meinen Namen. Es gab mit mir, als wir wieder in der Marienstrasse anlangten, kein grosses Federlesen. Ich kam auch, was sonst noch nie geschehen war, in den Keller zurück, der so schlechte Luft hatte. Der alte Ministerialrat war gerade verschieden. Am nächsten Morgen wurde mir gesagt, dass ich entweder die Wahl hätte, hier im Keller zu krepieren oder aber im Lager bei der Aufnahme meine Krankheit zu verschweigen. Am nächsten Abend stand ich also wiederum auf der Transportliste.

In Hohenschönhausen erneut die gleiche Prozedur. Dieses Mal meldete ich mich nicht. Doch die junge russische Ärztin, die sich jeden der Reihe nach wortlos ansah, erkannte mich natürlich. Sie fragte, warum ich denn schon wieder da sei, und machte dem Transportkommandanten Vorwürfe. Ich bat sie, mich doch hierzubehalten, wo doch frische Luft wäre, denn im Keller würde ich ersticken. Sie erklärte, dass ich mich sofort in der Ambulanz zu melden hätte, und ich durfte dableiben. Nachdem sie alle angesehen hatte, kam sie noch einmal zurück und fragte: «Nein Popo krank?» Und sie freute sich sichtlich, als wir das alle bejahen konnten.

Die nächste Station auf dem Kalvariengang⁵ in das Lager war die Filzbude. Dort wurde man alles los, was man nicht noch schnell beiseitebringen konnte. Dann wurden wir von Ausländern, wie sich später herausstellte, meist Polen⁶, übernommen und aus dem Vorhof des Lagers durch einen Drahtzaun in das Hauptlager gebracht. Sie trugen alle schwere Spazierstöcke, die sie als Schlaginstrumente benutzten. Ein Beinamputierter, der mit uns gekommen war, hatte einen Ebenholzstock. Ein Pole nahm ihm seine Stütze weg und probierte sie gleich auf seinem Rücken aus.

Im Hauptlager mussten wir trotz Regen und Kälte die ganze Nacht hindurch auf einem Fleck stehen. Die Posten beleuchteten uns von den provisorischen Türmen herab mit Scheinwerfern. Wir waren etwa um 24 Uhr angekommen. Gegen Morgen wuchs unser Häuflein auf 133 Personen an, die auch von anderen NKWD-Dienststellen herbeigebracht wurden. Zwischendurch holte man Gruppen von jeweils fünf Mann in ein kleines Holzhaus, wo die Polen die Filzerei auf eigene Faust weiter betrieben. Hier musste man seine Finger vorzeigen, angeblich zur Untersuchung auf Krätze, dann wurden die Füße abgefühlt, denn ganz Gerissene konnten wohl Ringe auf den Fusszehen haben. Ich war aber noch schlauer. Inzwischen besass ich mehr als eine Künstlermähne, und da sassen säuberlich eingeknotet meine Ringe drin.

Als der Frühnebel den Turmposten die Sicht verwehrte, begannen wir vorsichtig kleine Streifzüge. Wir sahen zu unserem Schre-

cken durch ein Barackenfenster hindurch Hunderte von Menschen mit kahlgeschorenen Köpfen auf dem Fussboden und den doppelstöckigen Holzpritschen der bekannten russischen Bauart liegen. Vor der Barackentür standen ehemalige NSV-Essenkübel, die jetzt als Abort dienen mussten. Sie waren gestrichen voll, denn die Latrine, die weiter ab lag, durfte in der Nacht nicht aufgesucht werden. Um 5 Uhr wurde geweckt, und das Lager trat zum Appell an. Dann erhielten die Insassen eine dünne Kartoffelflockensuppe. Wir noch nicht, obwohl wir sehr hungrig und durstig waren.

So hatten wir Musse, die ganze Zeremonie zu studieren. Die einzelnen Gruppen, ich glaube es waren acht, entsprechend deutschen Bataillonen, formierten sich zu Zehnerreihen. Essenträgerkolonnen brachten von der Küche in grossen Zinkwannen die Flüssigkeit, und an drei oder vier Stellen waren Polen und Russen beim Ausschütten. Kurz vor dem Essensausgeber standen immer zwei Mann mit grossen hölzernen Tragekisten, in denen sich Essgefässe türmten. Trotzdem waren immer zuwenig da. Polen liefen deshalb mit dem Ruf «dawai Schissel» herum. Die Frauen in der Abwaschküche konnten die Arbeit kaum bewältigen, und oft kam es zu Stockungen, weil überhaupt keine Gefässe mehr zur Hand waren. Eine Postenkette versuchte dafür zu sorgen, dass niemand doppelt empfing, doch gab es immer welche, denen das doch gelang. Es dauerte über zwei Stunden, bis der letzte Mann, schon ganz weiss vor Hunger, seinen Schlag Essen bekam. Dann erhielten wir 133 Neuankömmlinge endlich einen Sack Hartbrot, der nun gewissenhaft, Krümel für Krümel, aufgeteilt wurde. Die Kiefer schmerzten vom Kauen, die Augen tränkten, doch der Magen hatte wenigstens etwas zu arbeiten.

Als nächste Zeremonie folgte eine Registrierung für Zwecke der Arbeitseinteilung und dann das Kahlscheren. Die wenigen, die keine Krätze hatten, durften baden. Ich litt natürlich auch an Krätze und musste mich deshalb einschmieren lassen. Die meisten von uns Neuankömmlingen, die in der Regel alle einige Monate im Dreck der GPU-Keller⁷ ohne Waschen und sonstige Hygiene überlebt hatten, waren von dieser Krankheit befallen.

Krätze wird bekanntlich durch besondere Milben hervorgerufen und übertragen. Diese verursachen einen unerträglichen Juckreiz und als Folge einen stinkigen, zerkratzten Körper.

Soweit mir bekannt ist, war Krätze vor der sowjetischen Besetzung im Mai 1945 zumindest in Berlin unbekannt. Sie wurde offensichtlich von und mit den östlichen Besatzungstruppen eingeschleppt, die zum Teil wohl das ziemlich letzte Aufgebot der Sowjets darstellten. Sie trugen Lederstiefel, die nur Holzsohlen hatten. Nicht wenige kamen in echten Panjewagen, die mit alten Matratzen ausgepolstert waren. Das ergab natürlich die ideale Brutstätte für Krätzemilben, zumal die sowjetischen Soldaten viele Wochen lang auf ihrem Vormarsch auch keine Gelegenheit gehabt haben dürften, sich diese Quälgeister vom Leib zu halten. Die Krätzebehandlung durch die NKWD geschah also nicht etwa aus Menschenfreundlichkeit, sondern war in der konkreten Furcht begründet, dass wir verdreckte Gefangene die inzwischen von Krätzmilben freien Russen erneut mit dieser üblen Sache anstecken könnten.

Mein Körper sah jedenfalls so ekeleregend aus, dass der Sanitäter mich aufforderte, die Einreibung selbst vorzunehmen. Das Präparat wirkte gut, eine schwefelhaltige Flüssigkeit, Mitigal.

Bei der Einreihung in den Lagerverband kamen wir in die Gruppe 6, Herzog⁸. Mit dem Gruppenführer⁹ hatte ich die ersten Tage meiner Haft in der Kastanienallee in Charlottenburg gesessen. Als ich ihn begrüßte, sah er mich scheel an. Ich wunderte mich. Erst zögernd erklärte er mir dann sein Misstrauen: Er war später als ich in den Keller gekommen und hatte deshalb, weil ich mir einige russische Sprachbrocken angeeignet hatte, mit denen ich mich etwas verständigen konnte, geglaubt, dass ich ein russischer Spitzel sei.

Am Abend des ersten Tages begann auch die Fingerabdruckaktion. Wir versuchten irgendein System zu ergründen, nach welchem der Personenkreis für den Fingerabdruck ausgewählt wurde, kamen jedoch nicht hinter das Geheimnis. Wie immer, so war es auch hier das System der scheinbaren Systemlosigkeit, das ganz bewusst zur Irreführung diente. Langsam fand man sich in kleinen

Gruppen zusammen, wie sie beim Essenempfang notwendig waren, denn oft erhielt einer einen Topf, in den mehrere Liter Essen hineingingen für mehrere Männer, und da war es gut, wenn man sich kannte. Der abendliche Appell¹⁰ dauerte meist mehr als drei Stunden. Man suchte bald darauf Leute mit lauten Stimmen, die Marschblocklisten verlesen sollten. Ein Bulgare, Bebel Madjaroff¹¹ mit Namen, dandyhaft gekleidet und parfümiert, mahnte, wir sollten uns nicht vor den Marschblocks drücken, denn sonst würde unsere Akte ganz zum Schluss bearbeitet werden. Der Marschblock ginge aber in das Entlassungslager. In dieser Zeit waren die Leute, die in der Kartei beschäftigt wurden, ebenfalls Gefangene wie wir, begehrte Nachrichtenquellen, denn nur ihnen war es möglich, vielleicht etwas über das wirkliche Ziel der Marschblocks herauszubekommen. Es wurden sogenannte WP¹²-Blocks aufgestellt, die sich aus Angehörigen der Wehrmacht und der Polizei zusammensetzten, die Parteigenossen gewesen waren. Beileibe kamen nun längst nicht alle Männer, die dieser Kategorie angehörten, mit diesen Transporten weg. Als Transportziel der WP-Blocks munkelte man von östlichen Gegenden wie Weesow, Werneuchen, Ketschendorf, aber auch von den nördlich gelegenen Neubrandenburg und Sachsenhausen¹³. Das Dorf Weesow ist übrigens als «Weesowsk» in die Passionsgeschichte der Internierten eingegangen.¹⁴

Wie mir die Ärztin befohlen hatte, war ich, nachdem wir in den Lagerverband eingegliedert waren, sofort zur Ambulanz gegangen und hatte mich krankgemeldet. Ich wurde daraufhin der 3. Gruppe zugeteilt, zu der auch die Tbc-Hundertschaft gehörte. Als Gruppenführer fungierte der frühere Aufmarschleiter des Sportpalastes, Reinhard.¹⁵ Während die Gruppe 6, Herzog, in der riesigen, zwei Stock hohen früheren Küchenschiffshalle vegetierte, wo die Männer des Nachts froren, lag Gruppe 3 darunter in einem niedrigen, langgestreckten Kartoffelkeller.¹⁶ Man konnte gerade stehen. Bis zu 700 Mann waren hier untergebracht. Durch die laufenden Verhaftungen stieg die Belegschaftsstärke des Lagers bis auf 6'000¹⁷ Mann an.

Am Morgen stand die Kloake, die aus den beschädigten Abwas-

serrohren kam, fusshoch im Keller und «verbesserte» die Luft. Die Leute mit dem goldenen «S», die angeblichen Syphilisten, hatten die tägliche Spezialaufgabe, mit einer Handpumpe den Keller wieder trockenzulegen. Wir waren übereinstimmend der Meinung, dass wahrscheinlich kaum einer der Leute mit dem goldenen «S», wie sie im Lagerjargon genannt wurden, wirklich Syphilis hatte. Es war anzunehmen, dass die allermeisten von ihnen in Kenntnis der russischen Furcht vor Geschlechtskrankheiten einfach behaupteten, an dieser Sache zu leiden, die man ja wohl längst nicht immer auf den ersten Blick erkennen kann. Ausserdem erschien es unwahrscheinlich, dass es im damaligen Berlin allgemein und unter den von der NKWD Verschleppten speziell soviel Syphilisten geben sollte. Die Toilettenverhältnisse musste man als katastrophal bezeichnen. In den ersten Wochen des Bestehens – das Lager wurde Ende Juni eingerichtet – waren nur unbedeckte Latrinengräben vorhanden. Jetzt hatte man schon überdachte Donnerbalken, die von beiden Seiten benutzt wurden. Bei den vielen Durchfällen konnte man sich leicht vom rückwärtigen Gegenüber eine Portion «Sommerprossen» einhandeln. Als Desinfektionsmittel für die Hände stand am Eingang eine grosse Teertonne mit Chlorkalklösung, an der ein Posten, der mit einem langen Stab die Lösung umrührte, darüber wachte, dass jeder seine Hände dort hineintauchte. Chlorkalk kam auch in die Rinnen der Toilette, wodurch dort eine sehr salzsäurehaltige Luft herrschte, so dass man kaum atmen konnte.

Die Küche war das Dorado der gefangenen Ausländer, besonders der Polen. Aber auch Heinrich George¹⁸, den man damals wohl weniger seiner künstlerischen Qualitäten, sondern mehr seiner Körperfülle wegen achtete, fungierte dort formell als Koch.

Nach bewährtem russischem Muster erhielten die Gruppen- und Hundertschaftsführer besseres und mehr Essen als die Masse, so dass sie sich zu Antreiberdiensten hergaben. Besonders übel zeigte sich hierbei der Gruppenführer Vollrath¹⁹ von Gruppe 5, der alte Leute schlug und seine Gruppe aus nichtigem Anlass stun-

denlang in «swyrna»²⁰, das ist der russische Begriff für «stillgestanden», stehen liess. Seltsamerweise grinnten die NKWD-Leute nur und liessen ihn gewähren. Auch der Führer der Quarantänebaracke, ein gewisser Krause aus Königswusterhausen, zeigte sich als übler Menschenschinder.

Wir Tbcisten wurden von solchen Schikanen bald befreit. Eine russische Ärztin im Majorsrang, die auch gefangen gehalten wurde – ihr Verbrechen bestand darin, dass sie sich mit ihrem Lazarett unverwundet in deutsche Gefangenschaft begeben hatte –, sah unsere Notlage und liess uns in einem abgesonderten Raum «Komnata 1», das heisst Stube 1, unterbringen. Dort hatten wir bessere Luft, und es war nicht so eng. Wir konnten uns auch mehr Essen aus der Küche holen, so dass wenigstens keiner von uns Kranken mehr Hunger zu leiden brauchte. Die Stimmung besserte sich danach, doch mehrten sich die Fälle von Wassersucht.²¹

Aus Schikane wurden wir Kranken von dem damit beauftragten Polen aber gerade immer nachts zum Duschen herausgeholt und mussten dann oft stundenlang im Kalten stehen, ohne Rücksicht auf unsere mangelhafte Bekleidung. Dabei habe ich mich auch einmal tüchtig erkältet. Erkältung äussert sich bei schlechtem Körperzustand meist in Magenschmerzen oder in Durchfall. Von Schmerzen gequält, stand ich tags darauf in einer sonnigen Ecke, um mich zu wärmen, als mir jemand auf die Schulter schlug. Es war kein anderer als der Mann, dem ich damals in der Marienstrasse meinen Regenmantel gegeben hatte. Er stellte ihn mir sofort wieder zur Verfügung, und so konnte ich mich nachts wenigstens zudecken. Bald darauf wurde er in einen Marschblock eingeteilt. Es war ein sehr regnerischer August, und es goss in Strömen. Ich gab ihm deshalb meinen Mantel abermals zurück. Ich hatte inzwischen eine andere Gelegenheit gefunden, um mich nachts zuzudecken: Zu unserer Hundertschaft war ein Strassenbahner gekommen, der sehr fror, da er immer Fieber hatte. Er war dick angezogen und auch sonst ganz gut ausgestattet. Ausser einem Wintermantel besass er noch eine grosse, dichte Militärdecke, die man ihm seltsamerweise nicht ab-

genommen hatte. Er teilte sie nun mit mir, und ich gab ihm dafür etwas von meiner Körperwärme ab.

Das Duschen war keine Erfrischung, sondern eine Qual. Es war aber notwendig, denn sonst hätten uns die Läuse aufgefressen. Trotzdem wir keine Textilunterlagen und Kissen besaßen, waren die «Helden-U-Boote», wie die Läuse im Lagerjargon wegen ihrer länglichen Form und grauen Farbe genannt wurden, nicht auszurotten. Allmählich fanden sich auch Wanzen ein, die später ganz allein das Feld beherrschten, denn Wanzen vertreiben die Läuse und können ihrerseits nur von Flöhen verdrängt werden.

Trotz der grossen Enge in den Räumen durften wir nur wenige Stunden am Tage ins Freie, wo dann noch überall Knüppelpolen herumstanden. Als ihnen von den Russen die Knüppel verboten worden waren, hatten sie Kabelenden, und als das endlich aufhörte, besaßen sie durch die Bank plötzlich scharf benagelte Schaftstiefel.

Mit dem Lager Hohenschönhausen unzertrennbar ist der Begriff «Heike». Das war früher eine weltbekannte Fabrik für Fleischereimaschinen.²² Die Russen machten eine Autoreparaturwerkstatt daraus, in der auch Gefangene arbeiteten.²³ Eines Tages konnten wir wirklich Entlassungen erleben. Am frühen Nachmittag wurde eine Anzahl Leute laut Liste gesucht, die sich eine Stunde vor dem Abendappell auf der Ostseite des Lagers, wo sonst niemand antrat, einzufinden hatten. Auch zum Appell waren die Leute noch nicht zurück. Wir wunderten uns, dass die russischen Zähler uns diesmal ganz besonders lange warten liessen. Plötzlich sahen wir unsere Leidensgenossen eilig, mit freudigen Mienen in ihre Unterkünfte rasen. Auf unsere Fragen antworteten sie, indem sie den Finger über den Mund legten, sie mussten also schweigen. Augenblicke später waren sie mit Gepäck, soweit sie überhaupt solches besaßen, zur Stelle. Lazarettinsassen, die im 2. Stock des Küchengebäudes lagen, konnten das Eingangstor übersehen und berichteten später, dass diese Menschen das Lager frei verlassen hätten. Aber diese Entlassung war kein Anfang, sondern nur eine Einzelaktion. Es war

auch nicht festzustellen, nach welchen Kriterien diese plötzlichen Freilassungen erfolgten.

Wir Kranke wurden nun ebenfalls in Marschblocks eingeteilt. Ein deutscher Arzt, Prof. Jentzsch²⁴, machte en passant eine flüchtige Marschfähigkeitsuntersuchung. Er sagte, wir Kranke würden alle gefahren werden. Bei den Männern der Kartei hatten wir ausgekundschaftet, dass das Ziel unseres Marschblocks das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg sei. Ich schenkte der Fama, dass wir gefahren werden sollten, keinen Glauben und massierte kräftig meine Beine, die durch die erzwungene Untätigkeit schwach zu werden drohten. Es war ein glücklicher Umstand, dass ich noch meine Lederhalbschuhe besass. Bei der missglückten Entlassung in der Marienstrasse waren sie zwar liegengeblieben. Als ich dann in das andere Haus zurückgebracht wurde, hatte ich einen Kassiber hintübergeschickt. Mit einer Leiche, die auf dem Hof von Marienstrasse 23, der am Zaun der früheren Polizeikaserne lag, wie üblich in der Latrine versenkt werden sollte, liess ich meine Schuhe vom Haus Nr. 30 hineinschmuggeln. Auf diesem makaberen Weg bekam ich sie also glücklicherweise wieder in die Hand und an die Füsse. Dieser kostbare Besitz sollte mir das Leben retten. Am Morgen des Marschtages, dem 11. September 1945, gab es eine ganz entsetzlich dünne Suppe, wie wir sie bisher noch nie erlebt hatten. Dann erhielten je fünf Mann ein Brot und jeder einen Teelöffel Zucker. Vor dem Antreten zum Marsch wurde wieder zapzeriert.²⁵ Bei dem grossen Massenandrang liess sich mit einigem Geschick allerlei durchbringen.

Da ich dieses Mal wegen der abgeschorenen Kopfhaare nicht die Möglichkeit hatte, meine Ringe dort einzuflechten, musste ich ein anderes Versteck wählen. Ein älterer Leidensgenosse, der seines Magens wegen immer eine Brotportion im Vorrat hatte, weil er das ganz frische Brot nicht vertragen konnte, gab mir diese auf dem Marsch zu tragen. Dort hinein knetete ich die Goldsachen. Da die Russen Brot grundsätzlich unbehelligt liessen, kam ich auch um alle Klippen glücklich herum. Ein kleines Taschenmesser, ein schwer verbotener Gegenstand, war in meiner Hand versteckt, die

ich bei der Leibesvisitation hochheben musste. Der Arzt im Range eines Hauptmanns, ein grosser Deutschenhasser, fragte nach Prothesenträgern, die dann gesondert aufgestellt wurden. Hierbei geschah eine völlig verrückte, nur aus unserer Situation heraus verständliche, echt tragisch komische Lage: Auf die Frage des Russen nach Prothesenträgern kam allen Ernstes aus den Reihen der Gefangenen die kaum glaubliche Gegenfrage: «Zahnprothesen auch?» Man kann sich leicht ausmalen, dass der besagte russische Arzt dabei förmlich zu explodieren schien und nach diesem ungeschickten Intermezzo nicht das kleinste Entgegenkommen mehr zu erwarten war.

Auch wir «innere Kranke» wurden ohne weiteres Federlesen den schon stehenden Gesunden angegliedert. Während der Wartezeit vor dem Lager gingen untergeordnete russische Chargen durch unsere Reihen und suchten sich von unseren Habseligkeiten noch das aus, was ihnen begehrlieh erschien. Um 7.30 Uhr begann der Marsch. Mit Kolbenstossen wurden die Passanten der Grosseleege-Strasse in die Häuser getrieben. Auf den Balkons sahen wir Familien Kaffee trinken; schreckhafte Blicke, nicht Schadenfreude, sandten sie zu uns hinüber.

Wir waren 800 Personen, davon 80 Frauen.²⁶ Diese gingen nicht vorn, wie man eigentlich denken könnte, sondern hinten. Das war eine Erfahrung, begründet in der sowjetischen Tradition der Elendsmärsche. Frauen zeigen sich nämlich in solchen Situationen grundsätzlich viel härter als Männer. In der Hauptstrasse von Weissensee wurde eine Krankenschwester in Tracht, die schwer an Paketen trug, mit dem Kolben niedergestossen, weil sie nicht schnell genug unserem Zuge ausweichen konnte. Die dünne Suppe, die man uns verabreicht hatte, drückte sehr auf die Blase, und so sah man während der ersten Kilometer viele Rinnsale auf der Strasse. Es war nämlich streng verboten, aus der Reihe zu gehen. Ein Halten gab es nicht. In den Zehnerreihen, in denen wir gingen, dauerte es erst eine ganze Zeit, bis wir Gleichschritt gefunden hatten, so dass wir nicht mehr bei jedem Schritt darauf bedacht sein mussten, dem Vordermann in die Hacken zu treten. Kurz hinter Weissensee bra-

chen die ersten Menschen zusammen, die durch monatelangen Lageraufenthalt schon geschwächt waren.²⁷

- 1 NKWD: Narodnyj Komissariat Wnutrennich Del SSR (Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten der UdSSR).
- 2 «Pascholl»: «Geh», hier als «Fahr durch» zu verstehen.
- 3 Von 1939 bis 1945 betrieb die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) eine Grossküche auf dem späteren Lagergelände.
- 4 In der Marienstrasse 23/24 in Berlin-Mitte befand sich einer von mehreren sogenannten «GPU-Kellern», von der sowjetischen Besatzungsmacht provisorisch eingerichtete Untersuchungsgefängnisse.
- 5 Anspielung auf den Kalvarienberg (Kreuzigungsberg), hier als Leidensweg zu verstehen.
- 6 Der innere Betrieb im Lager Hohenschönhausen wurde von den Häftlingen «selbst verwaltet», wie es auch im sowjetischen GULag üblich war. Im Sommer und Herbst 1945 wurde die Selbstverwaltung der Häftlinge von Polen und Russen dominiert. Sie hatten die wichtigsten Positionen im Lager inne und übten häufig die Anweisungen des sowjetischen Lagerpersonals in vorausweisendem Gehorsam aus. Mit Billigung der sowjetischen Lageradministration nutzten sie ihre Position in erpresserischer Art und Weise zu ihrem persönlichen Vorteil und misshandelten die Lagerinsassen mit Prügelstrafen.
- 7 GPU-Keller – in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung für die Haftkeller der sowjetischen Geheimpolizei. GPU (=Politische Hauptverwaltung) nannte sich diese in den zwanziger Jahren.
- 8 Es handelt sich vermutlich um den Fabrikdirektor August Herzog, geboren 1889, der am 16. Oktober 1946 nach Sachsenhausen transportiert wurde.
- 9 Die Gruppenführer gehörten zur Selbstverwaltung des Lagers. Sie standen einer Häftlingsgruppe vor, meldeten die zahlenmässige Belegung und informierten über Ab- und Zugänge. Dafür erhielten sie besseres und reichhaltigeres Essen.
- 10 Nach Inkrafttreten der Lagerordnung am 27. Juli 1945 wurden allabendliche Zählappelle im Freien eingeführt. Während der stundenlangen Namensverlesung mussten die Häftlinge angetreten stehen. Nicht selten brachen Häftlinge dabei erschöpft zusammen.
- 11 Bebel Madjaroff wurde 1912 in Sofia geboren und war in Berlin Mitarbeiter des Propagandaministeriums. 1945 verhaftete ihn die operative Gruppe Nr. 7 des NKWD und lieferte ihn in das Lager Hohenschönhausen ein. Dort war er zunächst Mitarbeiter in der Lagerselbstverwaltung und führte u.a. die Fingerabdruckaktion durch. Später agierte er als Dirigent des Lagerorchesters. Er wurde 1946 nach Sachsenhausen transportiert.
- 12 Russische Abkürzung für «woennoplennyi» («Kriegsgefangener»).
- 13 Weesow bei Werneuchen, Ketschendorf bei Fürstenwalde, Sachsenhausen in

Brandenburg und Fünfeichen bei Neubrandenburg zählten zu den insgesamt elf Standorten sowjetischer Speziallager in der sowjetischen Besatzungszone.

- 14 «Weesowsk»: ironisierende Veränderung des Ortsnamens Weesow.
- 15 Es handelt sich vermutlich um Karl Reinhard, geboren 1912, der am 16. Oktober 1946 nach Sachsenhausen transportiert wurde.
- 16 Der Kartoffelkeller gehörte zur früheren NSV-Grossküche und wurde später zum berichtigten Zellentrakt «U-Boot» ausgebaut.
- 17 Die höchste Belegung des Lagers betrug sowjetischen Unterlagen zufolge tatsächlich «nur» 4·200 Insassen.
- 18 Zu Heinrich George siehe seine Briefe in diesem Band.
- 19 Es handelt sich vermutlich um Walter Vollrath, geboren 1913, der am 16. Oktober 1946 nach Sachsenhausen transportiert wurde.
- 20 Richtig: «smirno» («Achtung!» oder «Stillgestanden!»)
- 21 Als Folge der Unterernährung kam es bei vielen Gefangenen zu einer abnormen Ansammlung von Körperflüssigkeit, die sogenannte Wassersucht.
- 22 Der Unternehmer Richard Heike erwarb 1910 in Berlin-Hohenschönhausen ein 15 000 Quadratmeter grosses Grundstück und liess dort eine Fleischmaschinenfabrik samt Verwaltungsgebäude errichten. Die «Heike-Fabrik» nahm im Frühjahr 1911 mit 250 Mitarbeitern ihre Tätigkeit auf und entwickelte sich zu einem der grössten Arbeitgeber des Bezirks. Die Produkte – Maschinen und Apparate für Fleischereien und Wurstfabriken, Geräte zur Herstellung und zum Verschliessen von Konservendosen sowie Anlagen für Schlachthöfe und die Fettindustrie – waren im In- und Ausland begehrt.
- 23 Dieses kleine Haftarbeitslager in den Gebäuden der «Heike-Fabrik» in der Freienwalder Strasse existierte bis Anfang 1949.
- 24 Professor Jentzsch, Häftling, arbeitete im September 1945 in der Sanitätsabteilung von Hohenschönhausen. Um dem chronischen Mangel an medizinischem Personal im Lager zu begegnen, nutzte die Lagerleitung Häftlinge als Sanitäter bzw. Krankenschwestern und griff auf internierte Ärzte zurück.
- 25 Nach dem Zweiten Weltkrieg war «zapzerap» ein geläufiger Ausdruck für «jemandem etwas wegnehmen».
- 26 Der Transport bestand sowjetischen Unterlagen zufolge insgesamt aus 833 Männern und 68 Frauen.
- 27 Der Transport erreichte gegen 23.00 Uhr das Speziallager Sachsenhausen. Während der Aufnahmepezedur verstarben drei der entkräfteten Gefangenen.

HEINRICH GEORGE
Briefe aus dem Lager

*Heinrich George¹ (1893-1946) war ein bekannter
Schauspieler und von Juli 1945 bis Juli 1946 im
sowjetischen Speziallager.*

Ende Juli 1945

Mein Liebstes,

ich bin glücklich, Dir endlich nach sechs Wochen eine Nachricht geben zu können. Von mir ist nicht viel zu erzählen. Die Überbringerin ist die Braut eines Kameraden, mit dem ich mich auch angefreundet habe. Ich bin aus der Untersuchungshaft des Polizeipräsidiums² ins Arbeitslager nach Hohenschönhausen abtransportiert worden. Ich hoffe, Dich am Montag zu sehen. Schreibe mir bitte sofort nach Erhalt dieses Briefes alles, was mit Euch geschehen ist, wie es den Kindern geht, Mama, Els und Ernestine³ und allen. Schreibe bitte lang und ausführlich, ich bin ausgehungert vor Sorge um Euch. Mir geht es gut, es stand schlimm, aber dass ich hierhergekommen bin, ist – wie alle bestätigen – ein gutes Zeichen. Hast Du überhaupt schon meine Nachricht mündlich übermittelt bekommen oder wie kam das Wäschepaket in die Elsässer Strasse?⁴ Vielleicht nach der Haussuchung, oder wie? Ich denke viel an Dich und die Kinder und Wannsee, soweit man überhaupt denken kann. Vielleicht kommst Du am Montag hierher und wir können uns sehen. Ich küsse Dich und die Jungens. Einen Extrakuss für Putzi⁵ zu seinem Geburtstag nachträglich. War Rühmann⁶ bei Dir? Ich schreibe

auf der Pritsche und in Eile. Ich behalte Dich lieb und in diesem Gefühl sei gegrüsst. Grüsse herzlichst Mama und Els. Sie sollen sich keine Sorgen machen.

Dein [Heinrich]

6. August 1945

Mein Liebstes,

was hab ich, oder hab ich es nicht mehr? Bist Du auch schon einem Amerikaner oder Russen verfallen? Man erlebt hier die amüsantesten Ehetragödien. Na schön! Hast Du überhaupt schon eine Nachricht von mir bekommen? Das quälendste ist diese Ungewissheit, diese ewige. Alles nur Gerüchte, ich ersehne den heutigen Nachmittag, um etwas über Dich zu erfahren oder auch nicht, ich wage erst gar nicht zu hoffen, Dich von Weitem zu sehen. Ob Du mich siehst, ist zweifelhaft! Wie geht es Dir, wie geht es den Jungens, Mama, Els und Ernestine? Wie seid Ihr untergebracht, wie lebt Ihr? Habt Ihr zu essen und alles, alles? Ich habe Sorge um Euch, Tag und Nacht denke ich nur an Euch. Es ist fürchterlich, dieser ungewisse Zustand. Von mir ist nicht viel zu schreiben, nur dass ich zum zweitenmal einen Ruhranfall hatte, diesmal aber leichter und schon wieder in der Rekonvaleszenz. Bin leider sehr geschwächt. Dann habe ich mir einen ersten Weisheitszahn ziehen lassen müssen. Weil meine Weisheit sowieso zu Ende ist, hoffentlich lassen die Zahnschmerzen, unter denen ich täglich zu leiden hatte, endlich nach. So bessert sich das Leben täglich. Ein Paar Schuhe von einem toten Kameraden habe ich auch schon empfangen, um meine nicht viel besseren zu schonen. Sonst ist man sehr nett zu mir. Die Frauen verwöhnen mich, wo sie können, stopfen meine Strümpfe, waschen und stecken mir mancherlei zu, ich sehe allerdings auch «bonvivanthaft» aus, so schlank war ich die letzten zehn Jahre nicht, selbst als Peer Gynt⁷ nicht, so werde ich bei Dir auch wieder Chancen haben. Hoffentlich kann ich Dir geistig noch folgen, denn den scheine ich hier langsam aufzugeben. Die Umschulung ist doch etwas zu radikal und gewaltsam. Aber auch dieses wird vorüberge-

hen, dann aber nischt wie weg von der Menschheit, nischt wie in den Wald oder ins oder ans Wasser. [...]

19. August 1945

Liebste Frau,

jetzt habe ich Deinen Brief schon einige Male, ich glaube zehn- oder zwölfmal gelesen. So einfach ist es nicht zu schreiben und zu lesen, häufig sind Leibes- und Zellenvisitationen, und jetzt habe ich mich entschlossen, Dir doch einen längeren Brief zu schreiben. Erstens Dank für Deine Zeilen, die mich sehr um Dich und die Kinder besorgt machen. [...]

Könnte ich Dich mit meiner Liebe behüten und bewahren vor jeglichem Ungemach, aber so bin ich dazu verdammt, die banalste Arbeit zu verrichten und nur meine Gedanken zu Euch zu schicken. Ob sie im richtigen Moment ankommen, ist auch zweifelhaft, siehe Elsässerstrasse.⁸ Deine drei Besuche und wieviel 100mal bin ich die Kellertreppe hinaufgestürzt oder habe in halber Höhe stundenlang gestanden, weil man nicht über Augenhöhe hinaufdurfte. Wie viele Gullyeimer habe ich in die Latrine gegossen, um über den Hof gehen zu können, und wie viele Stunden habe ich hinter dem Lokusfenster verbracht, auf dem stinkenden Lokus gestanden und auf die Strasse geguckt. Einmal glaubte ich, Dich in Deinem dunkelbraunen Kostüm mit Deiner braunen Kappe gesehen zu haben. Es war ein Vormittag, aber Du sahst nicht in den Flur und bliebst auch nicht stehen, also warst Du es wohl nicht. Man liess mich auch nicht mehr auf die Strasse zum Wasserholen, wegen des Menschauflaufes und der Freudenkundgebungen, teils bekam ich auch Ärger.

Wie hast Du denn überhaupt erfahren, wo ich bin? Zwei Mädchen wollten nach Wannsee zu Dir kommen, dann hatte ich einen entlassenen Kameraden beauftragt etc. Schreib mir bitte darüber, ich konnte mir gar keinen Vers machen, wie die Wäsche hingekommen war, ob durch Dich persönlich oder durch eine Haussuchung. Hat man noch eine solche vorgenommen?

Man hatte jedenfalls in meinen Akten Bilder vom Film, Theater und Banketten sowie Glückwunschsreiben an führende Persönlichkeiten, die aber ebensogut durch eine Haussuchung im Theater zusammengetragen worden sein können.

Weisst Du überhaupt, wer die Anzeige gegen mich in einem langen Protokoll erhoben hat? Halt Dich fest: Ernst Stahl-Nachbauer⁹ – ja – kann man da nur sagen. Das habe ich hier erst erfahren. Ich kenne sein Protokoll nicht, aber da man keine Entlastungszeugen zulässt beim russischen NKWD-Gericht, kann es nur anklagend sein, was er ausgesagt hat. Ja, Du hast recht – wir haben wirklich keine Freunde. Hoffentlich bedrückt Dich das nicht so, dass ich dadurch auch Deine Freundschaft verliere. Früher hätte ich gesagt, ich glaube es nicht, aber da ich nichts mehr glaube, müsste ich auch das ertragen!

Wenn ich Dir bloss etwas von meiner Kraft geben könnte. Mich erschüttert nichts. Selbst wenn das Leben in seiner ganzen kalten Realität an mich herantritt, so ist meine Phantasie zehnmal überrealer, so dass das Leben in seiner splitterfasrigen, verlausten, stinkenden Nacktheit mir immer noch angezogen vorkommt; wenn ich's nur gesundheitlich durchstehe. Neulich hatte ich eine ziemliche Angina und einen Bronchitisanfall. Ich hatte mich in der fensterlosen Fabrik erkältet – ich schrieb Dir schon, dass ich in einer Fabrik tätig bin. Automobile für die russische Wehrmacht stellen wir her. Die zu 80 Prozent zerstörte Fabrik wurde durch uns wieder so weit hergestellt, dass die Reparaturwerkstätten wieder grosszügig arbeiten und ich oben eine Küche mit Speise-, Schlaf- und Duschräumen für 500 Arbeiter einrichte. Mir untersteht mit einem Schiffskoch die Küche. Es gibt also wieder was aufzubauen und erinnert an die Zeiten 1937/38 und 1943 im Schillertheater. Na schön – kleiner Ersatz. Ich würde natürlich in der Kunst lieber aufbauen, aber da schein ich ja bei den führenden Chargenspielern ausgespielt zu haben. [...]

Von draussen kann mir keine Hilfe kommen, habe ich im Gefühl, und vielleicht ist es gut, so diese Zeit hier zu überstehen, sie darf nur nicht zu lange dauern. Für den Winter hier bei diesen Verhältnissen im Lager sehe ich schwarz. Hoffen wir das Beste!

Ich liebe Dich und die Kinder und weiss, wer ich bin, alles andere ist mir wurscht. Mit diesem Gefühl bin ich um Euch stündlich und minütlich.

Goethe kann man hier nicht lesen. Er gehört in eine bequemere Atmosphäre. Aber der Satz, den Du mir von ihm geschrieben, ist schön, und ich danke Dir dafür.¹⁰ So und jetzt küsse ich Deine Augen. Lange küsse die Kinder, bleibt tapfer wie ich und der Liebe zu mir und zum Leben stark.

Dein auf ewig.

Lager 3, 29. August 1945

Liebste, soeben hat mir der Oberleutnant Boris sagen lassen, dass er mich ans Tor führt, um Dich zu sehen und zu sprechen. Ich bin aufgeregt, als ob ich zur Trauung schreite. Am Standesamt in Wannsee war ich nicht so aufgeregt. Der erste Schritt ins Freie. Dieser junge Oberleutnant hat mich auch aus der Fabrik herausgeholt und mich besser hier im Lager untergebracht. Ich schlafe jetzt mit dem netten Bulgaren Bebel¹¹ zusammen. Man hat eine Gruppe Artisten¹² zusammengestellt, deren Gruppenführer ich werden sollte. Ich habe aber dankend abgelehnt, und so macht das jetzt ein Schauspieler Konstantin¹³, der angeblich bei «Rose»¹⁴ war und russisch spricht. Ich habe keinen künstlerischen Ehrgeiz mehr, beteilige mich dennoch mit dem «Erlkönig»¹⁵ und dem «Blitzzug»¹⁶ am Programm. [...] Es sind begabte junge Musiker darunter, besonders Akkordeonspieler, jetzt geht es von morgens bis abends mit Musik besser. Es hat sich allmählich herumgesprochen, wer ich bin.

[Es] quält mich, dass sie [meine Kollegen] für Dich nicht mehr tun, diese falsche Bande. Dass Du die «Lumpenjenny»¹⁷ nicht gespielt hast, ist eine Schande, aber sie sind alle feige, keiner hat Zivilcourage. Ich will mich nicht loben, aber da habe ich mich doch anders eingesetzt. Na schön, Wegener¹⁸ spielt den «Lear»¹⁹, und das freut mich, es freut mich überhaupt, wie man immerhin doch noch

von mir lebt. Meine Schauspieler sind doch sehr begehrt, bis auf Dich, aber verzeih mir, das wird auch wieder anders! So wirft man Dir mich immer vor, diesen Nazisten.

Es ist nicht leicht, Dir zu schreiben, tausend Menschen immer um einen, und so viele Verstecke und Aborte gibt es gar nicht. Über die Pelzmützen schrieb ich Dir schon? Hast Du sie gefunden? An Jans²⁰ Geburtstag hab ich viel an Euch gedacht. Wie habt Ihr ihn verlebt? Was hat Jan zu meinem Brief gesagt? Putzi soll Dir nicht zu viele amerikanische Posten zum Tee bringen, oder hat er mich schon ganz abgeschrieben? Sag ihm, er soll noch etwas warten. Bis jetzt geb ich die Hoffnung noch nicht auf herauszukommen. Wann, wissen die Götter, es gehen die wildesten Gerüchte!

Ich gäbe was drum, wenn ich Dir das alles hätte ersparen können, aber leider. Ratzeburg und Lübeck wären doch richtiger gewesen.²¹ Na schön! Ja, für heute weiss ich nichts mehr zu schreiben. Ich bin nervös und unkonzentriert. Du siehst es an meiner Schrift. Darum Schluss mit Jubel, küss die Jungens und lass Dich fest an mich drücken. Heute, falls wir uns sehen sollten am Zaun, können wir es sicher nicht, aber ich halte Deine Hand und bin dankbar dafür. Leb wohl in Liebe

Dein [...]

Ende August 1945

Mein liebster Mensch,
wie qualvoll ist es, unfrei zu sein, wenn man einer der freiesten und gelöstesten Menschen war, die es gegeben hat, haben wir beide heute zu spüren bekommen. Und trotz alledem gehören die 20 Minuten unseres heutigen Beisammenseins nach so langer Zeit – 3 Monaten – zu den schönsten der letzten Monate, die schwer, sehr schwer waren. Lass Dir danken. Jetzt weiss ich wieder, dass wir weiterleben müssen, selbst wenn man uns die schwersten Fesseln anlegen sollte. Ich schreibe das nach Stunden der Traurigkeit und Verlassenheit um 3 Uhr nachts. [...] Hoffentlich erreicht Dich dieser Brief rechtzeitig. Ich konnte nicht so sprechen, wie ich wollte.

So, das warsch, kalter Barsch. Gute Nacht, Liebste und Frau, jetzt bin ich wieder glücklich

Dein

Eben geht eine Marschkolonne von 1'200 Mann in ein anderes Lager.²² Davon bin ich befreit durch die Gruppe Artisten. [...] Von den Lieben ist auch keine Nachricht gekommen, nicht?²³ Hoffentlich sind sie über Moskau gut nach Hause gekommen. Martin²⁴ soll sich den «Haarigen Affen» von O'Neill²⁵ durchlesen. Eine gewaltige Rolle, vor allem mit meinen Textveränderungen. Gruss an ihn und Raeck.²⁶ Kuss den Jungen und Lolle.²⁷

9. September 1945 (schon)

Liebste,

man glaubt es nicht, nun sind wir schon 85 Tage getrennt. Was ist alles passiert und was vertan und nichts getan und nichts geschaffen. Das ist das Schrecklichste, dieses unschöpferische Hinvegetieren, und was könnte man alles schaffen. Unwiederbringliche, verlorene Zeit. Dabei arbeitet man immer. Du selbstverständlich von morgens bis abends, Du armes Lieb. O könnt ich um Dich sein, um Dich zu behüten vor Unzuträglichkeiten, und Dir einige Arbeit abnehmen. Hoffentlich geht es Dir körperlich gut, mir unberufen ja. Ich habe sogar wieder etwas zugenommen durch die ewigen Suppen und das Brot. Oft denke ich, könnte ich Euch doch etwas abgeben.

Hast Du das Gefühl, dass Martin und Raeck²⁸ mich engagieren würden? Oder können? Das Hebbel-Theater ist mir denkbar unsympathisch. Am liebsten ging ich nach Wien ans Burgtheater und würde das wieder so gross machen, dass man in der ganzen Welt gastieren könnte. Und ich glaube, in Wien kann man am ersten wieder filmen. Sonst ist nicht viel von mir zu berichten, nur dass es mir wesentlich besser geht, seit ich in der Gruppe Artisten bin. Wir bekommen besser zu essen. Bebel, der Bulgare, und ich, wir essen jetzt in der Offiziersmesse. Ausgezeichnet. Könnte ich Euch Lieben doch etwas abgeben. Wir fahren mit unserem Programm in die Um-

gend. Neulich waren wir in Weissensee, dann in Lichtenberg, Alt-Friedrichsfelde etc. In andere Lager auf Lastwagen – unter Bewachung selbstverständlich.²⁹

Weisst Du, dass man in Kleinmachnow auch Romuald Wikarski³⁰, den Pianisten, erschossen hat? Soviel blühende Existenzen sind vernichtet. Vielleicht wir auch?!? Na, dann machen wir ein Lokal auf à la Peltzer³¹, und ich koche und nachts spreche ich Dir meine Rollen vor. Arme Tusch!³²

So, ich freue mich, Dich morgen zu sehen, wenn ich auch immer deprimiert bin hinterher. Hoffentlich bin ich bald wieder zu Hause bei Dir und den Kindern, ich küsse Dich und Jan und Putzi von Herzen mit Schmerzen

Euer Euch liebender

Pamso³³

Oktober 1945

Liebste,

ich hoffe, Dich heute zu sehen. Die Erlaubnis vom Kommandanten ist da, wenn nichts dazwischenkommt. Trotzdem in Eile ein paar Zeilen, weil wir doch nicht soviel sprechen können. Danke für Deinen und unseres Jungen Geburtstagsgruss und Wünsche. Gib ihnen einen Kuss, desgleichen Lolle für ihre lieben Zeilen. Und wenn, was ja möglich ist, Mama und Els und Toni.³⁴ Meine Bitte, ja mein Gebet geht dahin. Halte durch, ich weiss, was Du zu leiden hast. Versuche alles, um ruhig diese Übergangszeit zu überstehen. Ich meinerseits tue es auch, und es wird alles gut werden. Ich habe nichts verbrochen, ich habe nur mein Vaterland blind geliebt. Dafür büsse ich, aber jede Busse hat auch mal ein Ende und besonders, wenn man so ernst gebüsst hat wie ich. Es geht mir jetzt Gott sei Dank gesundheitlich wieder gut. Ich hatte eine schwere, eitrige Mandelentzündung. Es ist vorbei und nichts zurückgeblieben. Ich halte durch und erlebe inständigst vom Herrgott die Kraft für Dich, das gleiche zu tun. Behalte mich lieb, wie ich Dich. Nach soviel Leiden kommen wieder Freuden! Bedenke, wie vielen Millionen es so geht! Radje war hier, ist aber auf Transport gekommen.

Dr. Klein³⁵ von der nordischen Verbindungsstelle ist hier. Dr. Dräger [ist] tot, erschossen. Meine Gedanken sind immer bei Dir und den Kindern. Seid umarmt in Liebe [...]

Dein

22. Oktober 1945

Liebste Frau,

ich vergass Dir letzten Montag den Brief mitzugeben, es ist nichts Wichtiges darin, wir haben uns gesehen und gesprochen, das ist viel wichtiger. Hoffentlich klappt es heute wieder so gut. Ich freue mich die ganze Woche auf Montag. Wenn es auch noch so verkrampft und gar nicht erlösend locker ist, unser Zusammentreffen. Das zu inszenieren ist sehr schwer. Man sieht immer wieder, wie konventionell man inszeniert, aber trotzdem ein Händedruck, und alles ist wieder gut. Ich hoffe, dass diese Zeit bald ein Ende gefunden hat. Wenn ich Dich nur in Ruhe und Sicherheit wüsste. Dass aber auch gar kein Freund da ist, der Dir ein bisschen helfen könnte. Korff³⁶ zum Beispiel oder Schröder.³⁷ [...]

Könnte ich bei Dir sein, bei Dir und den Jungens! Es wird – es wird! Wenn auch der «Götz»³⁸ nicht mehr wird! Grüss meine gute alte Rostozil³⁹ herzlichst, und ich lasse für ihre Zeilen danken, desgleichen Lolle für ihre lieben Geburtstagszeilen. Ebenfalls bitte ich Dich, Linke⁴⁰ für seine Treue und Anhänglichkeit herzlichst zu danken. Sage allen, dass es mir gutgeht und bald noch besser gehen wird.

In Liebe bin ich und bleibe ich

Dein

6. November 1945

Liebste Frau,

jetzt weiss ich nicht, ob Du am gestrigen Montag da warst. Ich bekam keine Erlaubnis, und Konstantin, dessen Freundin draussen

war, und der Einzige, der die Erlaubnis bekam, hat Dich nicht gesehen. Hoffentlich ist Dir nichts passiert, ich mache mir schreckliche Gedanken. Meine Phantasie ist nach der langen Haft so überreizt, dass ich Dich auch schon verhaftet sehe und die Kinder allein etc., etc. [...]

Vielleicht kannst Du mir, trotz der vielen Arbeit, und wenn im Telegrammstil, die wichtigsten Sachen schreiben, dass man nicht so ganz ausgeschaltet ist? Nach den letzten Besuchen, bei denen man ja nicht viel sprechen kann, sondern nur Antenne ist, spürte ich, dass Du mich vielleicht schon ganz aufgegeben hast und im Begriffe stehst, Dich anderweitig zu orientieren. Es wäre verständlich nach der Zeit und der Unsicherheit der Verhältnisse. Ich würde es Dir nicht übelnehmen, wenn ich auch traurig wäre. Aber um eines würde ich Dich bitten: mich vorher aufzuklären durch einen Brief. Dem plötzlichen vis-à-vis möchte ich nicht gerne ausgesetzt sein. Man hat hier im Lager Fälle erfahren, die an Grausamkeit und Geschmacksverwirrung nichts zu wünschen übrigliessen. Wie überhaupt die Menschheit einer Verrohungsprozedur unterworfen ist. Es ist entsetzlich deprimierend. Ich glaube, wir werden da noch allerhand erleben.

Hier gehen wieder Gerüchte von bevorstehenden Entlassungen um. Ich glaube nichts, gar nichts mehr. Ich arbeite und versuche mich zu bewähren und gut zu bleiben zu der gequälten Menschheit. Sie macht es einem manchmal schwer. Hoffentlich hast Du das Brot, das bisschen K.[äse] und das Fläschchen bekommen. Die Bürste habe ich für die Jungens mitgeschickt, ich habe eine bessere hier. Leider kann ich Euch nicht mit mehr unter die Arme greifen, aber es ist augenblicklich sehr streng hier. Hoffentlich werdet Ihr satt und habt es gut. Bei uns ist es sehr unterschiedlich. Man lässt uns doch spüren, dass wir politische Gefangene sind. Wenn ich es äusserlich auch etwas besser habe als früher, so bin ich doch sehr anfällig geworden. Hunger, schlechter Schlaf und dauernd rheumatische Schmerzen in beiden Armen. Und die Beine schmerzen, abends der Rücken. [...] Du fehlst mir manchmal sehr.

Also liebstes Wesen, lebe für heute wohl. Ich umarme und küsse Dich innig. Und küsse die Jungens.

Am 1. November 1946 schrieb Heinrich Georges Frau, die Schauspielerin Berta Drews, an seine Schwester Elsa Stachnick:

Meine liebe Els,

Du musst nun Mama sehr lieb und ruhig sagen, dass unser Heinrich nicht mehr lebt. Ich weiss es seit zwei Tagen; er ist am 25. September etwa gestorben. Nach einer Blinddarmentzündungsoperation, weil das Herz zu schwach war! Er, dieser Koloss, mit dem Herzen eines 28jährigen, wie sein Prof. Siebert⁴¹ immer sagte! Was müssen sie mit ihm gemacht haben! Ich bin betäubt vor Gedanken an diese sinnlose eineinhalbjährige Qual! Wie gnädig wäre nun eine Kugel, damals, als wir über den Wannsee zu Euch kamen, gewesen! Dieses grosse, feurige, mutige Herz. Ich kann es alles noch nicht glauben. Und keine Zeile, keinen Blick, nicht einmal das Plätzchen, wo er ruht.

«Wehe dem Jahrhundert, das Dich von sich stiess!» Ich habe jetzt viel zu tun, jeden Makel von diesem wirklich Grossen zu tilgen, und ich werde vor keinem Schritt zurückschrecken. Dies durfte nicht geschehen, denn es ist nun eine grosse Schuld! Ich klage die Trägheit des Herzens all der Leute an, die hätten helfen müssen und hätten helfen können. Vierzehn Tage vor der Operation eine Entlassung – wie ich sie doch mit allen Kräften betrieb –, und ich hätte den geschwächten Körper pflegen können und sein Herz wieder stark machen, für den Kampf mit dieser grauenvollsten aller Welten. Ich bin so verzweifelt, dass ich noch nicht meine Gedanken beisammenhabe. Ich lese seine Briefe und Gedichte und starre auf seine Bilder. Wie reich war ich durch ihn. Mama, Du hast einen grossen, wunderbaren Sohn geboren, wir danken Dir alle dafür. Sobald meine Person ruhiger wird, bekommst Du eine Abschrift seiner Gedichte aus dem Lager.

Ich bin so traurig. Ich küsse Euch.

⁴¹ Hans-Dietrich

- 1 Künstlername; mit bürgerlichem Namen Georg Heinrich Schulz.
- 2 Der «GPU-Keller», in dem Heinrich George inhaftiert war, befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft des damaligen Polizeipräsidiums in der Linienstrasse in Berlin-Mitte.
- 3 Elsa Stachnick, jüngere Schwester von Heinrich George; Ernestine, das Hausmädchen der Georges.
- 4 Elsässer Strasse 8 oder 88 (heutige Torstr. 136 oder 144) in Berlin-Mitte, Stützpunkt des NKWD/MGB, in dem Heinrich George vom 22. bis 27. Juli 1945 festgehalten wurde; von dort aus wurde er nach Hohenschönhausen gebracht.
- 5 «Putzi»: Spitzname für Götz George (geb. 1938), den jüngsten Sohn von Berta Drews und Heinrich George.
- 6 Gemeint ist Heinz Rühmann (1902-1994), bekannter Schauspielerkollege Georges.
- 7 «Peer Gynt» (1867): Stück von Henrik Ibsen; 1937 mit Heinrich George in der Hauptrolle verfilmt.
- 8 Berta Drews gab im Gefängnis in der Elsässerstrasse in Berlin ein Paket für George ab, das dieser aber nie erhielt.
- 9 Ernst Stahl-Nachbauer (1886-1960), bis 1945 Schauspieler und Regisseur am Schillertheater in Berlin, wirkte in insgesamt 80 Stumm- und Tonfilmen mit.
- 10 Berta Drews zitierte in ihrem Brief vom 9. August 1945 Johann Wolfgang von Goethe: «Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz! Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.»
- 11 Bebel Madjarow (geb. 1912), vgl. Anm. 10 im Beitrag von Walter Pritzkow.
- 12 «Artist»: russische Bezeichnung für «Schauspieler».
- 13 Der 1908 geborene Ernst Konstantin wohnte in Berlin-Charlottenburg. Im Juni 1945 wurde er als angeblicher Mitarbeiter der Abwehr verhaftet. Er fungierte im Lager als «Theaterdirektor» und soll auch die Rolle des Mephisto gespielt haben, ausserdem wurde er als Übersetzer bei Verhören eingesetzt. Im Sommer 1946 erfolgte sein Abtransport nach Sachsenhausen.
- 14 Das Rose-Theater war ein beliebtes Volkstheater in Berlin-Friedrichshain (Grosse Frankfurter Str. 132, heutige Karl-Marx-Allee). Es wurde im Krieg vollständig zerstört.
- 15 Ballade von Johann Wolfgang von Goethe.
- 16 Ballade von Detlev von Liliencron.
- 17 «Lumpenjenny»: andere Bezeichnung für Spelunken Jenny, Figur aus Berthold Brechts «Dreigroschenoper».
- 18 Paul Wegener (1874-1948), Schauspieler und Regisseur, von 1937 bis 1943 mit Heinrich George am Schillertheater. Auf Veranlassung des sowjetischen Stadtkommandanten Nikolai Bersarin wurde er 1945 Präsident der «Kammer der Kulturschaffenden in Berlin», ab 1945 Engagement am Deutschen Theater.

- 19 König Lear: Figur aus dem gleichnamigen Stück von William Shakespeare.
- 20 Jan George (geb. 1931), ältester Sohn Heinrich Georges.
- 21 Ratzeburg und Lübeck waren mögliche Fluchtorte für die Familie Drews-George. Sie entschieden sich jedoch, in Berlin zu bleiben.
- 22 Am 31. August 1945 ging ein Transport mit 1000 Gefangenen in das Speziallager Nr. 7 nach Sachsenhausen.
- 23 Helge Roswaenge und Valia Ahlo, seine Lebensgefährtin, wurden nach Moskau verschleppt.
- 24 Karl Heinz Martin (1886–1948), Theaterregisseur und bis 1939 auch Drehbuchautor und Filmregisseur, 1928 Direktor der Volksbühne am Bülowplatz, ab 1945 Intendant des Hebbel-Theaters in Berlin.
- 25 »Der haarige Affe«: Schauspiel von Eugene O'Neill.
- 26 Dr. Kurt Raeck, ab 1936 Geschäftsleiter des Schillertheaters unter Heinrich George, baute zusammen mit Karl Heinz Martin nach 1945 das Hebbel-Theater wieder auf und übernahm 1946 die Leitung des wieder eröffneten Renaissance-Theaters in Berlin.
- 27 Charlotte Habecker, Schauspielerin und Souffleuse am Schillertheater, langjährige Freundin der Familie Drews-George.
- 28 Vgl. Anm. 26.
- 29 Nach einigen gelungenen Fluchtversuchen wurde die Bewegungsfreiheit der Speziallagerhäftlinge im November 1945 eingeschränkt, die Bewachungsmaßnahmen wurden verstärkt. Auch die »Gastspiele« der Theatergruppe um Heinrich George fanden damit ein Ende.
- 30 Romuald Wikarski, Konzertpianist, der bei den sogenannten Morgenfeiern im Schillertheater spielte.
- 31 Peltzer: beliebtes Restaurant der Georges.
- 32 »Tusch«: Spitzname der Kinder für ihre Mutter Berta Drews.
- 33 »PamBo«: Spitzname der Kinder für ihren Vater Heinrich George.
- 34 Anton Stachnick, Mann von Elsa Stachnick.
- 35 Dr. Klein, Bekannter von George. Die nordische Verbindungsstelle war Kontaktstelle für Georges Tournées in Skandinavien.
- 36 Alf von Korff (1870–1944), jahrelanger Sekretär von George am Schillertheater.
- 37 Ernst Schröder (1915–1994), Schauspieler und Regisseur, ab 1938 Mitarbeiter am Schillertheater.
- 38 Gemeint ist, daß er den »Götz von Berlichingen« nicht mehr spielen kann.
- 39 Vera Rostozil, 1. Sekretärin Georges am Schillertheater in Berlin.
- 40 Johannes Linke, Kantinenwirt im Schillertheater.
- 41 Prof. Siebert, langjähriger Hausarzt Georges.
- 42 »Doddy«: Spitzname von Heinrich George für Berta Drews.

HEINZ-JOACHIM SCHMIDTCHEN In der Quarantänebaracke

Heinz-Joachim Schmidtchen (geb. 1928) wurde wegen Protesten gegen die Zwangsvereinigung von SPD und KPD verhaftet und war von Juni bis August 1946 im sowjetischen Speziallager.

Da stand ich nun in der gleissenden Sonne, ein kleines Häufchen Elend. Ich war in Hohenschönhausen und so schwach, dass mich meine Beine bald nicht mehr tragen wollten. Nach schier unendlich langer Zeit kam ein Soldat und holte mich ab. Seine Laune war nicht die beste. Unter Schreien und Stossen gingen wir an einem grossen Steinbau vorbei. Uns entgegen kam ein Wagen mit einem langen Fass. Gezogen wurde er von etwa zehn Männern. Sie hatten gestreifte Anzüge an. Ihr Zustand glich meinem. Stumpfsinnig, nicht aufblickend, zogen sie an mir vorbei. Die Ladung stank erbärmlich. Links von uns stand ein niederer Steinbau. Daneben lagen ausgebaute Kessel aus der Grossküche. Die östliche Abgrenzung bestand aus einer langezogenen Baracke und einer kleineren Hütte. Etwa sechs bis acht Meter rechts davon befand sich eine kleinere, eingezäunte Baracke. Zwei Frauen und ein Mann sassen davor im Sand. Der Mann war nackt, sein Körper übersät mit Eiterbeulen. Der Posten schloss eine im Drahtzaun befindliche Tür auf und stiess mich in die Umzäunung. Dann ging er weg. Ich stand nun da mit meiner ganzen Enttäuschung, hatte ich doch gehofft, freigelassen zu werden. Tränen rannen über mein Gesicht. Die jün-

gere der Frauen stand auf, kam auf mich zu und versuchte mich zu trösten. Dies wäre hier die Quarantäne.¹ Es wäre ein Glück, wenn man hier lange bleiben könnte. Die andere Frau und der Mann sprachen kein Wort.

Anneliese hiess die Jüngere. Sie war etwa so alt wie ich. Siebzehn. Verhaftet wegen Werwolf.² Sie war Jungmädchen-Führerin.³ Im Keller hatte sie ähnliches erlebt wie ich.⁴ Sie ging nun mit mir in die Baracke. Die bestand aus zwei Schlafräumen und einer Toilette. Im Schlafräum war nichts als eine Pritsche. Im Vorraum befand sich noch ein Regal, auf dem mehrere Blechgefässe standen. Daneben lagen einige Holzlöffel. Am Boden stand eine kleine Wanne. Wir gingen wieder nach draussen. Ich empfand den Aufenthalt in der frischen Luft wie ein Wunder. So langsam hob sich meine Stimmung wieder etwas. War ich zwar nicht frei, so doch auch nicht mehr in dem Kellerloch. Ich zog mein Hemd aus und sah, dass sich auch an meinem Körper Eiterbeulen bildeten. Das hatte ich bisher noch gar nicht bemerkt! Annelieseklärte mich auf, dass es sich dabei um Skorbut, eine Mangelkrankheit, handelte.

Die Tür des grossen Steinbaus westlich von uns öffnete sich. Heraus kamen etwa zwanzig bis dreissig Gestalten, die mit einem Posten in die rechts von uns liegende Baracke gingen. Anneliese sagte mir, dass es sich dabei um eine Latrine handelte. Der Posten schrie die ganze Zeit. Nach etwa fünf Minuten kamen die Menschen wieder heraus. Schweigend gingen sie an uns vorbei, einige blickten stumpfsinnig zu uns hinüber. Als dies der Posten bemerkte, hob gleich wieder Geschrei an. Die Gruppe zur Latrine sahen wir etwa alle fünfundvierzig Minuten. Die beiden Älteren in unserer Baracke sprachen die ganze Zeit kein Wort. Das sollte auch so bleiben. Wie ich später erfuhr, hatten die Sowjets von beiden die Ehegatten erschossen.

Es mochte so gegen 18.00 Uhr gewesen sein, als zwei Offiziere in unsere Umzäunung kamen. Es war Zählappell. Wir vier standen in einer Reihe. Anneliese erklärte mir, dass wir so stehen bleiben müssten, bis die Glocke ertönt. Erst dann dürften wir uns wieder bewegen. An diesem Abend dauerte das etwa eine Stunde.

Für uns eine Ewigkeit. Danach kam Bewegung im grossen Bau auf. Etwa zehn Personen kamen heraus und gingen mit dem Posten zu dem kleinen Steinbau, vor dem die ausgebauten Kessel lagen. Unter einem provisorischen Dach lagen zwei Kessel, unter denen Feuer brannte. Die Gruppe der Gefangenen kam mit Kübeln zurück, wie ich nun wusste, das Abendessen. Auch zu uns kam ein Posten und forderte mich auf, mit zur Küche zu gehen. In dem kleinen Steinbau wurde mir von einem Gefangenen ein Behälter mit Suppe gegeben, den ich in unsere Baracke trug. Der nackte Mann hatte sich zum Appell schon eine Hose angezogen. Er stand nun an der Pritsche des Möbelschlafrumes und hatte vier Gefässe vor sich stehen. In einer Hand einen wohl einmal emaillierten Becher. Mit diesem fuhr er nun in das Suppengefäss, rührte kräftig durch, und dann bekam jeder zwei Becher Suppe in sein Gefäss. Etwas blieb davon übrig, das bekam an diesem Tag Anneliese. Die Suppe bestand aus Wasser und einigen Graupen. Aber im Gegensatz zum Keller war nichts angebrannt. Die Gefässe wurden von uns blitzblank ausgeschleckt, Waschen wäre eigentlich unnötig gewesen. Im Gegensatz zum Keller befand sich in der Toilette ein Wasserhahn, so dass wir die Schüsseln spülen konnten. Ich schreibe hier von Schüsseln, dieser Begriff stimmt aber nur bedingt. Von der Blechbüchse bis zur Schüssel war alles vorhanden. Da zur Zeit aber die Belegung sehr schwach war, konnten wir noch auswählen.

Nach dem Essen mussten wir in der Baracke bleiben. Die zwei Frauen in einem Raum und wir zwei Männer in dem anderen. Wir legten uns auf die Pritsche – gleich der im Keller bestand sie aus rohen Brettern. Platz hatten wir genug, da hier normalerweise etwa zwanzig Personen untergebracht waren. Die Barackentür wurde nachts abgeschlossen. Wir lagen auf unserer Pritsche. Schlafen konnte ich nicht. Es war schon dunkel und mochte etwa 22.00 Uhr gewesen sein, als ich draussen dumpfe Geräusche hörte. Ich ging in den Vorraum, von dem aus ich in den Hof blicken konnte. An der kleinen Hütte zwischen unserer Baracke und der Latrine stand ein flacher Holzwagen. Ich sah mehrere Posten, dazwischen einige Ge-

fangene. Diese holten mit je vier Mann Leichen aus der Hütte und warfen sie in grossem Bogen auf den Wagen. Das Aufklatschen der Körper auf dem Wagen war das von mir wahrgenommene Geräusch. Ich war fürchterlich erregt. Hinsehen wollte ich nicht, aber wegsehen konnte ich auch nicht. Schliesslich wurde der Wagen von Gefangenen am Steinbau entlang und zum Tor hinausgezogen. Nach meiner Schätzung wurden an diesem Abend etwa fünfzehn Leichen abtransportiert. Dieselbe Szene spielte sich allabendlich in der gesamten Zeit meines Aufenthaltes in der Quarantäne ab.⁵

Am dritten Tag waren die Posten alle schon sehr unruhig, und es war zu merken, dass etwas in der Luft lag. Der Diensthabende sagte uns, dass heute der Oberst-Arzt kommen würde. So kam dann auch im Laufe des Vormittags eine Gruppe Offiziere. Die Soldaten umschwirrten diese wie die Motten. An diesem ganzen Morgen wurde niemand zur Latrine geführt. Wir bekamen erst später mit, dass wir die einzigen waren, die der Stab besuchte. Der Oberst fragte uns, wie die Verpflegung wäre. Ich antwortete ihm wahrheitsgemäss: «Zum Sterben zuviel, zum Leben zuwenig.» Was wir denn bekämen? «Nun, etwa 300 Gramm Brot⁶ und zweimal am Tag eine Suppe, in der etwas Grütze schwimmt.» Ich musste mich dann ausziehen. Der grosse Herr fragte mich, ob ich denn Lust zur Liebe hätte. In meinem Zustand hätte ich da keine Bedürfnisse, war meine Antwort. Er prüfte dann noch mein Gebiss. Dann liess er uns übersetzen: Wir würden jetzt mehr Brot bekommen, des Weiteren müsste jetzt Gemüse in der Suppe verarbeitet werden. Damit würden die Skorbut-Erscheinungen verschwinden. Wir sollten uns auch nackt in den warmen Sand legen. Damit war alles vorbei. Er hielt aber Wort. Vom nächsten Tag an wurde unsere Brotration grösser, es war auch mehr Grütze in der Suppe. Nur mit dem Gemüse hatte er wohl seine Schwierigkeiten. In der Suppe war etwas undefinierbares Grünes. Später erfuhr ich von anderen Häftlingen, dass sie auf den Kartoffelfeldern das grüne Kraut abmähen mussten. Das wurde dann durch den Kutter gejagt. Nach vier Wochen dieser Kur verschwanden die Eiterbeulen langsam. Lockere Zähne wurden natürlich nicht mehr fest.

Zwei Wochen nach meinem Eintreffen wurden die zwei Frauen weggebracht. Anneliese traf ich später in Sachsenhausen in der Schneiderei wieder. Am Tag nach ihrer Verlegung kamen fünfzehn meist sehr junge Menschen, alles Männer, in die Quarantäne. Ich wusste, dass auch ich hier nicht mehr lange würde bleiben können. Ich hoffte nur, nicht in den grossen Steinbau zu müssen. Mein Körper hatte inzwischen eine Bräunung angenommen. Ich lief rum wie ein gebräuntes Skelett. Aber die Menschen in dem grossen Bau sahen nur beim Gang zur Latrine einen Sonnenstrahl. Am übernächsten Tag holte uns, meinen Kollegen und mich, ein Posten ab. Ich kam in den grossen Bau. Meinen Mitgefangenen habe ich nie wieder gesehen. Die Tür der grossen Halle schloss sich. Ich stand in einem grossen Saal mit dreistöckigen Pritschen in insgesamt vier Reihen. An der Decke die Träger einer Krananlage. Wir waren in der ehemaligen NSV-Grossküche. Die meisten Häftlinge lagen oder sassen auf den Pritschen. Es herrschte eine Stille, beinah wie in der Kirche. Der Posten übergab mich einem Gefangenen, der sich mir als Saalkommandant vorstellte.⁷ Er zeigte gleich zu Beginn, dass er ein alter Kommisskopf war. Alles, was er sagte, kam im Befehlston aus ihm heraus. Er hatte einen separaten Schlafplatz, der mit Tüchern von dem anderen Raum getrennt war. Neben der Tür war sein Platz, an dem er sich den ganzen Tag aufhielt. Dort standen auch ein Stuhl und ein Tisch. An diesem hielt auch der Sanitäter seine Sprechstunde ab. Zur Verfügung standen dem guten Mann allerdings nur ein paar bunte Tinkturen. Nachdem er mich genügend ausgefragt hatte, klärte er mich über die Verhaltensregeln hier in der Unterkunft auf. Sprechen war nur im Flüsterton, und wenn ein Angehöriger der Roten Armee den Raum betrat, gar nicht gestattet. Umherlaufen war nicht erlaubt, nur wenn er, der Saalkommandant, aufgesucht wurde oder man zur Latrine musste. Das musste aber vorher einem Läufer gemeldet werden, der dann die einzelnen Männer dort hinbrachte.

Ich bekam eine Schüssel und einen Löffel, dann brachte mich der Herr Kommandant an meinen Platz. Im Mittelgang, etwa in der Hälfte des Raums, im Parterre der rechten Pritsche bekam ich mei-

nen Platz. In jedem dieser Abteile waren drei Mann untergebracht. Ich hatte mich in die Mitte zu legen. Rechts von mir lag ein Lehrer aus Brieselang bei Berlin, links ein Siebzehnjähriger aus Friedrichshain. Beide waren nur noch Skelette. Die Körper voller Skorbutbeulen. Der ganze Raum bestand aus vier Reihen dreistöckiger Pritschen. Jeweils zwei Reihen waren am Kopfende miteinander verbunden. So gab es drei Gänge links und rechts an der Wand, jeweils etwa einen Meter und zwanzig Zentimeter breit, in der Mitte vielleicht zwei bis drei Meter breit. Das Ganze wirkte wie Hasenställe, denen nur die Türen fehlten. Meine beiden Mitschläfer waren schon seit April hier. Der Lehrer hatte Mühe, sich überhaupt von der Pritsche zu erheben. Etwa nach einer Woche kam er fort. Ich habe auch ihn nicht wiedergesehen.

Zum Abendappell mussten wir uns auf Befehl unseres Kommandanten im Gang aufstellen. Wir achteten darauf, dass die, die am schlechtesten stehen konnten, in der letzten Reihe an der Pritsche standen. So konnten sie sich wenigstens anlehnen, wenn niemand in Sicht war, auch setzen. Dann kam das Essen, und bei dieser grossen Menschenmenge war das ziemlich kompliziert. Der Läufer holte uns in Gruppen nach vorn zum Kommandantenplatz. Ein Mann schöpfte die Suppe, ein zweiter strich die Kelle ab, und der Kommandant achtete darauf, dass einmal richtig umgerührt wurde. Aber auch, dass nicht zu viele in der Reihe standen. Dafür wurden dann die Melder angemault. Wie ich später mitbekam, auch mit Entzug des Sondernachschlags bestraft. Wenn die Ausgabe beendet war, wurde der Kübel zuerst hinter den Vorhang gezogen und erst später wurde der darin befindliche Rest als Nachschlag verteilt. Das alles erkannte ich aber erst nach einiger Zeit.

Die erste Nacht in dieser Halle war furchtbar. Alle um mich herum zogen zum Schlafen alles an, was sie an Kleidung hatten. Sie banden die Ärmel und Hosenbeine zu. Ich wollte nicht fragen, weshalb, wunderte mich aber schon. Ich hatte ja nur ein Hemd, Hose und Jacke, war doch meine Unterwäsche mit dem Futter der Jacke in den Kübel im Keller gewandert. So legte ich mir die Jacke unter

den Kopf und legte mich hin. Der Platz war sehr eng. Wenn sich einer drehte, wurden alle anderen wach. Ich erwachte, weil ich einen seltsamen Geruch in der Nase hatte. Mir fiel auf, wie unruhig es auf den Pritschen war. Auf meiner Stirn war etwas feucht. Zuerst glaubte ich, es wäre Blut. Inzwischen war Horst, mein Nachbar zur Linken, aufgewacht. Er musste lachen, als ich ihm von dem seltsamen Geruch erzählte. «Mensch, das sind Wanzen!» sagte er. «Von denen gibt es hier mehr als Gefangene.»⁸ Sosehr mich im Keller die Läuse geplagt hatten, die Wanzen taten mir nichts. Ich bemerkte sie nur, wenn ich eine zerdrückte und den Geruch wahrnahm.

Waschen konnten wir uns auch hier nicht. Unregelmässig wurden wir zum Duschen gebracht. Drei Mann in eine Dusche. Nass machen, einseifen und abspülen. Die ganze Zeremonie dauerte etwa drei bis vier Minuten. Am Morgen nach der ersten Nacht in dieser Umgebung war nach dem Wecken Appell. Danach gab es Brot und «Kaffee». Von jedem Abteil wurde ein Mann zum Brotempfang nach vorn geholt. Der Ausgeber der Suppe verteilte auch das Brot. Die neun Mann meines Abteils mussten sich das Brot nun teilen. Geschnitten war es schon. Das geschah unter Aufsicht des Kommandanten mit Hilfe einer Schablone. Jeder durfte einmal als erster sein Stück Brot auswählen. Das war eine sehr schwierige Entscheidung, zumindest für viele. So dauerte es dementsprechend lange. Der Hunger und die Umstände machten erwachsene Menschen zu Kindern. Immer wieder wurden Menschen aufgerufen und mit ihren wenigen oder wie in meinem Fall gar keinen Habseligkeiten fortgebracht. Optimisten glaubten, sie gingen nach Hause, Pessimisten glaubten, sie kämen nach Russland.

Ein besonderes Problem war die Notdurft. In einem kleinen Raum standen mehrere Kübel. Hier konnte man nach Anmeldung bei einem Läufer, wenn man an der Reihe war, sein Geschäft verrichten. Schwieriger war das grosse. Sammelplatz dafür war der Platz des Kommandanten. Wie viele dort stehen durften, lag im Ermessen des Kommandanten. Bei zwanzig wurde er aber schon unruhig. Es ist von mir heute schlecht einzuschätzen, wie viele Gefan-

gene insgesamt in dem Raum waren. Ich meine, dass die Zahl zwischen fünfhundert und achthundert lag. Deshalb, und weil die Posten, die den Trupp begleiteten, sich nicht an feste Zeiten hielten, konnte es mitunter sehr lange dauern, bis man zum Latrinengang durfte. Die Abstände lagen zwischen dreissig Minuten und einer Stunde. Der Weg zur Latrine betrug etwa einhundert Meter. Wir versuchten immer möglichst langsam zu gehen, um die Luft und die Sonne ein wenig zu geniessen.

Die Latrine war eine offene Grube. Links und rechts ein durchgehender Balken, auf dem man Platz nehmen musste. Wenn man Pech hatte, war das Kübelkommando gerade da. Sie befanden sich am unteren Ende der Baracke. Mit langen Stangen rührten sie in der Brühe und schöpften das Ganze in ein Fass. Der Gestank war bei den sommerlichen Temperaturen sehr penetrant, durch das Rühren aber beinahe nicht zu ertragen. Toilettenpapier gab es nicht. Ich bekam sehr schnell mit, dass ein jeder irgendeinen Lappen (Futterstoff oder Teile vom Hemd oder der Unterwäsche) bei sich hatte. Am vorderen Ende der Latrine lief links und rechts je ein Wasserhahn. Jeder sah nun zu, dass er vor Verlassen der Latrine dorthin kam, um sich zu säubern. Oft gelang es nicht. Vor allem lag es an den Posten und deren Launen.

Mit einem Transport kam ein ehemaliger Polizeioffizier in den Saal. Sein Name war Singer. Einige der Häftlinge kannten ihn aus einem Wehrmachts-Straflager, in dem er eine führende Stellung hatte. Ich glaube, er war dort Kommandant. Beim Latrinengang am nächsten Tag war auch er mit dabei. Wir sasssen kaum auf dem Balken, da schrie Singer um Hilfe. Zwei Mithäftlinge hatten ihn in die offene Latrine geworfen. Bis zum Hals steckte er nun da drin. Zwei Gefangene versuchten mit den Rührstangen, ihn unterzutauchen. Auf Grund des Geschreis kam der Posten herein. Zunächst sehr aufgeregt, rief er anschliessend lachend um Verstärkung. Wir mussten sofort in den Hof. Inzwischen war eine Reihe von Soldaten erschienen, die uns umringten. Singer schwamm derweil in dem stinkenden Element. In dem Moment kam auch das Kübelkommando. Die holten den Schwimmer aus seinem Badebecken. Von den Soldaten wurden auch Offiziere herbeigerufen. Nun sollten wir sagen, wer

den Mann hineingestossen hatte. Sie bekamen keine Antwort. Wir standen etwa zwei Stunden in der Sonne und bekamen kein Mittagessen. Gesagt hat trotzdem niemand etwas. Auch nicht Singer, der nun inzwischen bei uns stand. Erst viel später wurde das über den Saalkommandanten aufgeklärt. Die beiden Übeltäter kamen weg, wohin weiss ich nicht. Nachdem unsere Namen festgestellt wurden und die Offiziere glaubten, nichts mehr erreichen zu können, [ging es] wieder in den Saal. Das grösste Problem war Singer. Das Kübelkommando hatte ihn zwar etwas abgespritzt, trotzdem stank er unheimlich. Seine Pritschennachbarn liessen ihn nicht zu seinem Schlafplatz. Bis zu seinem Abtransport wenige Tage später schlief er im Gang nahe dem Raum, in dem alle ihr kleines Geschäft verrichteten. Die Posten waren sehr böse auf uns, weil nun immer zwei Soldaten den Befehl hatten, in der Latrine zu sein. Ihre Rache bekamen wir auf zweierlei Arten zu spüren. Einmal wurden die Latrinenzeiten verkürzt. Dann veranstalteten sie einen Tag später eine Knüppelorgie, angeblich, weil es zu laut im Saal war. Glück hatten dabei die Besitzer der oberen Plätze. Ich konnte mich so weit in die Mitte der Pritsche zurückziehen, dass auch ich nichts abbekam. Am meisten traf es die, deren körperlicher Zustand sowieso schon am schlechtesten war. Sie konnten nicht einmal mit ihren Armen den Kopf schützen. Die Posten schlugen zu, bis sie ermüdeten.

Eines Morgens, es muss so um den 15. August 1946 gewesen sein, wurden wir mit allem, was wir hatten, in den Hof geholt. Hier mussten wir uns setzen, und zwar so, dass der Vordermann immer zwischen den Beinen des Hintermannes sass. Der Kommandant teilte uns mit, dass unsere Unterkunft entwanzt würde. Der Saalkommandant hatte sich wohl bei den Bewachern über die Wanzen beschwert. Wir sassen etwa fünf bis sechs Stunden so. Anfangs war uns der Aufenthalt an der frischen Luft ganz angenehm. Die höhersteigende Sonne machte es uns später jedoch zur Qual. Mindestens ein Dutzend Gefangene mussten weggebracht werden, da sie einfach zusammengebrochen waren. Auch wir übrigen waren nahe am Kollaps, weshalb der Lagerkommandant die Aktion abbrach. Zu-

rück in unserer Unterkunft bekamen wir den Rest. Die Entwanzung war mit irgendwelchen Gasen, aber auch mit Lötlampen durchgeführt worden. Beim Betreten des Saals brannten uns die Augen und wir bekamen Atemnot. Die Pritschen waren nass. Man hatte wohl mit Wasser die glimmenden Pritschen gelöscht. An den Folgen hatte ich bis zu meinem Abtransport nach Sachsenhausen am 23. August 1946⁹ zu leiden.

- 1 Vor allem in der Aufbauphase kam es im Lager zu epidemischem Auftreten von Ruhr, Durchfall und verschiedenen Magen-Darm-Krankheiten, die oft zum Tode führten. Bei der Aufnahme im Speziallager wurden daher die Häftlinge meist auf Läuse und Krankheiten untersucht. Die Kranken wurden isoliert und ins Lagerkrankenhaus oder in die Quarantänebaracke gebracht.
- 2 Ab Sommer 1945 wurden in der sowjetischen Besatzungszone Tausende Jugendliche verhaftet, weil sie beschuldigt wurden, Mitglieder einer geheimen nationalsozialistischen Widerstandsorganisation, des sogenannten «Werwolf», zu sein.
- 3 Der Jungmädelsbund nahm während des Nationalsozialismus, analog zum männlichen Jungvolk, die 10- bis 13jährigen Mädchen auf. Die Mädchengruppen wurden jeweils von einer etwas älteren Jungmädelführerin angeleitet.
- 4 Vom 11. Mai 1946 bis 21. Juni 1946 wurde Heinz-Joachim Schmidtchen im Kellergefängnis der sowjetischen Geheimpolizei in der Prenzlauer Allee festgehalten.
- 5 Die statistischen Angaben der Sanitätsabteilung des Speziallagers Nr. 3 weisen für die hier beschriebene Zeit (Juli/August 1946) 38 Tote aus.
- 6 Die offizielle Norm für Brot betrug zu diesem Zeitpunkt in den Speziallagern 600 Gramm.
- 7 Der Saalkommandant gehörte zur Lagerselbstverwaltung.
- 8 Die hygienischen Bedingungen im Lager waren katastrophal. Die Häftlinge hatten weder Kamm noch Zahnbürste oder andere Gegenstände der täglichen Körperreinigung und -pflege. Um der Läuse- und Wanzenplage Herr zu werden, wurde die Ober- und Unterbekleidung der Häftlinge regelmässig desinfiziert. Erst nach grossen Anstrengungen gelang es, die Läuseplage einzudämmen. Bei der Bekämpfung der Wanzen versagten dagegen alle ergriffenen Massnahmen.
- 9 Am 23. August 1946 mussten 1117 Gefangene nach Sachsenhausen marschieren.

EWALD ERNST

Die Stille einer Grabkammer

Ewald Ernst (1921-2001) war Fraktionsgeschäftsführer der CDU in Sachsen-Anhalt und vom April 1947 bis Dezember 1948 in der sowjetischen Untersuchungsanstalt

Die Hände gefesselt, über den Kopf eine Kapuze gestülpt, stiess man mich nach Beendigung der Fahrt die Treppe hinunter. Der erste Eindruck nach Entfernung der Fessel und der Kapuze: An der Kellerdecke hing eine Ampelanlage, wie man sie im Strassenverkehr kennt. Die Schaltungen der Ampel auf Rot oder Grün sollten verhindern, dass Häftlinge sich auf den Gängen begegnen. Mir signalisierte die Ampel: keine Freiheit! Hier kommst du so schnell nicht heraus! Von April 1947 bis Dezember 1948 sollte ich nie einem Leidensgefährten begegnen!

Nach wenigen Schritten öffneten die Bewacher eine schwere Zellentür, stiessen mich in die Zelle und verriegelten die Tür hinter mir. Der Raum war schwach beleuchtet. Die Stille einer Grabkammer umfing mich. Nur die Körperbekleidung war mitgekommen aus einer weit entfernten Welt. In der etwa drei Meter mal zwei Meter mal zwei Meter grossen Zelle waren die Wände, die Decke und der Fussboden nicht gestrichen, waren feucht und nass, hatten Flecken, die ich in den folgenden Monaten wie Bilder deutete. Über der Tür, hinter einem kleinen Nischengitter, spendete eine Glühbirne spärliches Licht. Sie löste später – je nach Gemütslage – Zuneigung oder Ablehnung aus. Ein vergitterter Luftschacht befand sich in der Decke. Die schwere Holztür besass mehrere Verriege-

lungen. Eingelassen war ein «Spion», der regelmässig von Wachsoldaten kontrolliert und betätigt wurde – lautlos, nur ein kleiner Lichtfleck war kurz zu sehen. Neben dem Eingang stand links eine grün gestrichene Holzpritsche ohne Matratze. Auf ihr zu liegen, war am Tag verboten. Auf der anderen Seite neben der Tür war Platz für den Notdurft-Kübel. Zunehmende Stille, Ohnmacht und Ratlosigkeit. «*Wo der Herr mir nicht hülfe, so läge meine Seele schier in der Stille*» (aus dem 94. Psalm). Bis Bautzen (Dezember 1948) trug ich die mitgebrachte Kleidung. Der Mantel war Decke bei der Nachtruhe.

Einmal erreichte mich durch Klopfen nach dem Alphabet die Nachricht einer Frau: «Ich bin schwanger, ich friere!» Ich versprach, am nächsten Morgen bei der Leerung des Kübels im Toilettenraum, hoch über den Heizungsrohren, für sie meine Anzugweste zu verstecken. Welche Aufregung bis zu dem Eintreffen der Nachricht, die Weste wärme sie nun tatsächlich! Klopfgeräusche waren selten (Eckzelle), wurden von mir aber auch äusserst misstrauisch aufgenommen. Fragen und Namen und Verhaftungsgrund beantwortete ich selten, machte schlechte Erfahrungen damit: Der vernehmende Offizier wusste davon, fertigte davon wahnwitzige Protokollnotizen.

Morgens schlossen Wachleute die doppelt verriegelte Tür auf. Der Kübel musste in einem nahegelegenen Raum mit Toilette und Waschbecken geleert werden, für eine Körperreinigung war wenig Zeit. Haarschnitt und Rasur fanden in unregelmässigen Zeitabständen statt. Stand das Duschen des Körpers an, wurde die Unterwäsche gewechselt. Täuscht mich die Erinnerung nicht, gab es drei «Mahlzeiten»: Brot, Suppe und Tee. Die Wassersuppe oder den Hirsebrei – Kascha – löffelte man aus einem Blechnapf mit einer aus Holz gefertigten, farbig gemusterten und mit Lack überzogenen Kelle. Verpflegungssperre war die Folge von «Verfehlungen» – zum Beispiel am Tag auf der Pritsche liegen – oder einer Anordnung durch den Vernehmungsoffizier. Längere Zeit ist mir Verpflegung aber nicht entzogen worden. Blechnapf und Löffel durften nicht in der Zelle bleiben. Kostbares Gut war eine «Nadel», irgend-

wie selbst gefertigt aus Knochen, gefunden in der Suppe. Mit ihrer Hilfe konnte die Kleidung geflickt werden. Welche Befriedigung, wenn bei überraschenden Zellendurchsuchungen diese Nadel nicht gefunden wurde!

Die Wachen waren meist ungeduldig, trieben zur Eile an. Sie verrichteten ihren Dienst mürrisch, zeigten nicht Freundlichkeit oder gar Mitgefühl. Hin und wieder öffneten sie die Tür zum «Freigang»: In kleinen, abschliessbaren Innenhöfen (Zellen mit sehr hohen Wänden) gab es dann die stets aufregende Begegnung mit etwas Sonne, etwas Wind, nie Regen!, vor allem mit einem Stück Himmel. Wandernde Wolken lösten Weinkrämpfe aus, konnten schrecklich verzweifelt machen.

Wie soll man die Einsamkeit und die Loslösung von Zeit beschreiben? Leere des Zeitablaufs, Verlassenheit total; die Vernehmungsoffiziere, die Dolmetscherin nach Datum, Wochentag und Uhrzeit fragen; Zwiesgespräche mit der Glühbirne und den nassen Flecken der Wände, Ziele von Zu- oder Abneigung; kaum Klopfkontakte (Eckzelle), nur Selbstgespräche; Sehnsucht verdrängen, Bitternis nicht aufkommen lassen; deklamieren vor eingebildetem Publikum, nur nicht verblöden; tausend Kreise gehen auf engstem Raum; lauschen auf Geräusche, immer Gefahren witternd bei Tag und in der Nacht; Disziplin wahren durch bestimmte Übungen oder Gebete.

Die stets nächtlichen Verhöre fanden in höchst unterschiedlichen Zeitabständen statt. Nur in Stichworten'vermag ich die Umstände zu beschreiben: Stunden oder wenige Minuten; Verhör oder kein Wort; Sitzen gestattet oder Stehen bis zur Ohnmacht; verbindlich, eher freundlich oder traktierend mit Faust oder Stiefel; Angebot eines warmen (Offiziers-)Essens, von Lektüre oder an Bedingungen geknüpfte Versprechungen; Wäsche, Kleidung auf Bitte sofort oder abgewiesen oder nach Wartezeit (auch bei Bedarf von kleinen Medikamenten); Rückführung in die Zelle in normaler Gangart oder im Laufschrift, immer mit Handfesseln; totale Abhängigkeit von dem «persönlichen» Vernehmungsoffizier.

Das spärlich eingerichtete Zimmer des Vernehmungsoffiziers

Winogradow¹ befand sich auf einer oberen Etage. Zum Treppenhause musste ein grosses Gitter geöffnet werden. Voller Erwartungen, nie ohne Angst, machte man sich auf den Weg. In gehörigem Abstand zum Schreibtisch des Vernehmenden stand ein Stuhl, auf dem man nach Lösen der Fessel und nur nach Aufforderung Platz nehmen konnte. Angespannte Aufmerksamkeit: Was kommt nun? Lauschen in die Nacht (hinter den Fenstern immer nur Dunkelheit). Zornausbrüche des dicklichen Oberleutnants Winogradow kamen unvermittelt. Arbeit war mit Sicherheit für ihn ärgerlich. Die Protokollführung bis zur Paginierung benötigte viel Zeit (Moskau muss in dieser Beziehung hervorragende Erfolgsprotokolle bekommen haben). Wehe, das eingehaftete Schriftstück musste wieder entfernt werden, weil die Unterschrift verweigert wurde! Heimtückisch, verschlagen war «mein Offizier» – nicht so sehr ein Schläger. Die Blendung mit grellem Licht setzte er ein, auch einmal kurzfristig die Verbringung nackt, in einen Stehkarzer. Entlastende Aussagen fanden keinen Eingang in die Protokolle. Beschimpfungen wie Faschist oder Spion waren fast milde gegenüber solchen, die rassistisch ausgesprochen wurden und wo sich gelegentlich selbst die Dolmetscherin schwertat, sie dem Häftling in die deutsche Sprache zu übersetzen. Die Dolmetscherin tat ihren Dienst lustlos, beteiligte sich meiner Erinnerung nach nicht an körperlicher Züchtigung.

Der Offizier zeigte plötzlich Gefühle! Heute feiere man in Deutschland Weihnachten. Nicht er persönlich, sei er doch Atheist. Aber der Vater habe Weihnachten gefeiert, denn der wäre Pope² der russisch-orthodoxen Kirche gewesen. Meine Familie vermisse mich sicher. Für sie ändere sich alles, wenn ich mich endlich entschliesse, die Wahrheit zu sagen, Spionage für die Amerikaner betrieben zu haben. Das war mein Weihnachten 1947 – neun Monate nach der Verhaftung, die dritte Weihnacht nach Kriegsende. Eine zusätzliche Brotzuteilung und Maxim Gorkis «Meine Universitäten»³ bekam ich mit auf den Weg in die Zelle. Ja, da habe ich geweint!

Die Wartezeiten zwischen den Verhören wurden länger. Die

Wände trommelten: «Protokollunterschriften versagen ist dumm, verzögert nur die Verurteilung. Was dann kommt, ist auf jeden Fall besser als die Kellerhaft.» Lange Wartezeiten bedeuteten auch lange Leihfrist für das Buch. Gut vorstellen kann ich mir heute, wo Gorkis Erzählung mich besonders beeindruckte:

«Während ich dort beim Rauschen des Regens und Seufzen des Windes den Geruch der Hunde- und Katzenkadaver spürte, wurde mir bald klar, dass die Universität ein Hirngespinnst war und ich besser daran getan hätte, nach Persien zu fahren. Dabei hatte ich mich schon als grauhaarigen Zauberer gesehen, der eine Methode, Getreidekörner von der Grösse eines Apfels und ein Pfund schwere Kartoffeln zu erzeugen, und auch sonst allerlei Wohltaten für unsere Erde eronnen hat, auf der zu wandeln so verteufelt schwer war – nicht für mich.

Ich hatte bereits gelernt, von ungewöhnlichen Abenteuern und grossen Taten zu träumen. Das kam mir in schweren Tagen sehr zu Hilfe, und da es in meinem Leben viele schwere Tage gab, verlegte ich mich immer mehr aufs Träumen. Ich erwartete keine Hilfe von aussen und hoffte auf keinen glücklichen Zufall, allmählich entwickelte sich ein hartnäckiger Wille in mir, je schwieriger die Lebensumstände wurden, desto stärker und sogar klüger fühlte ich mich. Ich begriff schon sehr früh, dass den Menschen sein Widerstand gegen die Umwelt formt.»

(Maxim Gorki, «Meine Universitäten»)

Spionage für die Amerikaner und Gruppenbildung wurden mir – wie in Potsdam⁴ – weiterhin vorgeworfen, trotz meiner gegenteiligen Beteuerungen. Die angeblichen Gruppenangehörigen hörte und sah ich nicht. Mit zwei kurzfristigen Unterbrechungen war ich übrigens immer in Einzelhaft, stets in Zellen ohne Fenster.

Nach längerer Zeit, aber noch in 1947, konfrontierte mich der Offizier mit der Verlesung eines Protokolls, ich sei mit anderen Personen in West-Berlin in der Wohnung eines amerikanischen Offi-

ziers gewesen. Da mir eine derartige – die einzige! – Begegnung in höchst unguter Erinnerung war, sah ich keinen Grund, dem Protokoll zu widersprechen, gab aber gleichzeitig zu Protokoll, dass diese Tatsache nichts mit Spionage zu tun gehabt habe, ebenso nichts mit Gruppenbildung. Zum x-ten Male versicherte ich, ein derartiges Verhalten habe mir völlig fern gelegen, sei mir nie in den Sinn gekommen. Zu dieser Aussage ist mir Wochen später von der Dolmetscherin ein Protokoll zur Unterschrift vorgelesen worden. Eine völlig entstellte Story war konstruiert mit der Zielrichtung, einen Kontext zu dem bereits (nicht von mir) unterschriebenen Protokoll herzustellen. Ich verweigerte die Unterschrift.

Immer wieder die gleichen Versuche, mir ein «Geständnis» abzurufen! Inhalte der Verhöre waren stets: Spionage für die Amerikaner und sowjetfeindliche Aktivitäten bei der Ausübung der Ämter in Parlament und Zonenvorstand. Das Wissen um völliges Unschuldigen, der Glaube, die Wahrheit werde sich letztlich erweisen, gab Zuversicht, die lange Einzel- und zugleich Dunkelhaft im «U-Boot» Hohenschönhausen zu überdauern.

Meine Einzelhaft im «U-Boot» Hohenschönhausen dauerte 21 Monate. Die ungewöhnliche Länge wird nicht aufzuklären sein. Wochen wartete ich auf Verhöre – fast sehnte ich sie herbei. Hatte man mich im Bunkerkeller vergessen? War das gut oder übel zu werten? Zwei oder drei Nachbefragungen kamen im ersten Halbjahr 1948.

Die Tätigkeit im Parlament Sachsen-Anhalt interessierte die Vernehmer nicht so sehr, mehr schon die Jugendarbeit in Partei und Kirche. Ihr Interesse bezog sich 1948 insbesondere auf die Funktionen im Zonenvorstand. «Antisowjetische Machenschaften» nachzuweisen, war das Ziel. Leider ist in späteren Jahren nichts unternommen worden, um aufzuhellen, was denn die Gruppe – unterstellt, dass es sie wirklich gab – den Sowjets politisch in den Ost-West-Auseinandersetzungen überhaupt so wichtig erscheinen liess. Die Vernehmungen zu Kaiser⁵ lassen gewisse Schlüsse zu. Hat vielleicht das anfängliche Interesse nach der Absetzung von Kaiser

und Lemmer⁶ nachgelassen? Die wechselnden Begründungen der Machthaber verschleiern eher den wahren Sachverhalt. Die CDU sollte getroffen werden – wie so oft bei vergleichbaren Vorgängen. Auf jeden Fall mussten die Betroffenen verschwinden.

Während des «Freigangs» im Zelleninnenhof beobachtete ich am Himmel sehr viele Flugzeuge. Grosse Aufregung. Ist wieder Krieg? Es war die Berliner Luftbrücke! Am 24. Juni 1948 hatte die ein Jahr dauernde Blockade Berlins begonnen.

Der Gesundheitszustand verschlimmerte sich. Medizinische Betreuung gab es so gut wie nicht. Die Gemütslage war – obgleich ich dagegen ankämpfte – zunehmend depressiv. Die immer wiederholten Beschuldigungen (Spionage, antisowjetische Gruppenbildung) veranlassten mich zu keinem Zeitpunkt, unter dem Druck der unmenschlichen Lebensverhältnisse die Unschuldsbeteuerungen aufzugeben.

Ende November/Anfang Dezember 1948 entwickelte der Vernehmungsoffizier grosse Betriebsamkeit, bastelte in meiner Gegenwart an Akten, stellte aber keine Fragen. Ich hatte den Eindruck, dass sie nach längerer Zeit wieder vor ihm lagen. Eines Nachts war ein Vorgesetzter (Staatsanwalt?) anwesend, denn «mein» Offizier zeigte ein auffällig unterwürfiges Verhalten. Die in russischer Sprache abgefasste, mir von der Dolmetscherin übersetzte Anklageschrift wurde vorgelesen, die Kenntnisnahme von mir bestätigt. Den in Eile vollzogenen Vorgang hatte ich nach so vielen Monaten herbeigeseht.

In ein anderes Gefängnis (Berlin-Lichtenberg?) nach nächtlicher Fahrt verlegt, stand ich am 13. Dezember 1948 inmitten einer Gruppe Leidensgefährten vor dem sowjetischen Militärtribunal.⁷ Was in der «Verhandlung» vorgetragen worden ist, weiss ich nicht. Die unzulängliche Übersetzung verstand ich nicht. Meine Anwesenheit wurde festgestellt. Mehr weiss ich nicht, auch weil ich mich in einem schlafähnlichen Zustand befand. Die Verurteilung des Militärgerichtes zu 25 Jahren Zwangsarbeit erlebte ich wie in Trance.

- 1 Oberuntersuchungsführer der Untersuchungsabteilung des MGB der UdSSR in Deutschland.
- 2 Abgeleitet vom russischen «Pop», umgangssprachlich für die Geistlichen der russisch-orthodoxen Kirche.
- 3 Maxim Gorki (1868-1936), russischer Schriftsteller. In seinem autobiographischen Roman «Meine Universitäten» (1923) schildert er seine «Studienjahre» in Obdachlosenasylen und Vorstadtkneipen fern jeder Universität.
- 4 Ernst war zuvor im MGB-Gefängnis in der Potsdamer Lindenstrasse 54/55.
- 5 Jakob Kaiser (1888-1961), Mitbegründer der CDU in der SBZ, von 1946 bis zum 20. Dezember 1947 erster Vorsitzender der ostdeutschen CDU. Nach seiner Absetzung durch die sowjetische Militäradministration siedelte er nach West-Berlin über. Von 1949 bis 1957 war er Mitglied des deutschen Bundestags und Minister für gesamtdeutsche Fragen.
- 6 Ernst Lemmer (1898-1970), Mitbegründer der CDU in der SBZ, von 1946 bis zu seiner Absetzung durch die sowjetische Militäradministration 1947 zweiter Vorsitzender der CDU, Mitbegründer der Exil-CDU in Westdeutschland. Von 1948 bis 1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, übernahm nach Jakob Kaiser 1957 das Amt des Ministers für gesamtdeutsche Fragen.
- 7 Zu den «Leidensgefährten» gehörten Georg-Robert Bluhm, Klaus Schmidt, Georg Wradzidlo, Werner Bahr, Manfred Klein und Günter Sögtrop.

HERMANN BECKER Im Karzer

Hermann Becker (1905-1981) war Fraktionschef der Liberalen in Thüringen und befand sich von August 1948 bis Januar 1950 mit kurzer Unterbrechung im sowjetischen Untersuchungsgefängnis.

Am 23. Juli 1948 wurde ich vom MGB¹ verhaftet, trotz einer von der sowjetischen Besatzungsmacht den Abgeordneten zuerkannten Immunität. Ich hatte mich zwar gefährdet gefühlt, doch mit einer Verhaftung rechnete ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

Wir assen im Hotel Augusta zu Mittag. Ich hatte ein Ferngespräch an meine Frau angemeldet, und als ich gerufen wurde, glaubte ich, das Gespräch sei da. Mich erwartete jedoch ein Offizier des MGB in Zivil, der fragte, ob ich der Fraktionsvorsitzende Becker sei. Ich wurde unter den entsetzten Blicken zufällig vorbeikommender Leute in einen Wagen gepackt und zum MGB in das frühere Amtsgerichtsgefängnis Weimar² gebracht. So einfach war es, einen Politiker und Abgeordneten einer der Blockparteien, dessen Tätigkeit bei der Bevölkerung zwar sehr beachtet wurde, der Sowjetischen Militäradministration aber nicht passte, zu verhaften.

Nach den üblichen Methoden der Aufnahme – Untersuchung im entkleideten Zustand, Kleidervisitation, Abnahme der Wertsachen usw. – kam ich in eine Zelle, in der schon zwei Häftlinge waren: ein Student aus Jena, den ich dem Namen nach kannte und der dort einer Gruppe Studenten, die der SPD nahestand, angehört hatte, und

ein Arzt aus Nordhausen, der als Leiter einer illegalen Widerstandsgruppe galt. Bereits in der ersten Nacht wurde ich zu einem Verhör geführt. Zur Einschüchterung wurde ich dauernd angebrüllt und als Spion, Verbrecher usw. beschimpft. Ich erklärte, das stimme alles nicht, und berief mich darauf, dass ich Abgeordneter sei. Zu dem Vernehmungsoffizier sagte ich, wenn er sich beruhigen würde, könne man weiter kommen. Er sprang daraufhin auf, beschimpfte mich erst recht und sagte, ich solle mich anständig hinsetzen, Hände auf die Knie legen und ähnliches mehr. Als ich das nicht tat, wurde ich mit Fäusten bedroht.

In den Vernehmungen wurde mir von Anfang an und immer wieder erklärt, ich sei ein Spion, ich hätte Verbindungen mit dem Westen, hätte eine Spitzelorganisation gegen die SED aufgebaut und antisowjetische Propaganda getrieben. Später sollte noch einiges sonstiges Absurdes hinzukommen. In der ganzen Zeit bis zum Abschluss des «Verfahrens», in der «Anklageschrift» und vor dem «Tribunal» wurde dies immer wieder in den verschiedensten Variationen wiederholt. Meine politische Tätigkeit war Widerstand gegen die sowjetische Besatzungsmacht. Ich wurde der Konspiration bezichtigt. Ich sollte Komplizen nennen. Letztlich wäre es dann die gesamte Partei gewesen. Die Verbindung zum Westen, die mir zur Last gelegt wurde, war nur mein Kontakt zu einzelnen Personen meiner Partei in Westdeutschland. Auch der Austausch von Zeitungen und ähnliches war Spionage. Da half auch nicht der Hinweis, dass die Zeitungen öffentlich zu kaufen waren.

Nach etwa drei bis vier Wochen wurde mir ein Haftbefehl in Russisch vorgelegt, den ich unterschreiben musste. Unmittelbar danach fand die offenbar entscheidende Vernehmung statt, die geradezu gespenstisch verlief. Es war anscheinend tief in der Nacht. Als ich durch das Gefängnis geführt wurde, war es stiller als sonst. Ich kam in einen grossen Saal, in dem sich ein sehr gepflegter Mann in Zivil befand, der, wie sich aus allem ergab, der Leiter des MGB in Weimar sein musste. Um den Tisch hatten hohe Offiziere Platz genommen. Hinzu kamen einige weitere MGB-Offiziere. Eine Dol-

metscherin, die diese «illustre Gesellschaft» aus dem Konzept brachte und nervös machte, musste von einem Dolmetscher abgelöst werden. Der Mann in Zivil warf mir vor, ich hätte mit meiner Partei in Westdeutschland Verbindung gehabt und dadurch Spionage getrieben. Ich widersprach und versuchte klarzustellen, wie normal solche Verbindungen seien. Diese gebe es auch zwischen der SED und der KP-West.³ Das war natürlich etwas anderes. Vorgeworfen wurde mir noch, ich hätte sogar einmal einem Mann aus Thüringen, der einen mir bekannten Politiker in Westdeutschland besuchte, Grüße aufgetragen, und diese seien das verabredete Erkennungszeichen gewesen. Da habe ich nur fragen können, ob es bei ihnen nicht auch üblich sei, Grüße auszutauschen. Ein Major, der, als ich mich erregte, mir sogar einige begütigende Worte sagte, neigte sich später über den Tisch zu einem Offizier und sagte so, dass ich es verstand: «Aus dem Fall machen wir etwas.» Ich bin einigen dieser Offiziere in Berlin-Hohenschönhausen wieder begegnet. Einer von ihnen wurde mein Vernehmungsoffizier. Man war offenbar nach Weimar gekommen, um festzustellen, was aus meiner Sache zu machen sei. Aus dieser und aus anderen Vernehmungen ergab sich deutlich, dass meine Verhaftung eine rein politische Angelegenheit war, die sich gegen die LPD richtete. Die angebliche Belastung war meine politische Aktivität und mein Versuch, immer eine verhältnismässig selbständige Politik im Sinne der deutschen Bevölkerung zu treiben. Ich musste weg, und die Partei sollte eingeschüchtert werden.

Am 23. August 1948 wurde ich nach Berlin-Hohenschönhausen abtransportiert. Was in Weimar geschehen war, war recht eigentlich ein Vorspiel von dem, was kommen sollte. Mein erster Vernehmungsoffizier, ein Hauptmann, war ein gewandter und konzilianter Mensch aus Omsk⁴ und offenbar ein Jude. Ich versuchte ihm klarzumachen, dass meine Verbindung zu westlichen Parteifreunden zu meiner politischen Tätigkeit gehörte. Wir kamen dabei auch auf literarische Fragen, wobei es ihm imponierte, dass ich Ilja Ehrenburg⁵ gelesen hatte. Nach kurzer Zeit übernahm mich ein Major, der andere Begriffe für die Behandlung hatte.

Ich war zunächst in einer Kellerzelle, die wenigstens ein Fenster hatte. Meine Zellengenossen waren ein russischer Sergeant, der Fahrer von General Kotikow⁶ gewesen war, ein gutmütiger und angenehmer Mensch, der leider kein Wort Deutsch konnte, dann ein Ukrainer, ein recht unsympathischer Mensch, der mir erzählte, wie er nach dem Kriege Menschen umgebracht und ausgeraubt hatte, und sich auch auf mich stürzte und mich ausrauben wollte, ferner ein früherer Professor aus Moskau, der auch versuchte, seinen Teil von mir zu bekommen. Da hat mir allerdings der Vernehmungsoffizier, als ich ihn darauf hinwies, geholfen, und ich kam aus dieser Zelle heraus. In der anderen Zelle kam ich mit einem früheren Gauleiter der NSDAP⁷ zusammen. Er war gleich nach dem Kriege festgenommen und an die Sowjetunion ausgeliefert worden. Er bekam damals schon das «Prawda»-Essen.⁸ Nach einiger Zeit gerieten wir in schärfste politische Gegensätze.

Die Vernehmungen fanden mit ganz wenigen Ausnahmen immer nachts statt. Es wäre mir unmöglich, die Zahl meiner Vernehmungen anzugeben. Es waren jedenfalls so viele, dass es eine Ausnahme war, wenn ich einmal eine Nacht ohne Vernehmung blieb. Von Anfang Dezember 1948 bis Juni 1949 zumindest bin ich nahezu regelmässig jede Nacht vernommen worden, ausgenommen die Wochenenden. Um mich zu Aussagen zu veranlassen, wurde ich zweimal mit Leuten zusammengesperrt, die «auspackten». Das ist psychologisch nicht uninteressant. Der eine war früher ein Politiker, der andere ein Arbeiter. Beide bekamen das «Prawda»-Essen und wurden verhältnismässig gut behandelt. Bei den Vernehmungen wurde mir immer wieder vorgehalten, ich könne genausogut wie sie erzählen und bekäme dann auch besseres Essen: «Wir machen dich fett wie Schwein!»

Von den Wachtposten bin ich relativ korrekt behandelt worden. Auch während der langen Zeit, die ich im Karzer zugebracht habe, worauf ich noch zurückkommen werde. Das Essen war ganz schlecht. Wassersuppe und etwas Brot war die Hauptverpflegung, und da ich zu den Verstockten gehörte, bekam ich sehr wenig zu es-

sen. Das war abgestuft. In gewissen Abständen bekam man etwas Zucker. Natürlich reichte die Verpflegung nie aus. Ich war immer hungrig. Matratzen gab es auch nicht. Wir lagen alle auf Holzpritschen auf der Kleidung, die man eben bei seiner Verhaftung auf dem Leib hatte. Es gab sehr viele Wanzen und Flöhe.

Im Dezember 1948 kam ich in eine Zelle ohne Fenster mit wechselnden Kameraden. Es tropfte ständig von der Decke. Alles war nass, und wenn man auf der Pritsche lag, musste man sich den Kopf bedecken, um sich zu schützen. In diese Zelle kam am 23. Dezember ein jüngerer, wie er sagte, ehemaliger Offizier, der, was ich bald merkte, auf mich als Spitzel angesetzt war – einer von mehreren, die ich noch erleben sollte. Er war ein ungemein zynischer Mensch. Immer wieder versuchte er, mich aufs Glatteis zu führen, und war mit allem, was ich erzählte, nicht einverstanden. Ich brauchte aber nur bei der Wahrheit zu bleiben. Bald merkte ich, dass man «oben» in dem Vernehmungszimmer ungeduldig wurde. Ich sollte mich doch in irgendeiner Beziehung schuldig bekennen.

Da empfahl mir mein «Helfer», einfach zu erklären, ich hätte den Sender in Weimar sprengen wollen. Damit wäre man sicher zufrieden. Als ich zur Vernehmung kam, sagte ich meinem Vernehmungsoffizier, was mir empfohlen worden sei, und ich wüsste, dass der Betreffende ein Spitzel sei. Eigentümlich uninteressiert wurde es abgeleugnet. Der Spitzel war aber, als ich in die Zelle zurückkam, nicht mehr da. Ich habe einige Kameraden getroffen, die, um sich alles zu erleichtern, Phantasien erzählten und glaubten, es vor dem «Tribunal» widerrufen zu können. Sie wurden bitter enttäuscht. Kam es heraus, wurde die Behandlung verschärft, wenn nicht, wurden sie auch so zu 25 Jahren verurteilt. Wer den Versprechungen glaubte und daraufhin Personen nannte, bekam allenfalls das «Prawda»-Essen.

Bei den Vernehmungen wurde ich nicht im eigentlichen Sinne körperlich misshandelt. Geschlagen wurde ich nur einige Male. Ich wurde anders in die Zange genommen. Man belastete mich psychologisch durch immer neue und andere Drohungen, durch Verbote –

zum Beispiel durfte ich in der Zelle nicht sitzen –, durch Hungern, durch Entzug des Schlafes, durch die ständigen nächtlichen Verhöre sowie durch die vielen Aufenthalte im Karzer. Man wollte mich zermürben, mich unsicher machen, mich einschüchtern, mich «brechen», wie man mir sagte, mir die Haltung nehmen. In einer Art «Gehirnwäsche» versuchte man, durch das Wiederholen der immer gleichen Vorhaltungen und Argumente, manchmal drängend und drohend und auf mich einstürzend, manchmal ruhig auf mich einsprechend, mich zu überzeugen, wie verbrecherisch ich sei, wie falsch ich handele und wie ich mich bessern müsse, wie ich helfen müsse. Das könne ich nur beweisen, wenn ich meine Schuld bekenne und weitere Verbrecher entlarve. Um mich zu zermürben, wurde einmal Sonderessen vor mir auf den Tisch gestellt, das ich aber nur bekommen sollte, wenn ich gestand. Ich erinnere mich, wie hungrig ich war, aber auch, wie es über mich kam und ich das Essen vom Tisch stiess. Einen Augenblick waren alle starr und ich tief erschrocken. Ich erwartete, dass ich misshandelt würde, doch das geschah nicht, ich wurde nur bedroht und sofort abgeführt.

Eines Nachts verlangte der Vernehmungsoffizier, ich solle ihm fünfzig Leute meiner Partei nennen. Wer es sei und was sie gemacht hätten, wäre ganz gleich. «Sie können sagen, wen Sie wollen.» Ich habe niemanden genannt – und kam daraufhin in den Karzer. Das muss am 5. oder 6. Januar 1949 gewesen sein. Insgesamt war ich im Januar 23 Tage im Karzer. Zunächst kam ich in eine ganz schmale Zelle, die etwas über einen Meter breit und sicher nicht viel länger als zwei Meter war. An der Rückwand befand sich ein schmales Brett zum Sitzen, sonst war nichts da als der Zementboden und die kahlen Wände, keine Pritsche und auch kein Kübel. In der Zellentür war das übliche Guckloch. Dieser Karzer befand sich noch in dem Zellengeschoß. Hier blieb ich einige Stunden, dann wurde ich in einen anderen Karzer gebracht.

Dieser war im Keller und war der schräge Raum unter dem Ende der Treppe. In ihm war nichts zu sitzen. In der Schräge der Hinterwand befand sich unten ein Loch, das nach aussen ventilierte, so

dass es, es war Januar, sehr kalt war. Dies wurde dadurch noch verstärkt, dass, wie man mir sagte, im Treppenhaus ein Fenster offen war. Die Wände waren die meiste Zeit mit weissem Frost beschlagen. Man hatte mir also Kältekarzer auferlegt. Ich musste mich bis auf Unterhose und Unterhemd ausziehen. Die Hände wurden auf dem Rücken gefesselt. Zuerst wollte ich mich nicht auf den Steinboden setzen und lehnte mich abwechselnd mit der einen und der anderen Schulter an die Wand, bis ich doch müde wurde und hinstürzte. Von da an habe ich mich so gut es ging auf den Boden gesetzt. Die ohnehin dürftige Verpflegung war auf etwa ein Drittel gekürzt. Ich bekam nicht jeden Tag, oft nur jeden zweiten Tag etwas zu essen. Und jede Nacht waren Verhöre. Es gehörte zur Behandlung, dass einmal im Nebenraum ein mir bekannter Mensch geschlagen wurde. Mir wurde erklärt, ich sei der «nächste». Ich habe die halbe Nacht darauf gewartet, ohne dann allerdings geschlagen zu werden. In der Nacht darauf wurde wieder jemand misshandelt. Eine Frau schrie fürchterlich. Mir wurde erklärt, es sei meine Frau. Man hatte mir bereits früher gesagt, dass sie von der Strasse weg festgenommen worden sei, und hatte es mir auch durch verschiedene Manipulationen glaubhaft erscheinen lassen. Die Stimme der Frau war natürlich nicht eindeutig zu erkennen. Als sie dann aber sogar noch meinen Namen schrie, war ich überzeugt, dass sie es war. Auch dieses Mal wurde ich nicht geschlagen. Ich habe sieben Jahre unter dem Eindruck gestanden, die Misshandelte sei meine Frau gewesen und sei in sowjetischer Gefangenschaft. Zum Glück war das nicht der Fall.

Ich war während dieser Zeit noch manchen psychologischen Belastungen ausgesetzt. Etwas Schlimmes war es, wenn man nach dem Verhör statt in den Karzer in die Zelle gebracht wurde und glaubte, es sei vorbei, und kaum dass man sich hingelegt hatte, wieder geholt wurde und erneut in den Karzer kam.

Nach der Karzer-Zeit war ich körperlich sehr geschwächt. Der Dejournij⁹, ein älterer Mann, nahm darauf beim Spaziergehen¹⁰ gewisse Rücksicht. Ich habe eine ganze Zeit unter Sinnestäuschungen gelitten und hörte dauernd Schreie oder andere qualvolle Ge-

räusche, bis ich einmal merkte, dass dies eine Selbsttäuschung war. Ich habe das alles, wenn ich heute zurückdenke, nur überstanden, weil ich mir täglich Probleme stellte, mit denen ich mich geistig beschäftigen, auf die ich mich konzentrieren konnte, und nicht an die nächtlichen Vernehmungen zu denken versuchte. Dies war ein Selbstschutz. Ich habe auch laut Gedichte aufgesagt und Lieder gesungen, so dass die Posten glaubten, ich sei verrückt geworden. Ich glaube aber, dass dies für mich sehr wichtig war. Es gab in der «Hölle von Hohenschönhausen» noch verschiedene Methoden der Quälerei, wie der Wasserkarzer, von denen ich verschont blieb. Ich bin bis Juni 1949 praktisch jedes Wochenende in den Karzer gekommen, allerdings in den im Zellengeschoss. Im Juni 1949 wurde mir schliesslich zu verstehen gegeben, dass meine Untersuchung abgeschlossen sei. Zwischendurch wurde mir auch ein «belastendes» Protokoll vorgelegt, das ein früheres Mitglied der LPD, das inzwischen ebenfalls in Haft genommen war, ausgesagt hatte.

Nach Abschluss der Untersuchung wurde ich in der Nacht des 30. Juni 1949 in das Gefängnis Lichtenberg¹¹ überführt. Hier geschah zunächst überhaupt nichts mit mir. Es war wohl der 25. Juli, als ich vor ein Militärtribunal gestellt wurde. Es bestand aus einem sowjetischen Oberst als Vorsitzendem und zwei Beisitzern, einem Dolmetscher und einem Protokollführer. Ich war der einzige Angeklagte in dem grossen Saal. Es stellte sich jedoch heraus, dass man versäumt hatte, mir die Anklageschrift mitzuteilen. Da man keinen Formfehler begehen wollte, wurde sie mir in deutscher Sprache vorgelesen, dann wurde ich in die Zelle zurückgebracht. Am folgenden Tag fragte man mich, ob ich mich schuldig bekenne. Ich erklärte, das sei keineswegs der Fall. Daraufhin wurde mir gesagt, ich könnte mich verteidigen. Auf Zeugen wurde verzichtet. Ich habe mich ausführlich verteidigt – mit Übersetzung dauerte es mehr als zwei Stunden. Ich musste dann in einer Zelle längere Zeit warten und wurde danach wieder in den Gerichtsraum zurückgeführt. Durch den Dolmetscher wurde mir übersetzt, dass man mich nicht verurteilen könne, die Untersuchung müsse weitergeführt werden.

Ich bin, als ich das hörte, fast in Ohnmacht gefallen, denn nun sah ich wieder die Quälerei in Hohenschönhausen vor mir. Zunächst blieb ich noch in Lichtenberg, ohne jedoch vernommen zu werden. Sechs Wochen kam ich in Einzelhaft, wie Tropfen verrannen die Tage. Ich war in einer seltsamen Spannung, lief von früh an in der Zelle hin und her, und Gedanken und Erinnerungen überfielen mich, dass ich kaum merkte, wie der Tag verging. Am 11. August wurde ich verlegt und kam mit einem geistesgestörten früheren Stabsfeldwebel zusammen, der tagsüber meistens vor sich hinbrütete, eines Nachts aber zum Fenster hinausschrie: «Stabsfeldwebel ... meldet sich zum Erschiessen.» In einer Nacht hat er mich beinahe erwürgt – es war eine böse Zeit.

Am 18. November 1949 wurde ich wieder nach Hohenschönhausen zurückgebracht. Hier kam ich in eine Hitzezelle ohne Fenster. Sie befand sich an der Stirnwand, wo die Heizung zum Bad durchlief. Mich empfing mein früherer Vernehmungsoffizier. Dass er mich gleich furchtbar bedrohte, machte mich unruhig, denn ich fürchtete, den Quälereien nicht noch einmal gewachsen zu sein. In den folgenden Wochen wurde ich aber nur einige Male verhört. Überraschend wurde ich am 16. Januar 1950 wieder nach Lichtenberg zurückgebracht.

-Durch die Verlegungen kam ich mit ungefähr fünfundzwanzig Häftlingen zusammen. Es wäre manches über diese Zeit zu berichten. Eines jedoch erscheint mir sicher: dass die Zusammenlegungen immer geplant erfolgten. In der letzten Zelle waren wir meistens zu viert. Nach dem «Frühstück» war immer eine Zeit, die besonders belastend war. Der Trübsinn eines ganzen Tages stand vor einem. Ich habe in dieser Zelle 60 Tage jeden Tag eine Geschichte oder sonst etwas erzählt, oft auch am Nachmittag noch einmal. Das half uns allen, ich tat es aber auch für mich.

Am 26. Juli 1950 wurde ich plötzlich aus der Zelle geholt und in ein Zimmer geführt, wo sich ein angetrunkener Offizier mit einem Dolmetscher und einem Soldaten befand. Hier wurde mir verkündet, dass ich durch «Ossoboje soweschtschanije»¹² in Moskau wegen Spionage (§ 58, 6) zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt sei, also durch ein administratives Fernurteil ohne ordent-

liche Gerichtsverhandlung. Die zweijährige Untersuchungshaft werde auf die fünfundzwanzig Jahre angerechnet. Ich wurde gefragt, ob ich das Urteil annehme, was ich ablehnte. Ich wurde weiter gefragt, ob ich mich schuldig bekenne, auch das verneinte ich. Das sei allerdings auch völlig gleichgültig, wurde mir gesagt. Ich sollte lediglich durch meine Unterschrift bestätigen, dass ich mein Urteil mitgeteilt bekommen hätte. Auch das habe ich zunächst verweigert, da ich Russisch nicht lesen konnte, bis mir der Dolmetscher genau übersetzt und erklärt hatte, dass es sich tatsächlich um eine Bestätigung der Mitteilung handelte. Das habe ich dann unterschrieben. Danach wurde ich in eine Sammelstelle gebracht.

Einige Tage später, am 2. August 1950, wurde ein grösserer Transport nach Russland zusammengestellt. Es war ein wunderbarer Hochsommer. Vom Transportauto aus sah man in ruhige, sonnige Strassen mit spielenden Kindern. Die Gefangenenwagen waren Postwagen der Deutschen Reichsbahn – also bestens getarnt –, in die Zellen eingebaut waren. Dass die Bahnbeamten aber wussten, um was es sich handelte, war ihren Bemerkungen zu entnehmen. Die Wagen wurden auf dem Ostbahnhof dem D-Zug nach Frankfurt/Oder angehängt. Durch Spalten haben wir den Bahnsteig mit Leuten sehen können. Wir wurden über Brest/Litowsk, Orscha, Moskau, Gorki¹³ nach Workuta gebracht. Workuta liegt nördlich des Polarkreises in der Republik Komi. Dort landete ich am 11. Oktober 1950 in der Peressilka¹⁴ und kam am 16. Oktober in das Lager des 8. Schachtes. Das war ein Lager für «strenges Regime» – ein «Schweigelager».

1 MGB: Ministerstwo Gossudarstwennoi Besopasnosti (sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit).

2 Das Gebäude war von September 1946 bis 1950 vom MGB besetzt.

3 Während sich in der sowjetischen Besatzungszone SPD und KPD unter dem Druck der Besatzungsmacht zur SED vereinigten, existierte in Westdeutschland die KPD fort.

4 Omsk: Stadt in Sibirien.

5 Ilja Ehrenburg (1891-1967), sowjetischer Schriftsteller und Journalist; er schrieb

- unter Stalin zahllose Propagandatexte und schürte während des Zweiten Weltkrieges Hass gegen die Deutschen. Nach Stalins Tod übte Ehrenburg zunehmend Kritik an dessen Politik.
- 6 Alexander Georgjewitsch Kotikow (1902-1981), Generalmajor, sowjetischer Stadtkommandant von Berlin.
 - 7 Rudolf Jordan (1902-1988), NSDAP-Gauleiter von Halle-Merseburg und Magdeburg-Anhalt, am 30. Mai 1945 von den westlichen Alliierten verhaftet und im Juni 1946 an die sowjetischen Alliierten ausgeliefert. Nach vier Jahren Haft in der SBZ wurde er 1950 zu 25 Jahren Arbeitslager in der UdSSR verurteilt.
 - 8 «Prawda» (russisch für «Wahrheit»): Bezeichnung der Häftlinge für das bessere Essen, das man nach einer vom Vernehmer gewünschten Aussage erhielt.
 - 9 «Dejournij»: «Wachhabender».
 - 10 Gemeint ist der kurze Hofgang in einer nach oben offenen Zelle, der den Häftlingen hin und wieder gewährt wurde.
 - 11 Das Frauengefängnis in der Alfredstrasse in Berlin-Lichtenberg wurde ab Mai 1945 von der sowjetischen Besatzungsmacht genutzt. 1953 übergab sie es an das MfS. Obwohl sich der Eingang in der Alfredstrasse befand, wurde im Volksmund nur vom Gefängnis in der Magdalenenstrasse – die Strasse an der Rückfront des Gebäudekomplexes – gesprochen.
 - 12 «Ossoboje soweschtschanije»: «Sonderberatung», sowjetisches Sondergericht, das seine Urteile in Abwesenheit des Angeklagten fällte.
 - 13 Gorki: russische Stadt, heute wieder Nischni Nowgorod.
 - 14 «Peressilka»: «Verschickung», hier als Zwischenstation von Gefangenentransporten gemeint.

ARNO WEND
Das Verhör

*Arno Wend (1906-1980) war Sozialdemokrat und
1948/49 im sowjetischen Untersuchungsgefängnis.*

Der Gefangenentransportwagen fuhr rückwärts an eine Verlade-
rampe. Nach dem Verlassen des Wagens wurde ich in einen an der
Rampe gelegenen Raum gesperrt, der für den Empfang der neu ein-
gelieferten Häftlinge bestimmt war. Der Raum war nass und kalt
zugleich. Ich stand im Wasser, das dort eingelassen worden war.
Später führten mich zwei Posten in den Keller. In einem Vorraum
wurden die Aufnahmeformalitäten erledigt. Der Keller war durch
ein massives Eisengitter abgesperrt. Hier waren Zellen eingebaut,
und zwar an den beiden Aussenseiten. Die Zellen hatten kleine Lu-
ken nach aussen, die jedoch keinen Einblick erlaubten. In der Mitte
des Kellers waren ebenfalls Zellen eingerichtet, und zwar von zwei
Seiten. Zwischen diesen inneren Zellen befand sich ein Gang, der
zu den Karzerzellen führte.

Ich kam in die erste innere Zelle, die kein Fenster und keine Be-
lüftung hatte. Die Luft im Raum war vollkommen verbraucht und
durch Chlorgase angereichert. Dieses Gas entwickelte sich durch
die Einstreuung von Chlor in die Kübel.¹ Die Zelle war ständig mit
vier oder mehr Häftlingen belegt. Durch die fehlende Belüftung bil-
dete sich an der Zellendecke Kondenswasser, das den ganzen Tag
über abtropfte. Die Holzpritsche, ohne jeden Belag, war laufend
nass. Ebenso die Bekleidung, die unter Einwirkung der Nässe und
der Chlorgase langsam zerfiel.

Der Häftling, dem laufend das Kondenswasser auf den Kopf und das Gesicht tropfte, wurde dadurch immer wieder geweckt. Er kam so überhaupt nicht zum Schlafen. Zwischen 6 und 22 Uhr durfte sich niemand hinlegen, aber auch nicht im Sitzen schlafen. Wenn der Schlaf den Häftling übermannte, wurde er durch die Posten schroff und unter Geschrei geweckt. Nicht selten erhielt derjenige, der sich nicht mehr wachhalten konnte, Karzer. Diese Massnahmen führten systematisch zur Zermürbung.

Die Karzerräume waren klein und finster. Sie hatten keine Pritschen oder Sitzgelegenheiten. Es blieb nichts anderes übrig, als zu stehen oder sich auf den Betonboden zu setzen oder zu legen. Das war besonders unangenehm, weil der Häftling meistens unbekleidet war und sich deshalb leicht erkältete.

Im Anschluss an die Einlieferung in Hohenschönhausen, damals Sitz der Zentrale des MGB² in der sowjetischen Besatzungszone, begannen die Vernehmungen von Neuem und in verschärften Formen. Die Vernehmungen führte ein Hauptmann, später Major Koslow, ein Grusiner, der die deutsche Sprache gut beherrschte und über die Verhältnisse in Deutschland fast ausgezeichnet orientiert war.³ Koslow interpretierte die bolschewistische Ideologie dahingehend, dass er alle sozialdemokratischen Auffassungen als politisches Verbrechen bezeichnete und mich bei Beginn jeder Vernehmung als «Bandit und Frechling» beschimpfte. Das war Methode. Er hoffte, mich damit fertigzumachen und auch kleinzukriegen. Zugleich verlangte er jedesmal, ich solle mich endlich zu meinen Verbrechen bekennen und vom hohen Ross herabsteigen. Im Übrigen beschimpfte er die Vernehmer in Dresden, die ich durch meine Listen monatelang an der Nase herumgeführt hätte. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass ein junger Mann, der in Hannover in der SPD-Parteizentrale über bestimmte Beziehungen und Verbindungen Kenntnisse erlangt hatte, diese nach seiner Rückkehr in die SBZ preisgegeben hatte.⁴ Ich hatte keinen Anlass gesehen, über meine Verbindungen zu alten Parteifreunden zu sprechen. Dies umso weniger, als ich als deutscher Sozialdemokrat weder geneigt noch bereit war, mir von den Kommunisten oder den

Besatzern vorschreiben oder verbieten zu lassen, mit wem ich Freundschaft und Verbindung zu halten hätte.

Die Sowjets und die Kommunisten betrachteten jedoch schon zu dieser Zeit die von ihnen besetzten Teile Deutschlands als okkupiert und massten sich die Rechte an, den Deutschen auch in den persönlichsten Bereichen vorzuschreiben, was sie zu tun und zu lassen hatten. Ich habe dies bei den vielen Vernehmungen wiederholt und unmissverständlich ausgesprochen.

Eines Tages wurde mir in der Vernehmung vorgehalten, es sei bekannt, dass ich mich wiederholt mit Dr. Kurt Schumacher⁵ getroffen hätte. Koslow wollte alle Einzelheiten, insbesondere Orte der Treffen, Themen der Unterhaltungen und vor allem die Aufträge, die mir erteilt wurden, genau wissen. In diesem Zusammenhang wurde mir immer wieder vorgehalten, ich hätte durch meine Tätigkeit die Voraussetzungen für die Durchführung von Sabotage- und Diversionsakten im Lande Sachsen geschaffen bzw. trage auf Grund meiner Haltung die intellektuelle Verantwortung für solche Vorgänge. Dabei wurde mir der Brand eines Transportes von Baumwolle angelastet.

Meine Stellungnahmen, dass ich als Sozialdemokrat niemals in dieser Richtung tätig war, wurden mir nicht abgenommen und als infame Lügen bezeichnet. Belastungen solcher Art gehörten in das Schema kommunistischer Vorstellungen bei den Versuchen, politische Gegner zu vernichten. Koslow schrieb mehrfach Geständnisse nieder, die zu unterschreiben ich immer wieder ablehnte. Er schickte mich daraufhin für 32 Tage in den Karzer, der unter einem Treppenaufgang eingerichtet worden war. Ich fand darin nichts anderes vor als einen Kübel. Der Raum unter der Treppe war so niedrig, dass ich nicht aufrecht stehen konnte. Auf geringstem Raum musste ich mich gebückt bewegen. Meine Bekleidung einschliesslich der Unterwäsche war mir abgenommen und vor die Tür gelegt worden. Unter diesen Bedingungen – es war Winter, keine Heizung, aber ständiger Zug durch ein Loch, das mit einem gestanzten Blech abgedeckt war – fror ich erbärmlich. Ich versuchte, auf dem Kübel zusammengekauert, mich zu erwärmen. Als mich der Posten so sitzen sah, wurde der Kübel herausgenommen. Es blieb mir damit

nichts weiter übrig, als mich auf den Betonboden zu setzen und zusammenzurollen.

In der Zeit des Aufenthaltes in diesem Karzer erhielt ich jeden dritten Tag einen Becher heisses Wasser und einen Kanten Brot. Die Reinigung des Körpers sowie Bart- und Haarschnitt waren mir untersagt. Ich befand mich in einem Zustand der Verwahrlosung. Als ich körperlich vollkommen entkräftet zusammengebrochen war, schleiften mich zwei Posten durch den Keller, wobei ich mich an den Metallverbindungsstücken der Gummiläufer⁶ verletzte und aus verschiedenen Risswunden blutete.

Nach der Reinigung des Körpers wurde mir ein Essen gebracht. Es war besser als sonst. Das geschah nicht aus Liebe zur Kreatur, sondern vielmehr in der Hoffnung und Erwartung, dass ich nunmehr zum Thema der Beziehungen zu Dr. Kurt Schumacher aussagen werde. Trotz der verbesserten Verpflegung versagte mein Körper vollständig. Er nahm die Nahrung nicht auf. Mit Zwieback, schwarzem Tee und Kohlepräparaten wurde ich langsam aufgepäpelt. Wochenlang war Koslow um solche Hilfen bemüht. Ihm war an einer Aussage gelegen, die Dr. Kurt Schumacher als Auftraggeber für Sabotageakte belasten sollte. Als ich nichts in dieser Richtung aussagte, auch nicht aussagen konnte, wurde ich wochenlang überhaupt nicht mehr gehört. Dieses «auf Eis gelegt zu sein» zerrt ebenso an den Nerven wie die täglichen Vernehmungen während der Nachtzeit zwischen 22 und 6 Uhr.

Die Methoden des MGB sind oft recht primitiv und plump. Gerade dadurch sind sie aber doch ausserordentlich wirksam. Der Mensch wird durch die vollständige Missachtung seiner Persönlichkeitswerte, durch fortgesetzte Beschimpfungen, sinnlose Beschuldigungen, körperliche Folterungen und die vollständige Isolierung von seinen Angehörigen und der Aussenwelt systematisch zermürbt. Dazu tragen noch die Versagung jeder geistigen und körperlichen Betätigung während der Untersuchungshaft entscheidend bei. Es gehört ein gutes Mass an Härte, Selbstbehauptungswillen und innerer Kraft dazu, um diesen Torturen und Belastungen widerstehen zu können.

In wiederholten Vernehmungen wurde von Koslow versucht, mich zu Zugeständnissen zu bringen. Ich wurde auch dem Leiter der Dienststelle, einem Ukrainer namens Chischtschenko, Oberst⁷, nachts zugeführt. Aus einem Nebenraum waren stundenlang Schläge, das Geheul und die Schmerzensschreie eines Menschen zu hören. Wahrscheinlich waren die Laute auf Band aufgenommen worden. Als ich der Aufforderung, nun endlich zu gestehen, nicht nachkommen konnte, ging der feine Herr dazu über, mich der widerlichsten Kriegsverbrechen in der Sowjetunion zu beschuldigen. Wiederholt ging er an den im Raume stehenden Panzerschrank und entnahm Vergrößerungen von Fotos, die Erschiessungen und Hinrichtungen durch Erhängen zeigten. Unter Drohungen und Schlägen, die mir ein Dolmetscher versetzte, sollte ich die begangenen Verbrechen und meine Schuld bekennen und gestehen. Als auch dieses Verfahren nicht zum Erfolge führte, wurde ich anschliessend wieder für einige Tage in einen lichtlosen Stehkarzer gesperrt.

Nicht weniger grausam war der Entzug der Bewegungsstunde im Freien. Alle 20 Tage einmal für 20 bis 30 Minuten Bewegung bedeutete für den Häftling, der sich vor der Haft in frischer Luft zu bewegen verstand, ohnehin schon eine harte Einschränkung. Der Entzug dieser geringen Bewegungsmöglichkeit war schlicht gesagt eine Gemeinheit. Die Ungewissheit über das Schicksal der Angehörigen und der Frau war nicht weniger belastend. Monatelang war mir immer wieder vorgehalten worden, dass allein ich an der Situation meiner Frau die Schuld trage. Einige Tage vor Neujahr liess mich Koslow aus dem Keller holen und erklärte mir, dass er mir genehmigen wolle, einen Brief an meine Frau zu schreiben. Ich erhielt Briefpapier und Schreibgerät. Meine Bedenken gegen dieses Entgegenkommen wurden sofort bestätigt, als der Vernehmer begann, mir den Brief zu diktieren. Auf diese Weise wollte Koslow, da er bisher mit mir nicht weitergekommen war, ein Geständnis meiner «Verbrechen» erlangen. Papier und Schreibgerät habe ich sofort mit der Bemerkung zurückgegeben, dass ich mich noch allein für fähig hielt, einen Brief an meine Frau zu schreiben. Koslow war über meine Haltung so wütend, dass er mich mehrere

Nächte unter Anlegung von Handschellen aus der Zelle holen und stundenlang ohne Gespräch in seinem Zimmer sitzen liess.

Später wurde ich einem anderen Vernehmer, dessen Name mir unbekannt geblieben ist, zugeführt. Die Vernehmung begann wieder mit wüsten Beschimpfungen und Beschuldigungen, letztere vollkommen aus der Luft gegriffen und sinnlos. Ich sagte ihm, dass ich seine Vorstellungen über meine Tätigkeiten ebenso enttäuschen müsse wie die seines Kollegen Koslow. Er änderte daraufhin seine Taktik und verlangte von mir, ich solle alle meine politischen Freunde mit genauen Namen und Anschriften nennen, mit denen ich in den letzten Jahren zusammengetroffen sei. Ich lehnte dies ab mit der Begründung, dass ich dies für den Fortgang des gegen mich eingeleiteten Verfahrens für belanglos hielt. Daraufhin legte mir dieser Vernehmer ein Album mit Polizeifotos aus den verschiedenen Städten der SBZ vor. Ich sollte nunmehr angeben, wen ich von den dort abgebildeten Personen kenne und mit wem ich in Verbindung gestanden habe. Bei der Durchsicht des «Verbrecheralbums» erfuhr ich, wer von den mir bekannten Sozialdemokraten inzwischen verhaftet worden war. Es waren mehr, als ich angenommen hatte. Für mich war das Anlass genug, weiterhin zu schweigen und keinen Namen zu nennen. Jeder Benannte wäre wahllos verhaftet worden, dazu hätte genügt, dass er Sozialdemokrat war. Meine Zurückhaltung bei der Angabe von Freunden und Bekannten führte dazu, dass ich wieder einige Tage im Stehkarzer verbringen musste.

Anhand der grossen Zahl der verhafteten Sozialdemokraten war schon 1948/1949 zu erkennen, dass es sich um das Ergebnis systematischen Vorgehens der Kommunisten und der Besatzer handelte. Es ging darum, alle aktiven Kräfte auszuschalten, die sich nicht bedingungslos einfügen wollten. Diese Feststellung wurde durch die Tatsache unterstrichen, dass auch aus den anderen Parteien jüngere und ältere Mitglieder unter Vorwänden verhaftet und daran gehindert wurden, ihre demokratischen Rechte wahrzunehmen.

Es gehörte zu den Methoden der NKWD, die Betroffenen während der langen Haft von jeder Beziehung zur Aussenwelt und den Vorgängen in der Gesellschaft auszuschliessen. Dieses Vorhaben, das auf geistige Verkümmern und körperliche Auszehrung des Gefangenen hinauslief, wurde durch den ständigen Zugang von neuen Häftlingen, die später als ich verhaftet worden waren, etwas behindert. Aus den Mitteilungen der Häftlinge konnte ich mir ein (wenn auch lückenhaftes) Bild von der Welt da draussen zusammenfügen.

Über die Blockade Berlins vom 26. Juni 1948 bis zum 29. Juli 1949 wurde ich durch neu eingetroffene Häftlinge unterrichtet. Das ununterbrochene Fluggeräusch der «Rosinenbomber» vermittelte einen Eindruck von der Hilfe des Westens für die Bevölkerung Berlins. Mir und den Häftlingen in gleicher Lage gaben die Geräusche der Maschinen neuen Mut und den Willen, dies alles zu überstehen. Nicht verschweigen möchte ich, dass unter den Mitgefangenen beim Anblick der Flugzeuge die Wunschvorstellungen von einer Befreiung mächtig ins Kraut schossen und teilweise vollkommen unrealistisch wurden. Solche Phantasien wurden sofort gedämpft, wenn das Heulen und Schreien von Frauen, Jugendlichen und Kindern sowie das Gebrüll der Untersuchungsrichter vernommen wurde. Zur Erzwingung der Aussagen wurde zuweilen auch Brachialgewalt angewendet.

In den Kellerzellen war ich mit Menschen verschiedener geistiger Substanz und Haltung zusammen. Es fehlten in dem breiten Fächer dabei nicht der SS-Massenmörder, der NSDAP-Gauleiter⁸, der Stabsleiter des Reichssicherheitsamtes, der Grossschieber und der Frauenheld. Daneben waren äusserst gebildete Russen, die wegen ihrer Kenntnisse über die westliche Welt zu einer dem damaligen stalinistischen Bild widersprechenden Auffassung gekommen waren. Unter irgendwelchen Vorwänden waren sie als Verräter, Spione und Diversanten verhaftet worden. Darunter waren ein Redakteur der «Täglichen Rundschau»⁹ und der Chefdolmetscher der Londoner Konferenz.¹⁰ Und es fehlte auch nicht der massgebende Verwaltungschef für die Versorgung der in der SBZ stationierten Truppen sowie des zivilen Personals und ihrer Familien. Es über-

wogen jedoch die Deutschen, die echt im Widerstand sowohl gegen die Kommunisten als auch die Besatzer gestanden hatten, und zwar Sozialdemokraten, Christdemokraten und Liberale.

Es gab auch Zellengenossen, die durch die langen Haftzeiten unter Psychosen standen und durch ihre «Haftmacken» den anderen Zelleninsassen das Leben noch äusserst erschwerten. Aus geringfügigen Anlässen führte das zu Streit und fruchtlosen Auseinandersetzungen. An den Nerven wurde manchmal mehr gesägt, als für die Betroffenen gut war. Andererseits gab es Schicksalsgefährten, die durch den reichen Schatz ihrer Lebenserfahrungen, ihres Wissens und ihrer Phantasie die Mitgefangenen zumindest zeitweise vergessen liessen, was noch jedem einzelnen bevorstand.

Im Laufe einer Vernehmung durch Koslow gab es auch eine längere Unterhaltung über theoretische Fragen. Dabei wurden unter anderem verschiedene Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels besprochen. Plötzlich und für mich vollkommen unvorbereitet sprang Koslow, der mir gegenübergesessen hatte, auf und brüllte, was dieser Quatsch eigentlich bedeuten solle. Er schlug mir dabei mit der Faust in das Gesicht. Ich schlug mit dem Kopf gegen die Wand, verlor das Bewusstsein und rutschte dabei vom Stuhl. Nach einiger Zeit kam ich wieder zu mir. Koslow verlangte von mir ein lückenloses Geständnis, andernfalls werde er noch andere Mittel gegen mich anwenden. Ich erklärte ihm, dass ich nicht imstande sei, einer weiteren Vernehmung zu folgen. Im Übrigen werde ich kein Geständnis ablegen. Die Folge war, dass ich wieder in den Karzer abgeführt wurde. Damit verbunden war der Entzug von Verpflegung für einige Tage und die Sperre der Bewegungsstunde (wenn sie gerade vorgesehen war).

Am 20. April 1950 wurde das Urteil vom sowjetischen Militärtribunal verkündet.¹¹ Es lautete an Stelle einer verwirkten Todesstrafe für alle fünf Angeklagten auf je 25 Jahre schweres Arbeitslager. In der mündlichen Begründung des Urteils wurde von dem Vorsitzenden ausgeführt, dass in den vorliegenden Fällen dank der Grossmut der Sowjetunion auf die Todesstrafe verzichtet werden

könne. Eine schriftliche Ausfertigung des Urteils hat keiner der Angeklagten erhalten.

- 1 Die Kübel in den Zellen, eine Art Eimer, dienten als Toilette.
- 2 MGB: Ministerstwo Gossudarstwennoi Besopasnosti (sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit).
- 3 Bei Koslow handelt es sich um einen Vernehmer jüdischer Abstammung. Bis zu seiner Abberufung in die Sowjetunion Anfang Juli 1949 war er mit Untersuchungsverfahren gegen Sozialdemokraten betraut.
- 4 Karlheinz Schmiedel verriet während seiner Haft in Berlin-Hohenschönhausen viele Kontaktpersonen des Ostbüros in der Sowjetischen Besatzungszone.
- 5 Dr. Kurt Schumacher (1895-1952) leitete die SPD in Westdeutschland und unterstützte die illegale Arbeit der Sozialdemokraten in der SBZ.
- 6 Die Gummiläufer (andere Zeitzeugen berichten von Kokosläufern) in den Gängen sollten die Schritte der Posten dämpfen, so dass sie von den Häftlingen unbemerkt durch die Spione in den Zellentüren blicken konnten. Bei den Häftlingen wurde dadurch ein Gefühl ständiger Überwachung erzeugt.
- 7 Der aus der Ukraine stammende Oberstleutnant Chischtschenko war Chef der Vernehmer im sowjetischen Untersuchungsgefängnis. Sein offizieller Titel lautete «Leiter der Untersuchungsabteilung des Bevollmächtigten des MGB der UdSSR in Deutschland».
- 8 Rudolf Jordan (1902-1988), vgl. Anm. 7 im Beitrag von Hermann Becker.
- 9 Josif Moisejewitsch Feldmann war vor seiner Verhaftung Vertreter der Sowjetischen Militäradministration in den Redaktionen einer Reihe deutschsprachiger Zeitungen.
- 10 Auf der Londoner Konferenz der Aussenminister der vier Siegermächte vom 25. November bis 15. Dezember 1947 zur Deutschland-Frage kam es unter den Alliierten zum Bruch zwischen den USA und der Sowjetunion. Die Tagung wurde abgebrochen.
- 11 Das Tribunal tagte im sowjetischen Gefängnis in Berlin-Lichtenberg.

DIETER RIEKE
Das Geständnis

Dieter Rieke (geb. 1925) war Sozialdemokrat und von Oktober 1948 bis April 1949 in der sowjetischen Untersuchungshaftanstalt

Eskortiert von zwei Offizieren, wurde ich in den Keller eines Klinkerbaus gebracht, der früher sicher mal anderen Zwecken gedient hatte. Der Keller war in drei Gänge aufgeteilt, an deren Seiten sich Zellen befanden. In den Grossraumzellen waren jeweils zehn bis zwölf Inhaftierte eingesperrt. Die Zellen am Mittelgang waren Ein-Mann-Zellen mit einer fest eingemauerten Bank und einer hohen Schwelle vor der Tür. Kein Fenster, nur ein Lüftungsschacht und ein Kübel – so fand ich mich in einer dieser Zellen wieder mit dem Gedanken, schlechter als gehabt könne es hier ja wohl nicht werden. Aber raffinierter war das System der Gefangenenbehandlung in Hohenschönhausen dann doch. Als ich dort eingeliefert wurde, war ich zu übernächtigt und zerschlagen, als dass ich mir allzu viele Gedanken machen konnte. Ein halbes Jahr eingesperrt bei den Sowjets, zumal unter Bedingungen, die jeder Menschlichkeit widersprachen, mit grossen seelischen und körperlichen Belastungen, das war die Hölle, man könnte auch sagen, moderne Tierhaltung vor dem Exitus letalis.¹

Meine hellgelb getünchte Zelle im Mittelgang hatte eine Grundfläche von etwa zwei mal zwei Metern und war etwa zweieinhalb Meter hoch. Die Liege, ein Kübel für die Notdurft, kein Fenster,

nur ein Lüftungssieb und die Eisentür mit einem Guckloch, das war meine Behausung für die nächsten Wochen und Monate. Die Schwelle an der Tür war etwa zehn Zentimeter hoch. Die Lampe hinter dem Gitter über der Tür sorgte mit ihrem grellen Licht für eine die Augen schmerzende Ausleuchtung des Raumes. Nein, es war eher ein Verlies wie im Mittelalter, in dem man Menschen jahrelang gefangenhielt, wie ich dies in Geschichtsbüchern schon mal gelesen hatte. Ich konnte nur zwei Schritte auf und ab gehen. Morgens und abends kam ein Transportwagen vorbei, der etwas Brot und eine Schüssel mit einem Holzlöffel für die dünne Graupensuppe brachte. Bei der Gelegenheit wurde auch der Kübel entleert. Kein Laut von draussen, nur das Brummen der Entlüftungsanlage Tag und Nacht. Zumindest war es nicht kalt in der Zelle.

Nach zwei Wochen in diesem Kerker wird man stumpfsinnig. Die Sprache bleibt weg, und man beginnt geistig völlig abzuschalten, ohne noch ein Gefühl für die Gegenwart zu entwickeln. Plötzlich ging die Tür auf. Ein dicker, kahlgeschorener Mann mit Stoppelbart im Drillichanzug und mit einem grünen Militärmantel schob sich herein. In der Hand hielt er ein Bündel mit ein paar Habseligkeiten. Mir grauste bei diesem Anblick. Sein breites Grinsen machte die Situation nicht freundlicher. Er sagte seinen Namen, Jordan, Rudolf², und meinte, ich sähe mit meinem Bart und den hohlen Wangen nicht komfortabler aus als er. Jordan? «Ja», sagte er, «ich war mal Gauleiter der NSDAP und wurde von den Russen verhaftet.» Jetzt wolle man ihn an die Polen ausliefern. Er aber wollte erst einmal meine Geschichte hören.

Ich kannte ja schon die Methode, wie man Leute ausfragt und sie dann bei den Offizieren anschmiert. Ich erzählte ihm eine phantasivolle Geschichte, an der kein wahres Wörtchen war. Aber er wusste, was draussen passiert war, und erzählte von der Luftbrücke der westlichen Alliierten nach Berlin. Das war mir neu. Jordan meinte, es hänge Kriegsgefahr in der Luft, denn die Russen hätten sich mit den Westalliierten über Deutschland so zerstritten, dass aus den früheren Verbündeten unerbittliche Feinde geworden seien.

Am nächsten Tag wurde Jordan mit Sack und Pack aus meiner Zelle geholt. Ich habe ihn nie wieder gesehen, hörte aber später, dass er die Haft gut überstanden habe, bis in die achtziger Jahre bei einem Gauleiter-Kollegen in München lebte und sogar noch ein Buch veröffentlicht hat.³ Die Stunden und Tage verrannen wie das Wasser aus einem tropfenden Wasserhahn in einem Dauerzustand ohne Ende. Doch irgendwie erwachten in mir wieder die geistigen Kräfte, und ich begann nachzudenken. Wenn ich mich nun selber aufgeben würde, wäre mir in nichts geholfen. Sie würden mich bestimmt wieder zum Verhör holen und mich nach allen Regeln des Geheimdienstes ausfragen. Sicher wussten meine Vernehmer schon alles, was für eine Anklage reichte. Ich musste mich nur hüten, Namen von Freunden und Kontaktpersonen zu nennen, die dann womöglich in meine Sache hineingezogen würden. Bis sie nicht auch das letzte von meinem Wissen aus mir herausgequetscht haben, würden die Vernehmer sicher keine Ruhe geben, vermutete ich, und dafür hier in Hohenschönhausen wohl weitere Vernehmungen ansetzen.

Eines Tages oder Nachts wurde die Tür zu meiner Zelle aufgeschlossen und ich mit einem barschen «Dawei»⁴ aufgefordert mitzukommen. Der Gang vor meiner Zelle war grell beleuchtet und mit einem Teppich ausgelegt, so dass man keinen Schritt hörte. An den Ecken der Gänge hingen Kästen mit roten und grünen Ampeln, deren Aufleuchten verhindern sollte, dass man auf dem Weg zum Verhör mit anderen Gefangenen zusammentraf. Der Posten führte mich in den ersten Stock. Dort saßen in einem Zimmer ein Oberst und ein Dolmetscher. Die schon mal erlebte Prozedur ging von vorne los: «Welche verbrecherische Arbeit hast du als Agent des Ostbüros ausgeführt?»⁵ Wieder wurde der Disput mit Frage und Antwort aufgeschrieben. «Was sagten Sigmund Neumann und Stephan Thomas zu dir?»⁶

Ich erklärte, was ich auch schon in Halle sinngemäss gesagt und unterschrieben hatte, und fügte dreist hinzu, dass wir als Sozialdemokraten die SPD in der Sowjetischen Besatzungszone wieder gründen wollten, weil wir keine von den Kommunisten abhängigen

Politiker sein mochten. Das sei doch wohl demokratisch und rech- tens. Ich bekam darauf einen Faustschlag ins Gesicht und fiel vom Stuhl. «Mit wem hast du zusammengearbeitet und welche Waffen hattet ihr, wo sind die Pistolen versteckt?» Darauf gab es von mir keine Antwort. Wüste Beschimpfungen waren die Folge, bis ich schliesslich abgeführt wurde. So ging es tagelang: Verhör – Zelle – Verhör. In meiner Zelle hatte ich inzwischen eine Wolldecke bekommen, die ich nicht über den Kopf ziehen durfte und die mir in der stickigen Luft ohnehin zuwider war, weil sie entsetzlich stank.

Endlich gab es wieder Gelegenheit zum Duschen. Meine Unterwäsche stand vor Dreck. Gewaschene Unterhosen und ein frisches gestreiftes Hemd schienen mir schon höchst komfortabel. Unter- dessen liefen die Vernehmungen nach bekanntem Schema weiter. Immer wieder die gleichen Fragen und von mir unbefriedigende Antworten, bis ich nach einigen Wochen in ein anderes Verneh- mungszimmer geführt wurde. Dort stand mein Oberst mit anderen Offizieren um mich herum, der Dolmetscher erklärte, dass man nun mit mir Schluss machen wolle. Die Tür ging auf, herein kam ein kahlgeschorener wohlgenährter Mann im Drillichanzug, den ich zu kennen glaubte. Er grüsste mich freundlich und setzte sich mir ge- genüber. Er hatte mich in Gardelegen einmal als Kurier des Ostbü- ros aufgesucht und sagte jetzt, meine verschlossene Haltung habe doch keinen Sinn und Zweck. Was die Vernehmer sowieso schon von ihm und den anderen mit mir verhafteten Freunden wüssten, solle ich doch endlich zugeben. Dann kämen wir bald vor ein Ge- richt, und diese Quälerei sei vorbei. Er habe das alles schon hinter sich und hoffe darauf, dass ich einsichtig sei.

Diese Gegenüberstellung erschütterte meine bis dahin durchge- standene Haltung zutiefst. Ich gab alles an Vorsätzen auf, was ich mir an Verschwiegenheit vorgenommen hatte. Diese Vernehmung hat meinen Widerstandswillen gebrochen. Sollten die Vernehmer doch auf schreiben, was sie wollten. Wenn ein oder, wie sich später herausstellte, mehrere Kuriere des Ostbüros nach ihrer Verhaftung alles ausgeplaudert und sich damit, wie ich sah, eine bessere Be-

handlung erkaufte hatten, dann kann man das vielleicht mit ihrer menschlichen Schwäche erklären. Nur als Betroffener, der um jede Nuance der Verdächtigungen kämpfte, empfindet man die Aussagefreudigkeit als Schmach, wenn nicht gar als Verrat. Ich hatte nun genügend Zeit, um über diese Konfrontation mit dem früheren Kurier des Ostbüros nachzudenken. Vielleicht hatte er doch recht.

Wenn das mit meinem Elend in der Einzelzelle so weiterginge, hätte ich kaum noch die Kraft zum Überleben. Sang- und klanglos würde ich irgendwo verschwinden. Niemand hätte gewusst, wo.

Jeder Mensch hat seine Grenze an einem Punkt, wo man seine Werte zerstören, ihn willenlos und bedingungslos umdrehen kann. Die sowjetische Geheimpolizei ist ein Meister darin, wie man Menschen durch körperliche Qualen und psychischen Terror zur Selbstverleugnung und Selbstaufgabe bringt, bis sie ihre Seele und ihre Persönlichkeit verlieren. Bei einigen ist die Hürde sehr hoch, bei anderen genügt ein Stück Brot, um sie zu erniedrigen. In diesen Jahren hat es wohl nicht sehr viele Menschen gegeben, die sich eher selbst aufopferten, als zum Schuft und Verräter zu werden. Die Mittel und die Verantwortlichkeiten des Ostbüros der SPD waren auch zu einfältig und zu schwach, um gegenüber den ausgefeilten Methoden der kommunistischen Tscheka⁷ in dieser Phase des Kalten Krieges bestehen oder gar obsiegen zu können.

Zurück nach Berlin-Hohenschönhausen in das zentrale Untersuchungsgefängnis der sowjetischen Geheimpolizei, Zelle Nr. 4 im Mittelgang. Ich existierte noch, und das war die Hauptsache. Mein Vernehmungsoffizier und sein Dolmetscher lasen mir Einzelheiten aus Protokollen vor, die mich nicht mehr überraschten: was ich wo und wann beruflich gemacht hatte, meine Verbindungen mit der SPD in Hannover, die Namen von Freunden und Bekannten, was ich wo und wann mit ihnen gesprochen hatte, die kritische gesundheitliche Situation meiner Frau, die Sorgen meiner Eltern und vieles mehr. Ich begriff nun, hier hatten alle alles über mich berichtet, was man aus ihnen herausquetschen konnte. Es blieb nichts uner-

wähnt, was mit meiner Person zu tun hatte. Ich sah auch keine Chance mehr, das Gegenteil zu behaupten. So wurde in den nächsten Wochen ein Protokoll zusammengeschrieben, das alles enthielt, was den Vernehmungsoffizieren wesentlich erschien. Ich unterschrieb in Sütterlinschrift, um erkennbar zu machen, dass ich gegen meine Überzeugung meinen Namen hergegeben hatte.

Tage später wurde ich in eine Grossraumzelle verlegt mit zehn anderen Inhaftierten aus verschiedenen Teilen Europas. Hier war ich wenigstens in Gesellschaft mit anderen, denen es auch nicht viel besser ging als mir. Es muss wohl schon März des Jahres 1949 gewesen sein, als ich mit anderen aus meiner Zelle zum Freigang nach draussen in einen kleinen Hof gebracht wurde. Dieser «Käfig mit Frischluft» hatte eine Fläche von etwa zehn mal zehn Metern, rings umgeben von einer über drei Meter hohen, weiss getünchten Klinkermauer. Oben auf der Mauer war Stacheldraht gespannt. Von den Wachttürmen konnten die Posten die nebeneinanderliegenden Höfe übersehen. Gott, dachte ich, ist das ein Gefühl, nach langen Monaten Haft wieder frische Luft atmen zu können. Irgendwo in der Ferne tutete eine Fabriksirene, einige Spatzen hatten sich auf dem Dach des angrenzenden Gebäudes niedergelassen und zirpten unbeschwert in den Frühling. Man sah die Wolken dahinziehen und hörte auch das Brummen der Flugzeuge, die West-Berlin auf dem Luftweg mit allem, was für eine Grossstadt nötig war, versorgten. Von Mithäftlingen, die nach mir eingesperrt worden waren, erfuhr ich, was sich unter den Siegermächten in Ost und West an Zwistigkeiten abgespielt und zur Blockade West-Berlins geführt hatte.

Ich dachte angesichts der über Hohenschönhausen einschwebenden Transportflugzeuge, ob die Besatzungen der Maschinen mich in meinem Käfig wohl sehen könnten. Helfen konnten sie mir ohnehin nicht, sie ahnten es wohl noch nicht einmal, was sich in diesem isolierten Areal abspielte. Ich fühlte mich «beschissen» wie nie zuvor. Mein Bart hatte an der Kinnschuppe schon eine leicht rötliche Färbung angenommen, Hose und Jacke waren total verdreckt, die eingefallenen blassen Wangen und das zottelige Haar – das alles

gab mir das Aussehen eines völlig heruntergekommenen Mannes, der einem Schwerverbrecher glich. Wie sollte man da noch ein Fünkchen Hoffnung auf ein würdiges Leben haben?

Nach einer halben Stunde schob man mich wieder in die Zelle zu den anderen. Nach dieser kurzen «Frischlufzeit» und nun wieder in Gesellschaft mit den Leidensgefährten bekam ich doch noch einen kleinen Schub an Lebensmut. Ich hockte mich in eine Ecke und lauschte, wie die Zellengenossen von einem Tribunal mit hohen Strafen und vom Abtransport nach Sibirien sprachen. Wenn dem so sein sollte, möchte ich mich damit trösten, alles Bisherige überstanden zu haben. Trotzdem plagte mich die Ungewissheit darüber, was noch passieren würde. Dann wurde ich wieder zur Vernehmung geholt. Mehrere Offiziere, die ich bis dahin nicht gesehen hatte, zeigten eine merkwürdig freundliche Miene. Sie fragten mich nach meinem Befinden und erklärten, dass alles gut werde, wenn ich mich zu meinen «Schandtaten» bekennen und die Arbeit des «Schumacher-Büros»⁸ in Hannover als «verbrecherisch» bezeichnen würde. Ich sollte mich doch von der SPD als «Schumacherling» lossagen und mich zum Sozialismus der Sowjetunion bekennen. Dazu hatten sie einen Text in deutsch verfasst, den ich jetzt nur zu unterschreiben brauchte. Sie würden mir dann einen fairen öffentlichen Prozess machen und Milde walten lassen. In dem Prozess sollte ich genau das sagen, was in dem Papier stünde.

Das war fürwahr eine raffinierte Taktik, um mich als bereuenden «Schumacher-Agenten» öffentlich präsentieren zu können. Mein Gefühl sagte mir: Bloss nichts unterschreiben, was mich noch tiefer in den Sumpf der Auseinandersetzungen zwischen Ost und West hineinziehen könnte. Ein öffentlicher Prozess – das wäre das Ende meines politischen Bewusstseins und dessen gewesen, was selbst unter diesen misslichen Umständen noch ein Stückchen Selbstachtung und Würde ausmachte. Der Dolmetscher bot mir eine Zigarette an. Ich lehnte ab. Eine Suppe wurde auf den Tisch gestellt. Da konnte ich nicht widerstehen. Ich löffelte und sann darüber nach,

wie ich aus dieser Zwickmühle der Gewissensentscheidung herauskommen könnte. Einer der Offiziere sagte, dass es meiner Frau nicht gutgehe und unser Sohn grosse Probleme habe. Auch meine Eltern seien im höchsten Masse besorgt um mich.

Ich wischte mir den Mund mit dem Handrücken ab und sagte wirres Zeug: Wie schön doch die Sonne scheine und dass ich morgen mit der Strassenbahn fahren werde. Ich sei auch von Wilhelm Pieck⁹ eingeladen und wolle mir für den Besuch bei ihm einen neuen Hut kaufen. Der Oberst sah mich entsetzt an, kam ganz dicht an mein Gesicht und starrte mir in die Augen. Er stiess einen Schwall von Flüchen aus und liess mich unter wüsten Beschimpfungen abführen. Benommen und fast schon selbst in der anfangs nur vorgespielten, aber nun doch realen Rolle der geistigen Verwirrung wankte ich die Treppen hinunter in den Keller, wo in den fahl beleuchteten Gängen hinter den vielen eisernen Zellentüren auch die anderen Gefangenen um ihr ungewisses Schicksal bangten.

Der Posten führte mich diesmal nicht an die Tür zu der grossen Zelle im Seitengang, aus der er mich zur Vernehmung geholt hatte, sondern in den Mittelgang. Er schloss rechts die dritte Tür auf und drängte mich in eine Einzelzelle hinein. Statt die Tür von aussen zuzumachen und abzuriegeln, erschienen plötzlich zwei Kalfaktoren¹⁰ im Türrahmen und gossen mehrere Eimer mit kaltem Wasser über mich aus.

Als die Tür zuknallte, stand ich völlig durchnässt in einer handbreit hohen Wasserlache, die hin und her schwappte. Für diese Art Sonderbehandlung hatte man die Türschwelle hochgemauert, so dass das Wasser nicht nach draussen abfliessen konnte. Eine fürwahr teuflische Schikane, die sich die Vernehmer ausgedacht hatten, um Geständnisse zu erpressen und den Delinquenten zu zermürben. Ich fror in der nassen Kleidung wie ein Schneider. Von der Betonpritsche rann das Wasser, ich setzte mich schliesslich auf die Kante des Sockels und fühlte wieder den Gedanken in mir hochsteigen, dass nun wohl doch das Ende meines kümmerlichen Lebens bevorstehe. Übermüdet sank ich in einen Dämmer Schlaf. Wie lange ich in der Wasserzelle ausgehalten habe, entzieht sich meiner

Erinnerung. Es mögen einige Tage vergangen sein, bis mich ein Posten aus diesem Verlies befreite und mich in die grosse Zelle zu den anderen Schicksalsgefährten steckte. Die Tage und Wochen zogen sich hin, ohne dass sich etwas tat. Die Ungewissheit ist immer das Schlimmste in einer solchen Situation. Irgendwann wurden wir einzeln zum Duschen geholt. Es gab gewaschene Unterwäsche, und ich konnte meinen Bart mit einer kleinen Schere stutzen. Jetzt fühlte ich mich besser.

Abwarten, abwarten – sonst nichts. Das ist zermürbend. Die mit mir verhafteten Freunde mussten wohl auch hier in Hohenschönhausen sein. Ich hatte sie nie zu Gesicht bekommen und konnte das nur vermuten. Wie mochte es ihnen ergangen sein? Eines Tages wurde die Zellentür zu ungewohnter Zeit aufgeschlossen. Ein Offizier rief meinen Namen auf. «Dawei, alle Sachen packen!» rief er mit barschem Ton. Ich hatte nur ein kleines Bündel mit etwas Brot in meiner Decke. Dann führte mich der Offizier die Gänge entlang, es ging treppauf, treppab, bis wir schliesslich vor einer eisernen Aussentür anhielten. Sie wurde nach einigem Warten aufgeschlossen. Hinter der Tür stand ein Kastenwagen, die grüne Minna zum Transport von Gefangenen. In den Zellen des Wagens waren offenbar schon andere Personen eingeschlossen. Ich hörte das an den Stimmen und wie sie sich verständigten. Ich kam in eine Zelle, die gerade so gross war wie eine Besenkammer. Es dauerte nicht lange, dann ging die Fahrt los.

Von draussen hörte ich Strassenlärm, vermutlich fuhren wir durch Berliner Stadtgebiet. Nach einer halben Stunde hielt der Wagen in einem Innenhof.¹¹ Wir wurden einzeln ausgeladen, und ich spürte am Räuspern und Husten, dass meine Freunde mit im Wagen sass. Ich kam in eine Einzelzelle, die zumindest milde geheizt war. Durch das vergitterte Fenster schien die Sonne, auf dem Bett lagen Matratze und eine Decke.

Welch ein Komfort für mich, der ich so lange keinen Sonnenstrahl gesehen hatte und nun sogar auf einem weichen Bett liegen konnte. Vielleicht war nun auch aller Schmerz vorbei – es war

Montag, der 11. April 1949, wie ich errechnet hatte. Ich fasste Zuversicht, dass die Quälerei der Untersuchungshaft endlich zu Ende gehen würde.

- 1 «Exitus letalis»: lateinisch für «tödlicher Ausgang».
- 2 Rudolf Jordan (1902-1988), vgl. Anm. 7 im Beitrag von Hermann Becker.
- 3 Nach seiner Entlassung aus dem Arbeitslager im Oktober 1955 ging Rudolf Jordan nach München. 1971 veröffentlichte er seine Biographie «Erlebt und erlitten. Weg eines Gauleiters von München nach Moskau». Weitere Bücher folgten.
- 4 «Dawai»: russisch für «Los!», «Mach!».
- 5 Das Ostbüro der SPD kümmerte sich seit 1946, zunächst als «Betreuungsstelle Ost», um die zahlreichen sozialdemokratischen Flüchtlinge aus der SBZ. Nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED unterhielt das Ostbüro weitere Verbindungen zu ostdeutschen Sozialdemokraten und unterstützte deren illegale Arbeit durch einen Kurierdienst, Propagandamaterial und andere praktische Hilfen.
- 6 Sigmund Neumann und Stephan Thomas leiteten seit Mitte 1947 das Ostbüro der SPD.
- 7 «Tscheka»: russische Abkürzung für «Ausserordentliche Allrussische Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage», der am 20. Dezember 1917 gegründeten sowjetrussischen Geheimpolizei.
- 8 Das «Büro Schumacher» mit Sitz in Hannover wurde unter der Leitung von Kurt Schumacher (1895-1952) im Mai 1945 inoffizielle Zentrale der SPD in Westdeutschland. Schumacher sprach sich gegen die Zusammenarbeit mit den Kommunisten aus, die Zwangsvereinigung von KPD und SPD in der Sowjetischen Besatzungszone lehnte er entschieden ab.
- 9 Wilhelm Pieck (1876-1960) war ab 1946 gemeinsam mit Otto Grotewohl Vorsitzender der SED und ab Oktober 1949 auch Präsident der DDR.
- 10 Häftling, der Hilfsdienste für die Aufseher und Verwaltung eines Gefängnisses verrichtet.
- 11 Es handelte sich hierbei um den Innenhof des MGB-Gefängnisses in der Alfredstrasse in Berlin-Lichtenberg.

DIE 50er JAHRE

KURT MÜLLER
Der geplante Schauprozess

*Kurt Müller (1903-1990) war stellvertretender
KPD-Vorsitzender in Westdeutschland und 1950/51
im sowjetischen Untersuchungsgefängnis.*

Herr Ministerpräsident!¹ Wie ich der Zeitung «Neues Deutschland» entnehme, haben Sie auf der 3. Parteikonferenz der SED im März 1956 in Berlin gegen Willkürakte, Rechtsbrüche und ungesetzliche Handlungen von Funktionären des Staatsapparates der DDR Stellung genommen. Ihren Worten ist zu entnehmen, dass Ihre Regierung gegen jeden Bruch der Verfassung, der Gesetze und Rechtsnormen den entschiedenen Kampf führen will. Diese Ihre Stellungnahme gegen Ungesetzlichkeiten und Rechtsunsicherheit veranlasst mich, Ihnen meinen Fall eines eklatanten Justizverbrechens, begangen von Staatsfunktionären des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, vorzutragen und Sie zu ersuchen, Ihren Ankündigungen entsprechend gegen die Schuldigen nach den Gesetzen vorzugehen.

Bereits in meinem Schreiben an den Generalstaatsanwalt der UdSSR, R.A. Rudenko², vom 6. März 1955 legte ich dar, dass meine Verhaftung am 22. März 1950 in Berlin sowie die gegen mich durchgeführte «Untersuchung» durch die Organe der Staatssicherheit der UdSSR und DDR und meine Verurteilung auf administrativem Wege unter Bruch jeglichen elementaren Rechts und unter größtlicher und bewusster Missachtung der Verfassungen der UdSSR und DDR erfolgten.

Ich schrieb dem Herrn Generalstaatsanwalt der UdSSR, dass die Anklage gegen mich fabriziert wurde, dass zu meiner Belastung von Staatsfunktionären der DDR und UdSSR Dokumente und Aussagen gefälscht und verfälscht wurden, dass Amtspersonen der Staatssicherheitsorgane Zeugen erpresst und zu falschen Aussagen verleitet haben und auch bei den «Vernehmungen» andere verbrecherische Mittel und Methoden des psychologischen und physischen Druckes anwandten – Handlungen, die nach den Gesetzen der UdSSR wie auch der DDR unter schwerer Strafe stehen.

Ich bewies dem Herrn Generalstaatsanwalt der UdSSR in dem oben genannten Schreiben, dass ich mich in keiner Weise gegen Gesetze der UdSSR und DDR vergangen habe, meine Verhaftung daher einen Willkürakt darstellt.

Der Herr Generalstaatsanwalt der UdSSR hat diese meine obigen Behauptungen zu Recht befunden und mich daraufhin aus der Haft nach Deutschland entlassen.

Hätten meine Behauptungen in dem Schreiben an den Herrn Generalstaatsanwalt der UdSSR auch nur im Geringsten nicht den Tatsachen entsprochen, so wäre meine Freilassung ohne Zweifel nicht erfolgt, sondern hätte ich mich vor einem Gericht der UdSSR wegen falscher Beschuldigung von Staatsorganen zu verantworten gehabt.³ Wie Sie wissen und wie die Erfahrung beweist, wird eine falsche Anschuldigung von Staatsorganen in der Sowjetunion schwer bestraft.

Während meiner dreijährigen «Vernehmungen» in Berlin wurde mir des Öfteren gesagt, dass die Anleitung zu meiner Verhaftung und zu dem «Verfahren» gegen mich von Berija und Abakumow⁴ gegeben worden ist.

Berija und Abakumow sind abgeurteilt. Wenn diese Aburteilung von Berija und Abakumow als eine Verurteilung ihrer verbrecherischen, menschenunwürdigen Methoden bewertet werden soll, entsteht die Frage: Werden die Komplizen von Berija und Abakumow, die sich heute noch in führenden Stellungen des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR befinden, zur Verantwortung gezogen?

Der Hauptakteur meiner provokatorischen Verhaftung war der damalige Staatssekretär im Ministerium für Staatssicherheit der DDR Erich Mielke, der unter enger Anleitung des MGB-Générais für Deutschland, Kobulow⁵, arbeitete und meine «Sache» unter der Bezeichnung «Verschlussache Mielke» führte.

Das gegen mich auf ungesetzliche Art fabrizierte Material umfasst mehr als 1'000 Schreibmaschinenseiten. Es ist mir natürlich unmöglich, in diesem Schreiben auf alle Einzelheiten der in diesen mehr als 1'000 Seiten zusammengetragenen Erpressungen, Fälschungen und sonstigen Fabrikationen einzugehen. Ich muss mich auf einige Hauptpunkte beschränken:

1. Schon bei einer der ersten «Vernehmungen», die Mielke persönlich gegen mich durchführte, erklärte er mir, dass er in höherem Moskauer Auftrage und mit Billigung der SED-Führung handle. Er brüstete sich, dass er ein alter Tschekist⁶ und Schüler Berijas sei, früher in der Ljubjanka⁷ gearbeitet habe und ich nicht der erste sei, den er fertigmachen würde. Ja, er sprach sogar in seiner sadistischen Art davon, dass er schon mehrere liquidiert habe und dabei gewesen sei, wie Knorin, Bela Khun, Piatnitzki u.a.⁸ erledigt wurden. Mielke ergötzte sich daran, bei seinen «Verhören» mir alle möglichen verabscheuungswürdigen Methoden der Liquidierung von Menschen zu erläutern, um mich dadurch gefügig zu machen. Er sprach sehr offen über seine menschenunwürdige Praxis, weil er sich in der Vorstellungswelt der Mielkes bewegte, dass derjenige, der sich erst einmal in den Klauen befindet, niemals mehr das Licht der Öffentlichkeit erblicken wird. Das ganze Niveau war dabei nur mit dem des Berliner Ringvereins «Immertreu»⁹ vergleichbar.

11. Allein schon meine Verhaftung am 22. März 1950 in Berlin, die unter Leitung von Mielke und dem Polizeioberst Alfred Scholz¹⁰, unter aktiver Mitwirkung von Richard Stahlmann¹¹ erfolgte, stellt einen groben Verfassungsbruch, ein Verbrechen gegen die Artikel 4, 134 und 136 der Verfassung der DDR dar.

Trotz all meiner direkt an Mielke gerichteten Forderungen wurde

ich weder «am Tage nach dem Ergreifen dem Richter vorgeführt», noch wurde eine richterliche Bestätigung meiner Verhaftung eingeholt, noch eine «Entscheidung des Richters über die Zulässigkeit der Haft» herbeigeführt, noch wurde mir der Grund meiner Verhaftung durch Mielke als «Untersuchungsrichter», geschweige denn – wie das die Verfassung vorschreibt – durch einen Richter eröffnet.

Das allein ist schon glatter Verfassungsbruch, und meine Verhaftung damit eine ungesetzliche, d.h. eine vorsätzliche Freiheitsberaubung – ein Verbrechen nach §§ 239 und 341 des StGB der DDR.¹²

§ 239 des StGB der DDR besagt:

«(1) Wer vorsätzlich und widerrechtlich einen Menschen einsperrt oder auf andere Weise des Gebrauches der persönlichen Freiheit beraubt, wird mit Gefängnis oder mit Geldstrafe bestraft.

(2) Wenn die Freiheitsentziehung über eine Woche gedauert hat, oder wenn eine schwere Körperverletzung des der Freiheit Beraubten durch die Freiheitsentziehung oder die ihm während derselben widerfahrene Behandlung verursacht worden ist, so ist auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren zu erkennen.»

In Artikel 134 der Verfassung der DDR heisst es:

«Kein Bürger darf seinen gesetzlichen Richtern entzogen werden.» Gegen diesen klaren Verfassungsgrundsatz hat Mielke nicht nur durch seine obigen Handlungen verstossen, sondern darüber hinaus bewussten und wissentlichen Verfassungsbruch begangen, indem er mich persönlich entgegen Artikel 10 der Verfassung in der Nacht des 23./24. August 1950 den Organen des sowjetischen MGB¹³ übergab.

Dadurch bewirkte Mielke, dass ich dem gesetzlichen Richter vorenthalten und mir durch administrative Verfügung – also durch ein Ausnahmegericht besonderer Art – 25 Jahre Gefängnis ohne Anrechnung der Untersuchungshaft zudiktiert wurden.

Das, obwohl Artikel 134 der Verfassung der DDR besagt: «Ausnahmegerichte sind unstatthaft».

Als ich Mielke bei den «Verhören» darauf hinwies, dass nach der Verfassung auf Wunsch des Verhafteten einer von ihm benannten Person innerhalb von 24 Stunden der Grund der Verhaftung mitzuteilen ist, verweigerte er eine solche Mitteilung mit den Worten: «Hier bestimmen wir!»

Nachdem ich Mielke mitteilte, dass ich Abgeordneter des Deutschen Bundestages sei und unter dem Schutz parlamentarischer Immunität stände, antwortete er wörtlich: «Das interessiert uns hier nicht. Ich bin erst dann zufrieden, wenn ich den ganzen Bonner Laden hier bei mir sitzen habe, und kann erst dann wieder ruhig schlafen, wenn ich Sie fertiggemacht habe!»

Weil meine Verhaftung entgegen jeglichen Rechts und Gesetz erfolgte, schrieb ich am 1. Mai 1950 eine Beschwerde an die leitenden Staatsfunktionäre der DDR und auch an Sie, Herr Ministerpräsident. Dieses Schreiben übergab ich Mielke persönlich zur Weiterleitung. Mielke antwortete daraufhin: «Über Sie bestimmen wir hier, und ich denke nicht daran, Ihren Schrieb weiterzuleiten. Hier bei uns kommen Sie sowieso nicht mehr raus, oder kennen Sie etwa jemanden, der bei uns wieder rausgekommen ist? Stellen Sie sich darauf ein und machen Sie die gewünschten Aussagen, dann können Sie Ihre Lage verbessern.»

III. Was waren nun die «gewünschten Aussagen»? Das offenbarte sich bereits bei meiner zweiten «Vernehmung» durch Mielke. Mielke erklärte mir bei dieser «Vernehmung» ganz offen: «Sie sind doch ein politischer Mensch und müssen begreifen, dass wir in Deutschland einen grossen Prozess zur Erziehung der Partei und der Massen brauchen. In diesem Prozess werden Sie der Hauptangeklagte sein.» Er fügte hinzu: «Wir brauchen einen Prozess wie den Rajk-Prozess in Budapest»¹⁴ und erklärte mir, dass dieser Prozess, zu dem dann Betriebsdelegationen geladen werden sollten, unbedingt in acht bis neun Monaten steigen müsse.

Als ich Mielke auf seine dauernden Forderungen nach Aussagen sagte, dass ich unschuldig sei und nicht wisse, was ich aussagen solle, antwortete er: «Ich verbiete Ihnen das Wort unschuldig hier noch einmal zu gebrauchen. Sie wissen nicht, was Sie aussagen sollen? Ich habe Ihnen doch das Protokoll des Rajk-Prozesses übergeben lassen. Dann wissen Sie doch, was Sie auszusagen haben.» Diese Forderung, eine dem Rajk-Protokoll entsprechende Aussage zu machen, um den Rajk-Prozess in Berlin zu kopieren, wurde dann im Laufe der «Vernehmungen» von Mielke und anderen ständig wiederholt. Dabei wurden die mannigfaltigsten Methoden des physischen und psychologischen Druckes angewandt.

Der Plan eines Berliner Rajk-Prozesses war von Mielke und seinen Hintermännern von langer Hand vorbereitet! Mielke hat mir zu diesem Zweck, «damit ich wisse, was ich aussagen soll», tatsächlich das «Protokoll» dieses grossen Budapester Justizverbrechens überreichen lassen. Kurze Zeit vor meiner Verhaftung wurde mir dieses Protokoll, wie sich jetzt ergab, im Auftrage von Mielke von dem Mitarbeiter des ZK der SED Erich Glückauf¹⁵ überreicht. Und zwar eine ungarische Ausgabe in deutscher Sprache (Verlag Stephaneum, Budapest). Dieses Exemplar des Protokolls liegt als Beweismaterial vor. In Deutschland war es noch nicht einmal erschienen.¹⁶

Dadurch wird bewiesen, dass Mielke und seine Hintermänner ihren Provokationsplan systematisch vorbereitet hatten, dass sie, da sie nicht die geringsten Belastungsmaterialien gegen mich hatten, sich die Aufgabe stellten, von mir eine Aussage zu erpressen nach «Materialien», die mit mir überhaupt nichts zu tun haben – nach Materialien, die inzwischen offiziell als Fälschungen und Provokationen anerkannt wurden.

Allein schon diese Handlung Mielkes, der Überreichung eines Protokolls einer anderen «Sache», zu dem Zweck, um von einem Verhafteten eine in diesem Sinne gehaltene Aussage zu erlangen, stellte nach allen Strafgesetzbüchern ein schweres Verbrechen im Amt dar – wobei die Frage, ob Mielke mir persönlich das Provokations-Protokoll des Rajk-Prozesses überreicht hat oder dazu Hel-

fershelfer benutzte, ob er es kurz vor der Verhaftung oder während der Haft überreichen liess, unerheblich ist. Der Zweck ist entscheidend und der Zweck stellt ein Verbrechen dar.

Wenn es auch zu keinem solchen Prozess in Berlin wie dem Rajk-Prozess – auf Grund besonderer Umstände – kam, so besagt das nicht, dass keine tiefgreifenden Korrekturen zur Sicherstellung von Gesetz und Recht durchzuführen sind.

IV. Für ihren provokatorischen Plan, der Durchführung eines Schauprozesses in Berlin, wollten Mielke, Erich Scholz und andere mich zu einem Terroristen machen. Ich sollte Terrorakte gegen Stalin vorbereitet haben. Ein Jahr lang hat man das behauptet. Plötzlich aber kam man auf eine neue Version. Mein sowjetischer «Untersuchungsoffizier» erklärte mir nach diesem Jahr, «Stalin darf nicht mehr genannt werden, Sie haben Terrorakte gegen Woroschilow und Molotow vorbereitet».¹⁷

Diese terroristische Tätigkeit sollte ich nach der Behauptung von Mielke im Jahre 1934 in Gorki¹⁸ ausgeübt haben. In zahlreichen «Vernehmungen» wiederholte Mielke immer wieder eintönig und stur: «Nennen Sie Ihre trotzkistischen Freunde aus Gorki.» Als ich Mielke antwortete, dass ich keinen Trotzlisten aus Gorki kenne, sagte er: «Ich hatte doch einen meiner Mitarbeiter zu Ihnen nach Frankfurt a.M. geschickt, der hat Ihnen doch Trotzlisten aus Gorki genannt.»

Tatsächlich war ein gewisser Götz Berger¹⁹ vor meiner Verhaftung bei mir in Frankfurt a.M. gewesen, im Büro des Parteivorstandes der KPD. Berger war mir damals als Mitarbeiter des ZK der SED bekannt. Dass er Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit ist, erfuhr ich erst aus dem Munde von Mielke. Damals bei seinem Besuch in Frankfurt a.M. hat mir Berger tatsächlich Namen einiger Russen genannt, die – wie er sagte – in Berlin seien, aus Gorki stammen würden und mich kennen würden. Ich kannte aber keinen der von Berger genannten Namen und legte dieser Fragestellung keinerlei Bedeutung bei.

Aber diese Tatsache, dass Berger vor meiner Verhaftung von Mielke zu mir geschickt wurde, um mir Namen einzugeben, die

dann für eine falsche Aussage Verwendung finden sollten, beweist nur erneut das Verbrecherische der Handlungen Mielkes.

Ausserdem beweist dies den ganzen Unfug der gegen mich erhobenen Beschuldigung des Terrors. Selbst der dümmste Polizist wird doch, wenn er nur in etwa von der Richtigkeit der Anschuldigung gegen einen Menschen überzeugt ist, nicht seinen Mitarbeiter zu ihm schicken, um ihn nach angeblichen Komplizen zu fragen und ihn damit zu warnen. Noch dazu bei so einer Sache wie Terror!

Um mich dann des Terrors zu beschuldigen, haben Mielke und seine Mitarbeiter eine Reihe von Protokollen gefälscht und verfälscht. Es handelt sich zunächst um ein «Protokoll einer Aussage» eines gewissen Fedotow. Fedotow selbst ist mir völlig unbekannt. Ich hatte noch nicht einmal, bevor Mielke ihn nannte, seinen Namen gehört. Fedotow soll im Jahre 1936 verhaftet worden sein.²⁰ Jetzt nach vierzehn Jahren tauchte plötzlich ein «Vernehmungprotokoll» Fedotows bei meinen «Verhören» auf. Beim Lesen dieses «Protokoll des Fedotow» wird sofort offensichtlich, dass man in dieses «Protokoll» meinen Namen hineinfabriziert hatte, denn die einfachsten Daten passen nicht zusammen.

In diesem Protokoll der «Vernehmung Fedotows» heisst es fast wörtlich:

«Frage: Welche Beziehungen hatten Sie zu dem Trotzlisten Kurt Müller?

Antwort Fedotows: Anfang des Jahres 1934 kam Kurt Müller im Auftrage von Trotzki zu mir, um mir neue Instruktionen zu geben.

Frage: Welche Instruktionen überbrachte Kurt Müller im Auftrage von Trotzki?

Antwort Fedotows: Kurt Müller berichtete, dass Trotzki und er der Meinung seien, dass die Zeit des ideologischen Kampfes vorbei ist, dass man zu physischen Methoden der Vernichtung der Führung der KPdSU und der Sowjetregierung übergehen und zu diesem Zweck Terrorgruppen organisieren müsse. Müller erteilte mir den Auftrag.

Frage: Was antworteten Sie dem Müller?

Antwort Fedotows: Ich sagte ihm, ich habe hier in Gorki genügend Leute zur Verfügung und werde sofort darangehen, diese zu Terrorgruppen zu formieren.»

Alsdann «berichtet» Fedotow in diesem «Protokoll», dass Woroschilow und Molotow umgelegt werden sollten, und zählt einige Dutzend Namen von Leuten auf, die er nach diesem «Auftrag» zu Terrorgruppen formiert habe.

Diesem «Protokoll Fedotows» schliessen sich in den «Anklagematerialien» gegen mich eine Anzahl anderer «Aussagen» der von Fedotow genannten Mitglieder dieser Terrorgruppen an. In diesen «Protokollen» sagen etwa 35 bis 40 mir völlig unbekannte Menschen eintönig aus, dass Fedotow sie für die Terrorarbeit angeworben habe, und in einigen wird gesagt, dass Fedotow ihnen erzählt habe, dass der Auftrag zur Bildung von Terrorgruppen direkt von Trotzki gegeben worden sei und Kurt Müller ihm diesen Auftrag überbracht habe.

In monatelangen Nachtverhören hatte Mielke immer und immer wieder behauptet, ich hätte Trotzki im April 1934 in Kopenhagen getroffen. Das hinderte jedoch Mielke und seine Gehilfen nicht, später zu einer anderen Version überzugehen. Jetzt, im Jahre 1951, wurde mir plötzlich eine andere Variante vorgehalten. Eine neue gefälschte Aussage! Das «Protokoll der Aussage» eines gewissen Olberg²¹. Ebenfalls ein Name, der mir bis zu diesem Zeitpunkt völlig unbekannt war.

Nach diesem neuen Fabrikat, einer «Aussage Olbergs vom Jahre 1936», war dieser Olberg im Jahre 1935 in Paris und traf hier Sedow, den Sohn Trotzkis.²² Dass mir auch Sedow völlig unbekannt war, spielte dabei keine Rolle. In dieser «Protokollarischen Aussage» Olbergs heisst es dann:

«Im Jahre 1935 traf ich in Paris Sedow, den Sohn Trotzkis. Sedow hatte mich bestellt und erzählte mir, dass im Jahre 1934 Kurt Müller, den er schon von Berlin her kenne und mit dem er schon lange Jahre enge trotzkistische Beziehungen habe, bei ihm gewesen sei. Kurt Müller kam, nach den Worten Sedows, direkt aus Gorki von Fedotow und habe über die Lage in Gorki und über die Organisation von Terrorgruppen in Gorki berichtet. Fedotow hätte aber

in der Unterweisung von Terrorgruppen nicht die nötige Erfahrung.» Deshalb – so heisst es in diesem «Dokument» weiter – hätte Sedow den Olberg beauftragt, «sofort nach Gorki zu reisen, um dort die Terrorgruppen zu aktivieren». Dann schilderte dieses «Protokoll», wie Olberg mit einem falschen Pass durch Ausnutzung des Intourist²³ nach Gorki reiste, dort Fedotow traf und ihm natürlich sofort als erstes die Geschichte meines «Zusammentreffens mit Sedow im Jahre 1934» berichtete.

Mielkes Gehilfe, Erich Scholz, versuchte dann noch, dieses Märchen weiter auszubauen, indem er in den nächtlichen «Verhören» sich bemühte, Alexander Abusch und Albert Norden,²⁴ die sich in den Jahren 1934/1935 in Paris aufhielten, in diese terroristische Arbeit einzugliedern. Offensichtlich ist, dass die einzelnen Zeitbestimmungen für diese Protokollfälschungen meinem Lebenslauf entnommen wurden, der sich bei der Kader-Abteilung des ZK der SED befand. Mielke hat mir selbst gesagt, dass er im Besitze meines Lebenslaufes aus der Kader-Abteilung sei.

Zu dieser Terrorgeschichte muss ich folgendes anmerken: Alle diese «Protokolle» tragen die Daten des Jahres 1936. Wären sie echt, so hätten sie seit 14 Jahren einer solchen Organisation wie dem MGB zur Verfügung gestanden – wären sie echt, so hätte mich das MGB schon 1945 verhaftet, denn diesem MGB war seit 1945 bekannt, dass ich mich seit dieser Zeit oftmals in seinem Eingriffsbereich befand. Es hat aber nichts unternommen, um einen so gefährlichen «Terroristen», der die führenden Männer der Sowjet-Union angeblich umlegen wollte, unschädlich zu machen. Warum wohl? Weil vor meiner Verhaftung derartige Protokolle noch nicht existierten. Dieses schwer belastende Material taucht ausgerechnet in dem Moment auf, in welchem Mielke und seine Hintermänner den Plan zur Durchführung eines grossen Prozesses nach dem Beispiel des Rajk-Prozesses vorbereiten.

Wären diese «Protokolle» echt, so bleibt auch unerklärlich, warum die MGB-Organen nichts unternommen haben, um auch nur im Geringsten die Parteiführung der SED zu warnen und zu verhindern, dass ich all die führenden Funktionen in der westdeutschen

KPD ausübte, die ich seit 1945 innehatte. Ich wurde doch gerade umgekehrt für sämtliche Funktionen in Westdeutschland von Mitgliedern des Pol-Büros²⁵ der SED vorgeschlagen – diese haben mich also in alle Funktionen «eingeschleust»!

Herr Mielke will doch nicht etwa erfahrenen Menschen weismachen, dass das MGB derartig mit Blindheit geschlagen ist, bei Vorliegen derartig schwer belastender Materialien 14 Jahre zu warten, wo doch die Gefahr bestand, dass ich sicherlich von der Verhaftung von Fedotow, Olberg und anderer hätte erfahren und dann den Einwirkungsbereich des MGB hätte meiden können. Gerade weil derartige Materialien vor meiner Verhaftung nicht vorlagen, konnte es doch Mielke wagen, seinen Berger zu mir zu schicken, um mich für einen Prozess reif zu machen.

All das beweist, dass alle diese «Protokolle» erst für meine Verhaftung und sogar erst nach meiner Verhaftung für den vorgesehenen Berliner Rajk-Prozess angefertigt wurden. Ausserdem beweist ja der Budapester Rajk-Prozess von 1949 selbst – der Mielke als Muster diene – zur Genüge, wie Protokolle und Dokumente gefälscht und Anklagematerialien fabriziert wurden. Diese Tatsachen wird doch wohl heute niemand mehr zu bestreiten wagen.

Wenn diese Fälschung von Protokollen und Fabrikation von Anklagematerialien durch Mielke und Co kein Verbrechen sind und nicht als strafbare Handlungen zu werten sind, dann steht die Frage, was man als solche bezeichnen soll.

V. Wie im Budapester Prozess Rajk, so sollte ich in dem vorgesehenen Berliner Prozess als Agent ausländischer Nachrichtendienste fungieren. Zunächst sollte ich von Tito²⁶ Spionageaufträge erhalten und zu diesem Zwecke Tito in Bled besucht haben. Als man damit aber nicht weiterkam, suchte man mir (eine) andere Spionageverbindung anzudrehen. Jetzt war ich mit einem Male «Agent» des englischen und amerikanischen Geheimdienstes. Mein Spionagechef soll der englische Captain Hochfelder aus Hannover gewesen sein. Hochfelder ist mir tatsächlich bekannt. Ich habe ihn einmal im Jahre 1947 in seinem Büro gesehen. Damals, im September

1947, suchte ich Hochfelder in seinem Büro in Hannover zusammen mit Jungmann²⁷ auf, um gegen irgendein Verbot zu protestieren. Das Ganze dauerte fünf bis zehn Minuten. Aus diesen fünf bis zehn Minuten wurde in den Händen Mielkes und Co. eine grosse Spionagetätigkeit.

So hätte ich im September 1947 Hochfelder ersucht, mich zu unterstützen, um Max Reimann als Parteivorsitzenden der KPD abzusetzen, und hätte mit Hochfelder einen entsprechenden Plan ausgearbeitet. Tatsache ist aber, dass Reimann erst im April 1948 Parteivorsitzender der KPD wurde. Also wollte ich nach dieser Version, gemeinsam mit Hochfelder, Reimann bereits sieben Monate, bevor überhaupt daran gedacht wurde, ihn zum Parteivorsitzenden zu machen, beseitigen. Hochfelder oder ich müssen eben – nach den Materialien der Staatssicherheit – Hellseher gewesen sein!

Dann hätte mir – ebenfalls nach den Materialien der Staatssicherheit – Hochfelder im Jahre 1948/1949 die Anweisung gegeben, die Resolutionen des Informbüros²⁸ über Jugoslawien und Tito in der Parteipresse nicht zu veröffentlichen und in der Partei nicht zu verbreiten, weil es sich bei diesen Materialien um Fälschungen und Provokationen handele. Was andere erst im Jahre 1955/1956 erkannt haben, hat das MGB bereits im Jahre 1950 dem Hochfelder in den Mund gelegt. Es musste es ja auch wissen!

Von 16 KPD-Zeitungen hätten dann auf meine Anweisung nur zwei Zeitungen im Jahre 1949 die Resolution «Die KP Jugoslawiens in der Gewalt von Mördern und Spionen» veröffentlicht. Ich nehme an, dass auch diese beiden Redakteure diese Veröffentlichung heute bedauern. Wenn Mielke zum Denken fähig wäre, so hätte er begreifen müssen, dass diese Resolution von einer so grossen Zahl von Redakteuren nicht abgedruckt wurde, weil diese die Lügen über Tito nicht glaubten.

Schliesslich wurde ich in den «Materialien der Anklage» sogar zum Chef Hochfelders befördert. Danach soll ich Hochfelder die Anweisung erteilt haben, Reimann verhaften und zu langjährigem Zuchthaus verurteilen zu lassen. Hochfelder hätte dann nach dieser

Anweisung von mir mit General Robertson gesprochen. Daraufhin sei dann Reimann verhaftet worden.

Reimann war damals Anfang 1949 tatsächlich acht Wochen mit Unterbrechung von den Engländern inhaftiert worden. Warum nur acht Wochen?, fragte mich der sowjetische «Untersuchungsrichter». Und die Antwort war nach den «Anklagematerialien» auch gleich zur Stelle. Dort ist zu lesen, dass mein «teuflischer Plan», Reimann für Jahrzehnte ins Zuchthaus zu bringen, durch den Massenprotest und Massendruck vereitelt wurde.

Es lohnt sich nicht, all diese Märchen zu kommentieren. Den Kommentar dazu gab später der sowjetische Chef des MGB in Hohenschönhausen (1951), der mir sagte: «Dass der zweite Vorsitzende der KPD mit einem gewöhnlichen englischen Captain» – später nannte er ihn sogar ironisch «Gefreiter Hochfelder» – «zusammengearbeitet hat, ist nicht glaubwürdig. Sie müssen aussagen», fügte er hinzu, «dass Hochfelder sich den Dienstgrad Captain nur zur Tarnung zugelegt hat. In Wirklichkeit ist er Oberst. Bei der deutschen Abwehr», ergänzte er, «war das auch so, dass man sich geringere Dienstgrade zur Tarnung zulegte.»

Als ich nicht bereit war, Hochfelder zum Obersten avancieren zu lassen, kam aus der Provokations- und Sudelküche Mielkes eine neue Spionageversion. Eine kleine «Dokumentensammlung»! Diese Mielke-Produkte muss ich etwas ausführlicher wiedergeben:

«Dokument» Nr. 1: Ein Protokoll des Ministeriums des Mielke, des Ministeriums für Staatssicherheit. Bei diesem Ministerium in Potsdam – so heisst es in diesem «Protokoll» – hat sich im Jahre 1950 ein Mann namens K. gemeldet, der sich als der persönliche Kurier des Bundestagsabgeordneten der SPD, Willy Brandt, auswies. K. bot – so geht es weiter – dem Ministerium für Staatssicherheit in Potsdam ein wichtiges Dokument zum Kauf an, das er in der Berliner Wohnung des Abgeordneten Willy Brandt entwendet habe. Selbstverständlich hat Mielke dieses «Dokument» sofort «gekauft». Und das ist «Dokument» Nr. 2. Das «gekaufte Dokument» ist ein «Schreiben des Redakteurs und SPD-Mitgliedes Franz Tausch²⁹ an den SPD-Bundestagsabgeordneten Willy Brandt», ge-

schrieben auf einem Briefbogen des SPD-Parteivorstandes. Dieses «gekaufte Dokument» lautet in etwa:

Berlin, den 22. Juli 1948

«Lieber Willy!

Ich muss Dir eine freudige Nachricht übermitteln. Am 17. Juli 1948, als ich in Hannover war, ist uns ein grosser Erfolg gelungen. In der Wohnung des Dir bekannten Majors des Political Intelligence Service, Pope, in Benthe bei Hannover, hatten wir an diesem Tage eine Zusammenkunft mit dem 2. Vorsitzenden und Bundestagsabgeordneten der KPD Kurt Müller. Müller wurde von dem Chauffeur des Majors Pope in dessen Volkswagen nachmittags am Ernst-August-Platz in Hannover abgeholt und nach Benthe gebracht. An der Zusammenkunft nahmen ausser Pope, Mr. Dieck ... (dann folgen drei weitere Namen englischer Offiziere) und auch ich teil. Ich trug die Uniform eines englischen Majors und wurde als Major ... (folgt ein englischer Name) dem Müller vorgestellt.

Pope machte Müller den Vorschlag der Zusammenarbeit mit uns, und nach kurzem Zögern erklärte sich Müller bereit, uns alle laufenden Materialien und Anweisungen von Karlshorst und der SED-Führung zu liefern. 5'000 DM, die Pope Müller bot, nahm er bereitwilligst an, und er machte sogar von sich aus den Vorschlag, dass im Falle seiner Verhinderung oder Unabkömmlichkeit Heta Fischer als seine Stellvertreterin zur Übermittlung aller Materialien fungieren solle. Dieser Vorschlag wurde von Pope akzeptiert. Wir waren über diesen Erfolg sehr erfreut.

Ich muss Dir auch mitteilen, dass im Parteivorstand der SPD in Hannover über diese gelungene Anwerbung von Müller grosse Freude herrscht. Ich hoffe, dass auch Du diesen grossen Erfolg begrüsst und unsere Freude teilst. Besuche mich bitte am kommenden Sonntag in meiner Wohnung in der Rheinstrasse.

Mit sozialistischem Gruss

Dein Franz Tausch»

Zu dem Inhalt dieses «Dokumentes» muss ich folgendes bemerken:

a) Ein Major Pope ist mir tatsächlich bekannt. Pope war von 1946 bis etwa April 1948 bei der politischen Abteilung des Britischen Landeskommissars in Niedersachsen tätig. Ihm unterstand die Zulassung und Kontrolle über politische Parteien. Mit ihm hatten die leitenden Funktionäre aller politischen Parteien und die Regierungsmitglieder Niedersachsens zu tun. Herr Dr. Dr. Gereke³⁰ kennt ihn also genauso, wenn nicht sogar besser als ich. Herr Pope hat auch in seiner damaligen Funktion im Jahre 1946 die Kundgebung von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl in Braunschweig besucht, und am Tage nach der Kundgebung haben Pieck, Grotewohl und Stahlmann bei Herrn Pope gefrühstückt.

b) Das letzte Mal sah ich Herrn Pope im September 1947 anlässlich einer Zusammenkunft von fünf Vertretern des Landesvorstandes der KPD mit Vertretern der politischen Abteilung des Britischen Landeskommissars. Diese Zusammenkunft fand in Benthe bei Hannover in Popes Wohnung statt. Solche Zusammenkünfte waren damals mit Vertretern aller Parteien üblich, wie das auch der Besuch von Pieck und Grotewohl bei Pope beweist. Wenn man jeden Vertreter der KPD, der unter den damaligen Bedingungen nach der Kapitulation mit Vertretern der Militärregierung zusammenkam und nach geltenden Gesetzen und Verordnungen zusammenkommen musste, der Spionage verdächtigen wollte, würden wohl kaum noch Funktionäre der KPD übrigbleiben, die nicht unter Verdacht gerieten. Dann würde wohl das eintreten, was mein sowjetischer «Untersuchungs»-Offizier im Jahre 1952 einmal prophezeite: «Wenn erst einmal die Einheit Deutschlands geschaffen ist, werden wir uns alle, die mit den Engländern und Amerikanern Beziehungen hatten, hierherholen.» Und er erklärte diese Notwendigkeit mit dem Hinweis auf Erfahrungen in Thüringen nach dem Abzug der Amerikaner.

c) An der oben genannten Zusammenkunft in Benthe im September 1947 nahm auch ein Vertrauensmann des Herrn Mielke, ein

gewisser Kurt Baumgarte³¹, teil. Dieser Baumgarte schrieb über diese Zusammenkunft einen Bericht. Diesen Bericht des Baumgarte hielt mir Mielke beim «Verhör», lange bereits bevor der oben genannte gefälschte «Brief von Franz Tausch» aufs Tapet kam, vor. Es ist ganz offensichtlich, dass der Ort Benthe, die Namen Pope, Dieck und andere diesem Bericht des Baumgarte zur Anfertigung des «Tausch-Briefes» entnommen wurden.

d) Der englische Geheimdienst ist eine Organisation mit einer hundertjährigen Tradition und mit grosser Erfahrung. Einen zweiten Vorsitzenden der KPD anzuwerben wäre doch wohl für diesen Geheimdienst keine alltägliche Angelegenheit. Einen solchen «Agenten» würde man wie ein rohes Ei hüten. Wie aber stellt sich der kleine Moritz Mielke nach seinem «Dokument» eine solche Anwerbung vor?

Da waren erst einmal gleich fünf englische Offiziere anwesend – sicherlich damit die Anwerbung recht bekannt wird. Dann war Herr Tausch anwesend, in englische Uniform verkleidet und unter falschem Namen vorgestellt. Warum der sich verkleiden musste, ist ganz unerklärlich, wo ich ihn doch schon seit 1946 kannte. Sicherlich wollte der englische Nachrichtendienst bei mir für die Werbung Misstrauen erzeugen – anders kann man wohl diese Idee Mielkes, die Verkleidung von Tausch, nicht deuten. Weiterhin musste natürlich sofort der Parteivorstand der SPD «von dem grossen Erfolg» informiert werden. Und Franz Tausch musste sofort, und dazu noch ausgerechnet aus Berlin, an Brandt in Berlin einen Brief schreiben, damit er Herrn Mielke in die Hände fällt. So leichtsinnig geht der englische Nachrichtendienst bei der Anwerbung eines wertvollen Agenten vor. Allein schon wegen dieser Dummheit, der Unterschätzung des englischen Geheimdienstes, müsste Mielke bestraft werden.

e) Zu allem Überfluss muss ich aber noch bemerken, dass ich am 17. Juli 1948, dem Tage, an dem ich – nach Mielkes Materialien – für den englischen Nachrichtendienst «angeworben» wurde, überhaupt nicht in Benthe, auch nicht in Hannover war. An diesem Tage war ich vielmehr in Berlin. Mir ist allerdings nicht bekannt, ob damals die Fernsehtechnik so weit entwickelt war, dass man

mich bei der Anwerbung als englischen Agenten in Benthe im Bildschirm hatte. Aber mit dem Fortschritt der Technik ergeben sich hier für die Phantasie des Herrn Mielke noch allerhand Möglichkeiten.

Dann soll ich noch von einem gewissen Herrn Wahrhaftig für den amerikanischen Nachrichtendienst angeworben worden sein. Diese Sache klingt so unwahrhaftig, dass es sich nicht lohnt, darauf hier einzugehen, denn ich habe niemals einen Herrn Wahrhaftig kennengelernt.

Als Mielke mit all diesen Fälschungen nicht die von ihm gewünschten Resultate erzielen konnte und die Aussichten für die Konstruierung eines Berliner Rajk-Prozesses schwanden, schaltete sich, Herr Ministerpräsident, ein Ihnen direkt unterstehendes Amt, das «Amt für Informationen beim Ministerpräsidenten der DDR», in die Provokation ein. Am 28. Juli 1950 veröffentlichte dieses Amt in der Zeitung «Neues Deutschland» eine Mitteilung folgenden Inhalts:

«In Westdeutschland wird der provokatorische Versuch unternommen, die Verhaftung des Agenten Kurt Müller in der DDR zu einer Verleumdungskampagne gegen den 1. Vorsitzenden der KPD, Max Reimann, auszunutzen. Aus diesem Anlass stellt das Amt für Informationen fest: Kurt Müller kam wie üblich zu einer Besprechung in das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Die Zeit seines Hierseins nutzte er zu verbrecherischen Handlungen im Dienst fremder Mächte aus. Darum wurde er von den Organen des Ministeriums für Staatssicherheit verhaftet.»

Diese amtliche Meldung Ihres Amtes für Informationen ist eine bewusste Falschmeldung, vom juristischen Gesichtspunkt eine strafbare Einmischung in ein laufendes Verfahren und als wissentlich falsche Aussage eines Staatsorganes zu werten.

Bei aller Skrupellosigkeit haben noch nicht einmal Herr Mielke oder seine Hintermänner während der dreijährigen «Untersuchung» versucht, mir vorzuwerfen, dass ich die Zeit meiner «Anwesenheit in der DDR zu verbrecherischen Handlungen im Dienste fremder Mächte nutzte». Warum wohl nicht? Weil ich überhaupt keine Be-

sprechung in Berlin hatte, weil ich seit dem Moment des Antritts meiner Reise von Hannover an bis nach Berlin am 22. März 1950 nur noch mit Mitarbeitern des Ministeriums für Staatssicherheit in Berührung kam; von diesen bis zu meiner Verhaftung am selben Tag ständig überwacht wurde, also seit Grenzübertritt schon jeder Handlungsfreiheit beraubt war.

All diese Verfälschungen und Fälschungen von Dokumenten und Protokollen über Terror und Spionage zu dem Zwecke, um damit einen willkürlich Verhafteten zu beschuldigen und ihm einen Prozess zu machen, stellen ein sehr schweres Verbrechen dar. Werden diese Verbrechen bewusst und überlegt und noch dazu von Amtspersonen – wie in diesem Falle – begangen, so sind sie nach der einschlägigen Rechtsauffassung besonders hart zu bestrafen.

VI. Ich blieb auch nicht davon verschont, während der «Vernehmung» ein «Agent der Gestapo» zu werden. Schon Anfang des Jahres 1950 wurde mir, um mich zum «Gestapo-Agenten» zu machen, ein «Dokument» vorgelegt. Es handelte sich um einen Bericht eines Karl Wloch aus Berlin.³² Im Jahre 1946 (!) soll dieser Wloch dem Zentralsekretariat der SED den «letzten Wunsch» des 1945 im KZ umgekommenen Fritz Bischof³³ überreicht haben. Nach diesem Schriftstück des Wloch, das also seit 1946 im Safe des Zentralsekretariats der SED geschmort hat und das jetzt ausgerechnet nach meiner Verhaftung 1950 hervorgeholt wurde, soll Bischof im Jahre 1935 dem Wloch den Auftrag erteilt haben, falls er nicht mehr lebend aus der Gefangenschaft käme, der Partei mitzuteilen, dass ich ein «Agent der Gestapo» sei, dass ich mich im Jahre 1934 vor Gericht von den Prinzipien der KPD losgesagt und die Sowjetunion und die KPdSU verleumdet hätte.

Bischof ist mir selbstverständlich bekannt. Ich bin mit ihm zusammen am 23. September 1934 von der Gestapo verhaftet worden; war mit ihm im Zuchthaus Kassel-Wehlheiden und später bis zum Januar 1945 im KZ Sachsenhausen zusammen. Wloch war auch bis 1935 im Zuchthaus Kassel-Wehlheiden, und zwar als Ka-

po³⁴. Während im Allgemeinen alle politischen Gefangenen in Einzelhaft sassen, konnte sich Wloch im ganzen Zuchthaus frei bewegen. 1938 wurde Wloch zu Hitlers Geburtstag aus dem KZ Sachsenhausen entlassen. Zu diesem «letzten Wunsch Bischofs» hat der Wloch dann im Jahre 1951 beim MGB eine protokollarische Aussage gemacht, in welcher er aussagte, dass Bischof ihm seinen «letzten Wunsch» beim Baden im Jahre 1935 im Zuchthaus Kassel-Wehlheiden übertragen habe, und dass Bischof im Jahre 1942 von Kassel-Wehlheiden in das Lager Esterwegen überführt worden sei.

a) Ebenso wie die Terrorgeschichte, die vierzehn Jahre im Panzerschrank des MGB geruht hat und auch nach 1945 bis zu dem Moment, wo der Plan eines Berliner Rajk-Prozesses geboren wurde, ruhte, hat also dieser «letzte Wunsch Bischofs» seit 1946 im Safe des ZK der SED gelegen. Allein schon eine eigenartige Duplizität!

Obwohl der Wloch bereits im Jahre 1946 sein «belastendes Material» der SED-Führung übergeben haben will, wurden mir nach 1946 von der SED-Führung viele führende Funktionen anvertraut. Auch eigenartig! Erst als man einen Prozess vorbereiten will, wird diese Konserve aufgemacht, photokopiert und zu den Akten zu meiner Belastung gelegt. Alles das erscheint schon unglaublich. Insbesondere wenn man das Zustandekommen der anderen «Dokumente der Anklage» berücksichtigt, taucht schon die Frage auf, ob nicht der «letzte Wunsch Bischofs» erst 1950 das Licht der Welt erblickte.

b) Nun gibt es aber noch einen anderen Hinweis, der beweist, dass der «letzte Wunsch Bischofs» von Wloch erst für den Prozess gegen mich angefertigt wurde. Wloch behauptet in seiner protokollarischen Aussage, dass Bischof im Jahre 1942 von Kassel-Wehlheiden in das Lager Esterwegen überführt worden sei. Diese Verlegung Bischofs nach Esterwegen ist eine bewusste Fälschung von Wloch, die von ihm gemacht wurde, um die Entlarvung seines gefälschten Dokumentes zu verhüten.

Bischof war niemals in Esterwegen. Er war vielmehr von Oktober 1942 bis Januar 1945 mit mir zusammen im Lager Sachsenhau-

sen. Hier traf ich mich täglich mit ihm. Bischof wusste, dass ich in Sachsenhausen dem illegalen Lagerkomitee angehörte, er kannte meine illegale Tätigkeit im Lager.

Nun überlege man, dem Wloch, den Bischof im Jahre 1935 nur fünf Minuten im Bad sprach, überträgt er seine «Warnungen». In Sachsenhausen aber, in einer Zeit von mehr als zwei Jahren, trifft er sich fast täglich mit mir, dem «Gestapo-Agenten», bespricht mit mir illegale Fragen, weiss, dass ich mich mit zahlreichen anderen illegal Tätigen treffe, und warnt keinen einzigen Menschen. Herr Mielke war doch nicht imstande, auch nur einen einzigen Zeugen für den «letzten Wunsch Bischofs» aus dieser Sachsenhausener Zeit von mehr als zwei Jahren beizubringen, er hatte nur seinen «5-Minuten-Zeugen» Wloch.

Ich zweifle natürlich nicht daran, dass, wenn Mielke gewusst hätte, dass ich in Sachsenhausen mehr als zwei Jahre mit Bischof zusammen war, er auch für die Sachsenhausener Zeit einige Wlochs beschafft hätte. Mielke hat mir ja selbst einmal wörtlich erklärt: «Wenn Sie keine Aussagen machen, lassen wir uns die Sache etwas kosten und werden Zeugen beschaffen, die Ihnen alles beweisen.»³⁵

Es ist natürlich absolut möglich, dass man das Dokument «Wloch» im Jahre 1950 in der Kader-Abteilung des ZK der SED «gefunden» hat. Warum auch nicht? Mielke hatte ja die Möglichkeit, Materialien aus der Kader-Abteilung zu entnehmen. Warum sollte er auch nicht die Möglichkeit haben, welche einzuschleusen? Er brachte es ja fertig, mir das Protokoll des Rajk-Prozesses als Muster für eine Aussage zuzustellen und durch Berger Namen von Troztkisten für ein Geständnis einzugeben. Warum sollte er nicht mit einer solchen Kleinigkeit wie der, die Bereicherung der Akten der Kader-Abteilung mit dem «letzten Wunsch Bischofs» fertig werden, zumal ja Bischof tot war. Und Tote können nicht mehr sprechen. [...]

VIII. Auch die bei der «Untersuchung» angewandten Methoden des physischen und psychologischen Druckes und der Erpressung stellen nach allen Strafgesetzbüchern der Welt strafbare Handlungen

dar. Über die verbrecherischen Methoden könnte man ein ganzes Buch schreiben. Ich kann mich auch hier nur auf einige Beispiele beschränken:

«Glauben Sie an ein Fortleben nach dem Tode? So etwas gibt es bei uns» (Mielke). «Andere haben auch die gewünschten Aussagen gemacht, nicht alle sind erschossen worden. Die Aussagen gemacht haben, leben heute noch und nicht schlecht und arbeiten» (Mielke). «Wir wollen Sie ja gar nicht bestrafen, nach dem Prozess holen wir Sie wieder zu uns zurück, und dann können Sie ruhig und gesichert leben, wir besorgen Ihnen dann eine Villa, oder wenn Sie wollen, richten wir für Sie eine Werkstatt ein. Sie sind nicht der erste, für den wir das machen, denken Sie an Ramsin³⁶, der hat sogar eine hohe Prämie bekommen, der hat aber auch Aussagen gemacht» (der Chef der sowjetischen «Untersuchung» in Berlin-Hohenschönhausen). «Es gibt für Sie nur zwei Möglichkeiten, entweder Aussagen machen und dann später wieder frei arbeiten, oder keine Aussagen machen und ins Gras beißen» (Mielke). «Was, Sie haben mit niemandem gegen die Partei und Sowjetunion zusammengearbeitet? Kennen Sie denn nicht die parteifeindlichen Gruppen und keine Emigranten aus den kapitalistischen Ländern in der KPD?» (der MGB-General für Deutschland). Und der Chef der sowjetischen «Untersuchung» am selben Tage direkt anschließend: «Sie müssen diese parteifeindlichen Gruppen mit sich verbinden und über die Leute Aussagen machen, dann holen wir diese einzeln hierher und machen eine Gegenüberstellung, und wenn dann noch einer leugnet, sagen Sie: ‚Du Hundesohn, Du warst dort und dort dabei.‘ In zwanzig Minuten wird der dann die Wahrheit sagen.»³⁷

Alle diese Drohungen, Versprechungen, Eingebungsversuche und Provokationen waren ständig mit physischem Druck und mit Quälereien verbunden. Mielke hat seine «Verhöre» in der Zeit von Ende März bis Mitte August 1950 stets nur nachts durchgeführt. Sie begannen täglich immer um 22 Uhr abends und endeten zwischen 4 und 6 Uhr morgens. Dabei musste ich bei allen «Verhören» während der ganzen fünf Monate immer die ganze Nacht über stehen.

Tagsüber aber durfte ich nach 6 Uhr morgens nicht mehr schlafen. Ausserdem gab es ganze Perioden von Tag-und-Nacht-»Verhören«. Diese Perioden dauerten acht und zehn Tage, in denen man überhaupt nicht schlafen durfte. Das «Verhör» war dann von morgens um 11 Uhr bis nachmittags um halb 5 Uhr und abends von 22 Uhr bis morgens um 6 Uhr.

Fünf Monate lang wurde ich im Gefängnis Berlin-Hohenschönhausen in einer Wasserzelle gehalten. Das war eine Zelle ohne Fenster und ohne jedes Möbel, auf deren Fussboden immer etwa 2 Zentimeter Wasser stand. Dann war ich in einer Zelle, etwas grösser als eine Telefonzelle, eingesperrt.

Ein anderes Sinnbild des humanen Strafvollzuges, von dem Mielke mit Hinweis auf die Verfassung ironisch sprach, war eine Zelle in der Grösse von 1,80 Meter mal 1,80 Meter, ohne Fenster, mit je einer Pritsche rechts und links von 80 cm Breite, so dass in der Mitte ein schmales Handtuch als «Gang» blieb. An der Decke dieser Zelle war ein überstark saugender Ventilator angebracht, der Tag und Nacht ununterbrochen lief. Dieses Inquisitionsverlies des zwanzigsten Jahrhunderts ist die Zelle Nr. 60 in Berlin-Hohenschönhausen, in der ich längere Zeit gehalten wurde, und die auch nach der Übergabe dieses Gefängnisses an die deutsche Staatssicherheit bestehen blieb. Von dem Kohlenkeller des ehemaligen Krankenhauses in Berlin-Karlshorst³⁸, der Untersuchungsgefängnis genannt wurde, will ich hier nicht sprechen.

Es gab aber auch «Vernehmungen» mit «Zuckerbrot». Ende Mai 1951, nachdem ich wieder einmal bereits zehn Tage lang Tag und Nacht bis morgens 6 Uhr vernommen worden war, wurde ich eines Abends aus der genannten Zelle Nr. 60 im Gefängnis in Berlin-Hohenschönhausen zur «Vernehmung» vorgeführt. Ich habe diese «Vernehmung besonderer Art» bereits in meinem oben genannten Schreiben vom 6. März 1955 dem Generalstaatsanwalt der UdSSR ausführlich geschildert, will mich deshalb hier kurzfassen.

Diese «Vernehmung» im Gefängnis Berlin-Hohenschönhausen

begann abends um 10 Uhr. Als ich das Vernehmungszimmer betrat, war ausser meinem sowjetischen «Untersucher» auch der Chef der sowjetischen «Untersuchung» anwesend. Er bat mich in vertraulichem Ton, am Tisch Platz zu nehmen. Dann wurde die Tür abgeschlossen und auf den Schreibtisch eine Tischdecke gelegt. Mein «Untersucher» betätigte sich als Oberkellner, indem er Schnaps, Schokolade, Eier, Butter, Wurst auftrug. Der Chef füllte die Gläser, erhob sein Glas auf mein Wohl und bemerkte, «Wir müssen zusammenarbeiten.» Dann beugte er sich zu mir und sagte: «Hör mal, morgen musst Du eine Aussage über die Spionagetätigkeit von Franz Dahlem³⁹ machen. Überleg Dir das bis morgen früh, denn heute schreiben wir nicht, beim Schnaps machen wir keine Vernehmungen.»

Mein «Untersucher» ergänzte: «Sie müssen über Dahlem eine solche Aussage machen, dass er morgen Abend hier bei uns sitzt. Warum sollen Sie alleine den Kopf hinhalten? Dahlem hat Sie ja auch belastet.» Dann wieder sagte er: «Sie wissen doch, dass Dahlem schon in der Zeit vor 1933 Mitglied des Pol-Büro der KPD war. Dieses alte Mitglied des Pol-Büro wird nach der Besetzung Frankreichs von der Gestapo ergriffen, ohne dass die Gestapo ihm einen Prozess macht. Andere einfache Funktionäre wurden von der Gestapo ermordet – aber das Mitglied des Pol-Büro Dahlem wird von der Gestapo geschont. Dahlem blieb am Leben. Womit hat sich Dahlem sein Leben bei der Gestapo erkaufte – das müssen Sie auch aussagen.» Ich weiss nicht, welcher Kodex eine derartige «Untersuchungsordnung» erlaubt. Mir scheint, dass nach der modernen fortschrittlichen Gesetzgebung eine solche Praxis als Verbrechen gewertet wird.

Ich habe hier nur einige wenige Hauptpunkte strafbarer verbrecherischer Handlungen von Personen in Staatsämtern dargelegt. Ich könnte noch viel mehr darüber sagen. Ich glaube aber, dass diese Beispiele drastisch genug sind und genügen. Betonen muss ich jedoch noch, dass auch alle im Zusammenhang mit meiner Verhaftung von Mielke und seinen Hinter- und Vordermännern veröffentlichten Beschuldigungen gegen mich restlos unwahr sind und be-

wusste und überlegte Fälschungen darstellen. Aus dem Dargelegten ergibt sich:

a) Meine Verhaftung am 22. März 1950 in Berlin und die gegen mich durchgeführten Massnahmen der «Untersuchung» wie der Strafvollstreckung stellen Verbrechen dar. Dieser Verbrechen haben sich Funktionäre des Staatsapparates und andere schuldig gemacht. Es handelt sich um das Verbrechen des schweren Verfassungsbruchs, des wissentlichen und bewussten Bruchs der Artikel 4, 134, 136 und 10 der Verfassung der DDR und um Verbrechen nach folgenden Paragraphen des Strafgesetzbuches der DDR: § 336 (Rechtsbeugung); §§ 239 (Freiheitsberaubung) und 341 (Freiheitsberaubung im Amt) in Verbindung mit § 234 (Menschenraub); § 344 (gesetzwidrige und unberechtigte Strafverfolgung); § 106 (Hinderung Abgeordneter); § 48 (Anstiftung und Verleitung zum Verbrechen); § 241 (Bedrohung mit einem Verbrechen); § 357 (Anstiftung und Verleitung Untergebener zu Straftaten); § 223 (Misshandlung Wehrloser und Körperverletzung) in Verbindung mit § 340 (Misshandlung und Körperverletzung im Amt); § 343 (Erpressung von Aussagen und Geständnissen. Anwendung von Zwangsmitteln in der Untersuchung unter Drohungen mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben im Sinne des § 255 des StGB); § 240 (Nötigung im Amt); § 267 und § 348 in Verbindung mit §§ 271-273 (Dokumenten- und Urkundenfälschung und Urkundenfälschung im Amt); § 160 (Anstiftung und Verleitung zur falschen Aussage); § 164 (wissentlich falsche Anschuldigung); § 153 (wissentlich falsche Aussage); § 186 (Verbreitung unwahrer Tatsachen und üble Nachrede); § 187 (Verbreiten unwahrer Tatsachen wider besseres Wissen, Verleumdung); § 345 (verfassungswidrige und ungesetzliche Strafvollstreckung).

Die Verfolgung und Aufklärung von Verbrechen ist Aufgabe der Staatsanwaltschaft. Einige der Verbrecher sind bekannt, nach anderen wird die Staatsanwaltschaft zu fahnden haben.

b) Für alle Schäden, die Personen durch Verbrechen von Staatsfunktionären zugefügt wurden, haftet der Staat. Jeder durch solche Verbrechen im Amt einzelnen Personen zugefügte Schaden an

Leib, Leben und Gesundheit, wie auch materieller Schaden, ist vom Staate wiedergutzumachen und zu ersetzen.

Deshalb wolle die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik beschliessen:

1. Die Angelegenheit meiner verfassungswidrigen und ungesetzlichen Verhaftung wird der Staatsanwaltschaft übergeben. Die an diesen Verbrechen Schuldigen werden sofort in Untersuchungshaft genommen und das Untersuchungs- und Ermittlungsverfahren nach geltendem Gesetz und Recht eröffnet.
2. Vor der Öffentlichkeit wird sofort durch Presse und Rundfunk eine Erklärung veröffentlicht des Inhalts, dass alle gegen mich erhobenen Anschuldigungen auf Grund ungesetzlicher, strafbarer Handlungen fabriziert wurden, dass sich dieses Verbrechens Personen im Amt und andere schuldig machten, und dass meine Verhaftung zu Unrecht erfolgte und ich entgegen Gesetz und Recht verurteilt wurde.
3. Der mir durch diese strafbaren Handlungen und durch die Haft von fünf Jahren und sieben Monaten zugefügte Schaden an Gesundheit und materieller Schaden wird gebührend entschädigt.

Ich bitte Sie, Herr Ministerpräsident, mir den Eingang dieses Schreibens bestätigen zu wollen.

Hochachtungsvoll!

[Kurt Müller]

- 1 Bei dem Text handelt es sich um ein – nie beantwortetes – Schreiben Kurt Müllers an den DDR-Ministerpräsidenten Otto Grotewohl vom 31. Mai 1956. Die Anmerkungen stammen im Wesentlichen von Professor Hermann Weber, die er 1990 in der Zeitschrift «Aus Politik und Zeitgeschichte» mit dem Originaltext veröffentlichte. Sie wurden teilweise redaktionell überarbeitet und aktualisiert.
- 2 Roman Andrejewitsch Rudenko (1907-1981) war langjähriger Generalstaatsan-

- walt der Sowjetunion und einer der Hauptankläger beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess.
- 3 Hinsichtlich der Wirksamkeit seiner Eingabe irrt Müller. Wie bei anderen Gefangenen erfolgte seine Freilassung nach Verhandlungen von Bundeskanzler Konrad Adenauer 1955 in Moskau.
 - 4 Der ehemalige Chef der sowjetischen Geheimpolizei Lawrenti Berija (1899-1953) wurde im Dezember 1953 hingerichtet, sein langjähriger Mitarbeiter im sowjetischen Ministerium für Staatssicherheit 1946 bis 1951, Viktor Abakumow, nach einem Prozess im Dezember 1954.
 - 5 Amajak Sacharowitsch Kobulow (1906-1953) agierte im Juni 1953 einige Tage als Bevollmächtigter des sowjetischen Innenministeriums in der DDR. Er wurde im Dezember 1953 zusammen mit Berija hingerichtet.
 - 6 Tschekest: Mitarbeiter von Geheimdiensten in der Sowjetunion und in den anderen Ostblockstaaten. Zu Tscheke vgl. Anm. 7 im Beitrag von Dieter Rieke in diesem Band.
 - 7 Ljubjanka: Hauptquartier und zentrales Untersuchungsgefängnis des sowjetischen Geheimdienstes in Moskau.
 - 8 Wilhelm Knorin (1890-1939), Béla Kun (1886-1938) und Ossip Pjatnizki (1882-1939) waren Funktionäre der Kommunistischen Internationale. Sie wurden Opfer der stalinistischen Säuberungen.
 - 9 Der Ringverein «Immertreu» war eine der bekanntesten Vereinigungen von Kriminellen im Berlin der 20er Jahre.
 - 10 Alfred Scholz (1921-1978). Der spätere stellvertretende Minister für Staatssicherheit war von 1950 bis 1956 Leiter der Untersuchungsabteilung des DDR-Staatssicherheitsdienstes.
 - 11 Richard Stahlmann (1891-1974, richtiger Name: Arthur Illner) war nach 1945 im Zentralkomitee der SED für Verbindungen zur KPD im Westen verantwortlich. Er wurde 1953 Oberst im MfS.
 - 12 Alle Hinweise auf das Strafgesetzbuch und die Verfassung beziehen sich auf die 1956 gültigen Paragraphen.
 - 13 MGB: Ministerstwo Gossudarstwennoi Besopasnosti (sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit).
 - 14 Lázló Rajk (1909-1949) war Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei in Ungarn, ausserdem von 1946 bis 1948 Innenminister und bis zu seiner Verhaftung 1949 Aussenminister. Der gegen ihn angestrengte Prozess in Budapest war Teil der sowjetischen Kampagne gegen den jugoslawischen Parteichef Tito und dessen politischen Unabhängigkeitskurs. In einem grossen Schauprozess wurde er als «imperialistischer Agent» und «Titoist» verurteilt und zusammen mit vier weiteren Angeklagten hingerichtet.
 - 15 Erich Glückauf (1903-1977) arbeitete seit 1950 im ZK der SED und war ab 1951 Leiter der Westabteilung.
 - 16 Das offizielle Protokoll des Rajk-Prozesses (Laszlo Rajk und Komplizen vor dem Volksgericht) veröffentlichte dann – mit einer Einleitung Kurt Hagers vom

29. Oktober 1949 – der Ostberliner Dietz Verlag Ende 1949; es wurde 1950 ausgeliefert. Müller aber erhielt bereits im Oktober 1949 ein Exemplar – ohne das Vorwort von Kurt Hager. Es scheint, dass dieses Mielke-Exemplar zur Vorbereitung eines deutschen Schauprozesses extra angefertigt wurde.
- 17 Kliment J. Woroschilow (1881-1969), hoher sowjetischer Partei- und Staatsfunktionär, enger Vertrauter Stalins. Wjatscheslaw M. Molotow (1890-1986), Mitglied des Politbüros der KPdSU, 1930-1941 Ministerpräsident der Sowjetunion, enger Vertrauter Stalins.
- 18 Müller wurde 1931 zur Arbeit in der Komintern delegiert. 1932 fiel er als Anhänger einer fraktionellen Gruppe in Ungnade und wurde nach Gorki (heute: Nischni Nowgorod) verbannt. Ab Februar 1934 war er dann illegal in Deutschland tätig.
- 19 Götz Berger (1905-1996), nach 1946 Hauptreferent im Zentralsekretariat der SED, zuständig für Justiz, später Richter und in den sechziger Jahren Rechtsanwalt in Ost-Berlin; 1976 im Zusammenhang mit der Übernahme der Verteidigung von Robert Havemann und dem Eintreten gegen die Aberkennung der Staatsbürgerschaft von Wolf Biermann Entzug der Zulassung als Rechtsanwalt.
- 20 Im offiziellen «Prozessbericht über die Strafsache des trotzkistisch-sinowjewistischen terroristischen Zentrums» (Moskau 1936) hiess es: «reiste Olberg nach Gorki, setzte sich mit den Trotzkisten Jelin und Fedotow in Verbindung» (S. 91). «In Gorki erfuhr Olberg von Fedotow, dass schon vor seiner Ankunft terroristische Kampftrupps organisiert worden waren» (S. 92). Weiter wird Fedotow nicht erwähnt. – Mit der Rehabilitierung der Opfer dieses Prozesses im Juni 1988 wurde das ganze damalige Verfahren offiziell als Lügengebilde enthüllt.
- 21 Valentin Olberg (1907-1936) lebte lange Zeit in Deutschland. Er emigrierte im Juli 1935 in die Sowjetunion und war dann Dozent an einem Institut in Gorki. Er wurde im Prozess gegen das «trotzkistisch-sinowjewistische terroristische Zentrum» 1936 zum Tode verurteilt und hingerichtet.
- 22 Lew L. Sedow (1906-1938) wurde am 16. Februar 1938 in einem Pariser Krankenhaus ermordet.
- 23 Intourist: staatliche Reiseagentur für den Auslandsverkehr, die 1929 in der Sowjetunion gegründet wurde. Über Intourist liefen nicht nur Reisen ausländischer Touristen in die UdSSR, sondern auch die meisten Auslandsreisen sowjetischer Touristen.
- 24 Alexander Abusch (1902-1982) und Albert Norden (1904-1982) waren führende KPD- und später SED-Funktionäre.
- 25 Hier müsste es eigentlich «Politbüro» heissen. «Pol-Büro» war die Bezeichnung für das Führungsgremium der KPD vor 1945.
- 26 Josip Broz Tito (1892-1980), kroatischer Politiker, ab 1938 Generalsekretär der KP Jugoslawiens, ab 1945 Ministerpräsident der Republik Jugoslawien. Tito geriet zunehmend in Konflikt mit Stalin, insbesondere als er einen «dritten Weg»

- zwischen Kapitalismus und sozialistischer Planwirtschaft, die «Arbeiterselbstverwaltung», zur Grundlage der jugoslawischen Gesellschaftsordnung machen wollte. Von 1953 bis zu seinem Tode 1980 war er Präsident Jugoslawiens.
- 27 Erich Jungmann (1907-1986) war 1947 Sekretär der KPD-Landesleitung Niedersachsens. Er lebte ab 1951 in der DDR.
- 28 «Informbüro»: Informationsbüro der Kommunistischen und Arbeiterparteien.
- 29 Franz Tausch -Tremel gehörte ab Juni 1957 für die SPD in der 2. Wahlperiode dem Bundestag an.
- 30 Günther Gereke (1883-1970) war von 1948 bis 1950 stellvertretender Ministerpräsident in Niedersachsen (CDU), wechselte 1952 in die DDR über.
- 31 Kurt Baumgarte, KPD-Funktionär in Niedersachsen, seit 1971 Mitglied der Zentralen Schiedskommission der DKP.
- 32 Karl Wloch (1905-1982) trat 1924 in die KPD ein; bis 1938 KZ-Haft, 1943-1945 im Strafbataillon 999, Kriegsgefangenschaft in Jugoslawien, ab 1948 Redakteur in Polen (Betreuer deutscher Kriegsgefangener), danach Generalsekretär der Deutsch-polnischen Gesellschaft für Frieden und gute Nachbarschaft, ab 1958 Chefredakteur der «Volkswacht» in Gera.
- 33 Fritz Bischof (1900-1945), KPD-Funktionär in Hamburg, 1933 Leitung der illegalen KPD in Hessen; im September 1934 zusammen mit Kurt Müller verhaftet. Zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt, sass er im Zuchthaus Kassel, dann KZ Sachsenhausen und Neuengamme; am 3. Mai 1945 in der Lübecker Bucht bei einer Schiffsversenkung umgekommen.
- 34 Als Kapo wird ein Häftling in einem Konzentrationslager während der NS-Zeit bezeichnet, der zu einem Mitarbeiter der Lagerleitung wurde und die anderen Häftlinge beaufsichtigte. Die sogenannten «Funktionshäftlinge» erhielten als Gegenleistung bestimmte Privilegien.
- 35 Das MfS versuchte auch, SS-Angehörige als Zeugen für einen Schauprozess gegen Kurt Müller zu erpressen. Als im Bonner KZ-Prozess im November 1958 ein Zeuge aus Berlin-Karlshorst den ehemaligen SS-Rapportführer des KZ Sachsenhausen Gustav Sorge (Spitzname «Eiserner Gustav») des Mordes beschuldigte, erwiderte dieser: «Sie haben mich 1951 in Workuta durch das NKWD als Kronzeugen gegen den ehemaligen Bonner Bundestagsabgeordneten Müller aus Hannover haben wollen, der nach Ihrer Meinung als Häftling in Sachsenhausen Spitzeldienste geleistet haben soll.» («Süddeutsche Zeitung» vom 17. November 1958.) Müller war allerdings bereits seit August 1950 im sowjetischen Gewahrsam.
- 36 Leonid Ramsin (1887-1948), Professor der TH Moskau, war Hauptangeklagter in einem frühen Moskauer Schauprozess im Dezember 1930 gegen die sogenannte «Industriepartei». Er wurde zum Tode verurteilt, die Strafe dann in 10 Jahre Haft umgewandelt. Zwei Jahre nach dem Urteil und nach öffentlicher «Selbstkritik» amnestiert, erhielt er später sogar einen Orden.

- 37 Die Geisteshaltung der Vernehmer bei den Versuchen der Gehirnwäsche für den geplanten Schauprozess zeigte auch der Ausspruch: «Bei uns hätte Dimitrow ausgesagt, dass er den Reichstagsbrand veranlasst habe.»
- 38 Gemeint ist das ehemalige St.-Antonius-Krankenhaus in der Köpenicker Allee 37-39.
- 39 Franz Dahlem (1892-1981), ab 1928 Mitglied des Politbüros der KPD und Mitglied des Reichstages, Emigration nach Frankreich, 1939 bis 1945 im KZ; 1945 bis 1953 im Politbüro der SED Gegenspieler Ulbrichts, 1954 ausgeschlossen, 1956 «rehabilitiert», aber ohne wieder politischen Einfluss zu erlangen.

ERICA WALLACH

Ein Grab voller Erinnerungen

Erica Wallach (1922-1993) war die Pflege-tochter des als «Agent» verhafteten US-Amerikaners Noel Field und sass von August 1951 bis September 1952 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

Der blaue BMW stand vor einem zweistöckigen Gebäude, das ich noch nie gesehen hatte. Aber *Bonzo*¹, der Gefängnischef, der von *Nasenbohrer* meine Papiere übernahm, und *Bademeister* waren mir aus den guten alten Zeiten in der Schumannstrasse² bekannt. Wie seltsam. Merkwürdig war es auch, dass ich die Umgebung sehen durfte; das war bisher noch nie geschehen. Es gab nur eine Erklärung: Ich befand mich nur in einer Durchgangsstelle. Wahrscheinlich hielt man mich hier ein paar Stunden fest, vielleicht auch einen Teil der Nacht, um mich dann, unter dem Schutz der Dunkelheit, an mein Ziel, die Endstation meines Lebens, zu bringen.

Bonzo befahl, mich hineinzuführen, und ging voraus. Wir betraten das Erdgeschoss des Gebäudes, das verschiedene kleine Büros und einige Zellen zu enthalten schien. Mir wurde Zelle Nr. 4 zugewiesen, die Handschellen wurden mir abgenommen, und man liess mich allein. Ich inspizierte mein neues Quartier. Was ich sah, bestätigte meinen Verdacht; diese Zelle war nicht für mich bestimmt, höchstens zu einem kurzen Aufenthalt; sie war viel zu vornehm für mich. Nummer 4 war ziemlich gross, die Decke sehr hoch: ein

Fenster über der Tür ging auf den Flur. Der Kübel war leicht und bequem. Es gab eine regelrechte Pritsche mit Matratze, Kopfkissen und Decke; die hellgrauen Wände des Raumes waren frisch getüncht.

Ich sass auf dem Bett, als die Tür aufgeschlossen wurde und *Bonzo* hereinkam. «Na», sagte er strahlend, «alte Bekannte, was? Willkommen daheim.»

«Warten Sie es ab. Ich weiss von nichts.»

«Ich weiss ganz genau, dass ich nicht hier bleibe. Wohin werde ich weitertransportiert?»

«Sie stellen zu viele Fragen. Wie geht's Ihnen? Sie sehen blendend aus. Hat man Sie gut dort behandelt?»

«Selbstverständlich. Wissen Sie denn nicht, dass alles Russische perfekt ist? Es war ein reines Sanatorium. Ich habe mich wunderbar erholt.»

«Sie meinen, deren Gefängnis ist besser als unseres?» *Bonzo* schien ehrlich interessiert.

«Kein Vergleich, einfach kein Vergleich», sagte ich lächelnd, «soll ich Ihnen mal erzählen ...» «Nein, nein. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie irgend etwas von Ihren eigenen Sachen brauchen.» «So weit ich weiss, habe ich keine eigenen Sachen. Aber wenn man meine Zahnbürste mitgeschickt hat, geben Sie sie mir, bitte.» «Zahnbürste? Die brauchen Sie hier nicht. Sie werden von uns eine erhalten.»

Nachdem *Bonzo* gegangen war, spazierte ich lange in meiner geräumigen Zelle herum und harpte der Dinge, die da kommen würden. Der Nachmittag verging, und schon war es Zeit fürs Abendessen. *Die Eule* brachte es mir; als er sah, wer sein neuer Schützling war, liess er fast die Schüssel fallen, und seine runden Augen wurden noch runder. Wie schön, bekannte Gesichter zu sehen; sie kamen mir wie richtige Freunde vor. Das Abendessen war hervorragend: eine dünne, undefinierbare Mehlsuppe und zwei Scheiben deutsches Brot, mit Margarine draufgekratzt! Wirklich, ein erstklassiges Mahl. Ich ass so langsam wie möglich. Vier weitere Stunden vergingen. Um zehn Uhr befahl *die Eule* mir, mich hinzulegen.

Um Mitternacht weckte mich ein Faustschlag an die Tür. Mit der Resignation der Erfahrung sprang ich aus dem Bett. «Nein, nein», rief die Stimme *der Eule*, «gehen Sie schlafen. Halten Sie nur die Hände über der Decke, damit wir sie sehen können.» Noch eine Galgenfrist. Ich nutzte sofort die Gelegenheit aus und schlief fest bis zum nächsten Morgen.

Meinen Tageslauf begann ich, indem ich den Kübel vor die Zelle stellte, nachdem ich ihn genau nach Spuren früherer Zellenbewohner untersucht hatte – ich fand keine. Dann wusch ich mich mit einem Stück Seife in einer Waschschiüssel – ein ganz ungewohnter Luxus –, die mir *Ackergaul*, ein neuer Offizier, gebracht hatte. *Ackergaul* war in den Vierzigern, gross und vierschrötig, hatte derbe Knochen und enorme, abstehende rote Ohren. Er reichte mir sogar einen Kamm. Als ich ihm schliesslich die Utensilien zurückgab, fühlte ich mich sauber und menschlich.

Ich brauchte nicht lange auf das Frühstück zu warten – es bestand aus zwei Scheiben Margarinebrot und einer Schale Kaffee-Ersatz, der, ich konnte es kaum glauben, mit richtigem Zucker gesüsst war. Der Zucker hatte sich auf dem Boden der Schüssel gesetzt. Das war einfach noch nicht dagewesen. Aufgeregt überlegte ich, wie ich ihn am besten verwerten konnte. Ich kam auf eine grossartige Idee. Wenn ich die lauwarmer Brühe ganz vorsichtig abtrank, ohne den Blechnapf zu schütteln, hatte ich auf dem Boden fast einen Esslöffel nassen Zuckers, den ich mit dem Brot aufnehmen konnte. Es schmeckte genau wie Honig, und es gelang mir, den Genuss aussergewöhnlich lange auszudehnen. Das Mittagessen bestand aus einer Schale voll Pellkartoffeln – eine Delikatesse der deutschen Küche, die von einem Feinschmecker wie mir sehr geschätzt wurde. Am Abend erhielt ich das gleiche wie tags zuvor, und ich begann mich an das neue, unglaublich gute Leben zu gewöhnen. Etwa um neun Uhr abends öffnete *Drecksack*, ein junger, schmutziger Lummel, die Tür: «Mitkommen.» Es ging endlich zu meinem Bestimmungsort.

Wir gingen durch zwei gut bewachte Eisentüren einige Stufen hinunter durch eine weitere Tür, dann kamen noch ein paar Stufen – und ich befand mich in bekannter Umgebung: graue Wände, end-

lose Korridore mit nummerierten Türen an jeder Seite, rote Läufer, die auf dem grauen Zementboden entlang den Wänden ausgelegt waren, und auf den Läufern die auf und ab schleichenden Gestalten, die wie Diebe durch die Spione schauten – blau uniformierte Volkspolizisten, in Filzpantoffeln. Wie ich durch Klopfen von meinen Zellennachbarn erfuhr, war das Gefängnis von Hohenschönhausen vom deutschen Staatssicherheitsdienst als Hauptquartier übernommen worden, als das Gebäude in der Schumannstrasse zu klein geworden war. Als ich damals in die Schumannstrasse gebracht wurde, bestand die Deutsche Demokratische Republik erst sehr kurze Zeit und machte gerade ihre ersten, zögernden Schritte, während die russische Besatzungsmacht die Funktion des Kindermädchens übernahm. Damals befand sich unter dem Gefängnispersonal eine grosse Zahl überzeugter, ehrlich bemühter Deutscher, Leute, die unter den Nazis gelitten hatten und fest entschlossen waren, ihre Feinde niemals so zu behandeln, wie sie von der Gestapo behandelt worden waren. Als ich kam, stand das Gefängnis fast leer; absichtlich hatte man als Schliessler ausnahmslos ehemalige Konzentrationslager-Häftlinge ausgewählt, die eine unangenehme Aufgabe auf anständige Art lösen wollten. «Die Arbeit muss gemacht werden», hatte *Brille* einmal gesagt, «und wir machen sie lieber selbst, statt sie jungen, unerfahrenen Lümmeln zu überlassen, die sich an verteidigungslosen Gefangenen vergreifen. Wir wissen, wie schlimm es ist, hinter Gittern zu sein; es ist, auch ohne Greuelthaten, schlimm genug. Wir wollen unser neues Deutschland auf Gerechtigkeit und Humanismus aufbauen.» Ich weiss, dass es ihm ernst war, und alle seine Kollegen empfanden genauso; ich glaube sogar, dass *Kümmel* und seine alte Offiziersgarde es ehrlich meinten; ihre Aufgabe wuchs ihnen über den Kopf. Entweder gab es zu viele Staatsfeinde, oder die Russen waren mit den Ergebnissen der neuen deutschen Methoden nicht zufrieden. Jedenfalls wurden die *Dackel* und *Brillen* sehr bald durch jene ersetzt, die *Brille* zu Recht gefürchtet hatte: die jungen, unerfahrenen Männer, die im nationalsozialistischen Sinn erzogen worden waren, die menschliches Benehmen

und Anstand missachteten, ihre eigenen Zwecke verfolgten und nur zu glücklich waren, ihre neu erworbene Macht an Geschöpfen auslassen zu können, die noch tiefer standen als sie selbst.

Hohenschönhausen war ein typisches Beispiel für diesen Wandel. Der Keller war enorm gross, sauber und zweckmässig. Die Mauern, die die Gänge voneinander trennten, waren so dick, dass sie, Rückwand an Rückwand, je zwei fensterlose Zellen aufnehmen konnten, die an drei Seiten von starken Wänden umgeben waren. Eine Totenstille herrschte in dem Keller. Die meisten der zahlreichen Uniformierten stammten aus der neuen Schule. Die einzigen der alten Garde, die ich je wiedersah, waren *Bademeister*, der sich in einen schweigsamen, mürrischen Felsen verwandelt hatte, *die Eule* und *Bonzo*, der Gefängnischef.

Meine Freude war unbeschreiblich, als ich in Zelle Nummer 61 eingewiesen wurde. Sie war so trist, dass sie wohl mein Dauerquartier werden würde. Meine Furcht, nach Russland geschickt zu werden, verschwand. Ich war in einem deutschen Gefängnis, tief im Keller begraben; ich fühlte mich sicher. Nummer 61 war ein vier-eckiges Loch, ein Meter sechzig im Quadrat – ich konnte das feststellen, da ich ein Meter siebenundsechzig gross bin, mich aber nie in meiner ganzen Länge ausstrecken konnte. Die Decke war so niedrig, dass ich sie mit den Fingern zu erreichen vermochte; an beiden Seiten der Zelle waren Holzkisten eingebaut, die als Betten dienten. Zum Gehen blieb daher lediglich ein kleines längliches Quadrat in der Mitte, das zwischen Wand und Tür genau einen Schritt in der Breite und zwei Schritte in der Länge mass. Ich entdeckte, dass ich drei kleine Schritte daraus machen konnte, wenn ich diagonal von einer Ecke der Zelle in die andere lief, wobei ich die Ecken wechselte, um nicht schief zu werden. Hinten an der Wand, in der Mitte der Zelle, stand der unumgängliche Kübel. Es gab keine Ecke, in der man ihn verstecken konnte. Ich sass auf ihm wie auf einem Präsentierteller. Aber wenn ich ihn brauchte, zog ich ihn bis an die Tür, so dass die Posten nichts anderes sahen als mein Gesicht. Wenn sie sich vom Schreck erholt und sich ausgebrüllt hatten, war ich auch fertig. In Nummer 61 hauste ich über ein Jahr. Ich schwitzte darin im Sommer und fror im Winter. Da der Raum

so klein war und fast keine Luft hereinströmte, wurde es im Sommer so drückend, dass mir, selbst wenn ich völlig still sass, am ganzen Körper der Schweiß herunterlief. Manchmal glaubte ich, ersticken zu müssen.

Wenn es kälter und kälter wurde – Heizung gab es nur auf den Gängen –, konnten mich selbst die wildesten Turnübungen, die natürlich verboten waren, nicht erwärmen. Aber ich liebte mein Heim, und als ich aus unbekanntem Gründen für ein paar Tage in eine grosse, helle Zelle verlegt wurde, durch deren Fenster der blaue Himmel hereinschaute, kam ich völlig herunter; ich konnte den blauen Himmel und die frische Luft der Freiheit nicht mehr ertragen, bekam einen scheusslichen Hexenschuss und lebte erst wieder auf, als man mich in meinen geliebten sicheren Hafen – Zelle Nummer 61 – zurückbrachte.

In diesem einen Jahr, das eine Ewigkeit währte, lebte ich ein erfülltes, fast ein reiches Leben. Zaghafte Bekanntschaften angeknüpft: Es entwickelten sich Freundschaften, selbst Liebesaffären – und alles durch die dicken Gefängnismauern hindurch. Um mein seelisches Gleichgewicht aufrechtzuerhalten, entwarf ich ein strenges Tagesprogramm, das ich gewissenhaft einhielt. Mittlerweile hatte ich gelernt, die Zeit fast genau zu schätzen, und ich hielt mich exakt an meinen Stundenplan, von den zehn Minuten Gymnastik am Morgen bis zum Bücher- und Gedichteschreiben – im Kopf natürlich nur – am Abend. Ich zwang mich, alles Wissen, was ich je in mich aufgenommen hatte, zu überprüfen, und ging wieder in die Schule. Jeweils eine halbe Stunde hatte ich Unterricht in Französisch, Englisch, Latein, Geschichte, Geographie, Literatur, Algebra, Kunstgeschichte und Musik. Es gelang mir, die acht Strophen von Goethes «Erlkönig» zusammenzustückeln, den ich zwar oft gehört, aber nie auswendig gelernt hatte. Ich brauchte ein ganzes Jahr dazu; fast genauso lange dauerte es, bis ich alle Staaten der Vereinigten Staaten zusammenhatte. Es war eine schwere Arbeit, denn mein Gehirn war untrainiert, ausserdem hatte ich keine Möglichkeit, irgend etwas nachzuschlagen oder meine mühsam erworbenen Kenntnisse schriftlich zu sammeln. Das musste in den tief

verborgenen Regionen meines Geistes geschehen. Ich war stets davon überzeugt gewesen, dass ich ein äusserst schlechtes Gedächtnis hatte. Nun stellte ich fest, dass es sich besser abrichten liess als ein junger Hund; es wurde sogar aussergewöhnlich gut. Ich machte im Gefängnis sechsendreissig Gedichte, die ich Jahre später ohne Zögern niederschreiben konnte. Und als der Medizinstudent neben mir ein vierstrophiges Gedicht durchklopfte, das er mir gewidmet hatte, konnte ich es ihm am nächsten Tag Wort für Wort wiederholen. Ich vergass nie das Datum oder den Wochentag.

Zur Entspannung stellte ich Speisezettel für eine Woche in der Freiheit auf – aber immer nur kurz vor der Essenszeit – und entwarf Kleider. Dabei hasste ich das Kochen, hatte in meinem Leben noch kein Kleid gemacht und nie einen Küchenzettel aufgestellt, der weiter als bis zur nächsten Mahlzeit reichte. Hier war es plötzlich ein Vergnügen. Ich komponierte Lieder für meine Kinder, und ich spielte Schach.

Die einzige Habe, die ich mit in die Zelle nehmen durfte, war mein winziges und inzwischen hauchdünn gewordenes Taschentuch. Es diente als Waschlappen, Verbandmull, Zahnbürste sowie auch als Taschentuch – und als Schachbrett. Ich hatte kreuzweise Fäden herausgezogen, um die kaum sichtbaren Vierecke darauf zu machen. Aus diesen Fäden machte ich die weissen Schachfiguren, aus grauen Fäden, die aus meinem Rock stammten, die schwarzen; kleine Kugeln waren die Bauern, grössere die Königinnen, ganz grosse die Könige, flache Kugeln stellten die Türme, gerade Fäden die Läufer und Schleifen die Springer dar. Das Ganze war so klein, dass ich es leicht hinter meinem Knie vor dem spähenden Auge des Postens verstecken konnte; die Figuren klebten auf dem Schachbrett, und wenn die Tür plötzlich geöffnet wurde, konnte ich rasch das ganze Spiel mit den Figuren darin in meiner Hand zusammenknüllen, und eine Inspektion förderte nur ein harmloses Taschentuch zutage. Ich spielte stundenlang mit mir selbst. Ein Spiel dauerte sogar oft tagelang; ich sass auf meiner Pritsche, das Gesicht zur Tür gewandt, ein Knie angezogen, und bewegte die Figuren mit der rechten Hand. Liess eine Bewegung am Spion nur die leiseste Ge-

fahr ahnen, kratzte ich mich am Knie. Mein Spiel wurde nie entdeckt. Für jede halbe Stunde sitzen lief ich eine halbe Stunde in der Zelle herum – drei Schritte hin, drei zurück.

«Wohin?» fragte *Ackergaul*. Nur Offiziere durften mit uns sprechen.

«Heim», antwortete ich, ohne meinen Spaziergang zu unterbrechen.

Was mir die Wirklichkeit nicht bieten konnte, entnahm ich der Erinnerung. In den Jahren hinter Gittern zog mein ganzes Leben an mir vorbei, jede Einzelheit. Wie wunderbar, dass ich eine so glückliche Kindheit gehabt, eine solche Fülle interessanter Erfahrungen gemacht, solchen Überfluss an all den Schönheiten, die das Leben bieten kann, genossen hatte.

Der Mangel an Schönheit hier – Musik, ein angenehmer Duft, etwas Hübsches zum Anschauen – war manchmal schwerer zu ertragen als Einsamkeit, Mangel an Liebe und der Verlust der Freiheit. In dieser Hinsicht war Nummer 61 besonders arm. Die Wände wiesen weder Flecken noch Unebenheiten auf, die mir ein Gemälde vortäuschen konnten wie das, das ich in Nummer 7 in der Schumannstrasse gehabt hatte – eine erstklassige Kopie des Engels im Vordergrund von Leonardos³ «Madonna in der Grotte», die sich aus einer Kombination von Flecken und rauen Stellen zusammensetzte. Ich wäre fast gestorben, als ich sie zurücklassen musste. Auch Karlshorst⁴ besass eine Fülle von Porträts und Landschaften und, wegen des braunen Holzes, sogar Ölgemälde. Nummer 61 besass nichts. Höchstens mit halbgeschlossenen Augen konnte ich einige abstrakte Skizzen aus dem Schwarz und Grau des Kübels machen. Sonst war alles, selbst der Posten, der mir das Essen reichte oder mich zum Verhör brachte, grau, muffig und hässlich. Deshalb schrieb ich meine eigene Lyrik und vertonte sie; ich malte Bilder in schillernden Farben – im Geiste. In allen drei Kunstformen war ich gleich unbegabt, aber ich war überzeugt davon, dass ich Meisterwerke geschaffen hätte, wenn man mir ein Klavier, Bleistift und Papier, Pinsel und Farben gegeben hätte. Ich entwickelte sogar eine Stimme. Aus irgendeinem seltsamen Grund, vielleicht wegen eines eigenartigen Hustens tief in meiner Brust, der in Nummer 61 be-

gann und nie verschwand, war meine Stimme sehr tief geworden, wie ein Bariton, und wenn ich mit grösster Lautstärke Negerspirituals sang, bis man mich zwangsweise unterbrach, hörte ich in mir Paul Robeson, wie er in unserem Hospital in Spanien unten in der Halle gestanden hatte, gross und schön, und zu uns, den Verwundeten und mir, mit seiner gewaltigen, erschütternden Stimme heraufsang.

Es war eine meiner schwierigsten, aber auch befriedigendsten Beschäftigungen, aus den Tiefen meiner Erinnerung die Musik zu rekonstruieren, die ich gehört hatte, wenn ich oft auch nur Bruchstücke der verschiedenen Symphonien, Concertos und Suiten zusammenbringen konnte. Manchmal arbeitete ich systematisch an einer Beethoven-Symphonie nach der anderen, an Bachs sechs Suiten für Cello, an allem, was ich je gehört und geliebt hatte. Ich brauchte oft Monate, um die einleitenden Takte der einzelnen Werke zu finden; viele fand ich nie. Manchmal hörte ich im Geiste Musik, die ich dann erst einmal einordnen und in der Erinnerung behalten musste, bis ich entdeckte, wo sie hingehörte. Als ein ganzer Satz aus Mozarts Kleiner Nachtmusik in meinem Inneren erklang, war ich überglücklich.

Meine Nächte verbrachte ich oben, überraschenderweise zunächst mit *Nasenbohrer*. Seine Methode und sogar sein Charakter schienen sich verändert zu haben: Er bohrte viel weniger, war gesprächig und ziemlich freundlich und begann, mehr oder weniger normale Protokolle der Verhöre zu schreiben. Es wurde allerdings nicht viel geschrieben. Wir zankten uns ständig über Worte, ihre politische Bedeutung, über Lenins Doktrin, verglichen mit der Stalins, über den Antisemitismus in der Sowjetunion, verglichen mit dem Nazi-Deutschlands, und über die Stellung der Neger und anderer Minderheiten in den Vereinigten Staaten. Wir hatten interessante, oft auch heftige Diskussionen, und ich langweilte mich bei ihm nicht. Aber nach einer Woche stellte er mich eines Nachts seinem Nachfolger vor, einem unscheinbaren, schwächlichen, dunklen Mann von etwa achtunddreissig Jahren mit kümmerlichem schwarzem Haar und einem fehlenden Vorderzahn.

«Geben Sie acht, Erica. Er wird Sie so behandeln, wie es Ihr Verhalten erfordert. Er ist ein sehr gerechter Mann und sehr geduldig – weit geduldiger als ich, obwohl ich bezweifle, dass er sich auf Ihre sinnlosen Haarspaltereien und Ihre Vorliebe für abschweifende Debatten einlassen wird. Er ist auch strenger, als ich es war, und er wird diesen endlosen Fall abschliessen. Viel Glück und auf Wiedersehen.»

Zähnchen sah nicht sehr vielversprechend aus; er schien schwerfällig und langweilig zu sein, und seine Deutschkenntnisse waren mager. Er kam jedoch ohne Dolmetscher aus und arbeitete mit mir die nächsten zehn oder elf Monate hindurch jede Nacht, ausser sonntags, von neun Uhr abends bis zwei oder drei Uhr morgens. Er war in der Tat sehr geduldig und entsetzlich langsam. Er sass hinter seinem Schreibtisch und versuchte, seine Fragen in deutsch zu formulieren, übersetzte sie und meine Antworten dann ins Russische, um sie niederzuschreiben. Immer wieder zerriss er die so qualvoll mit der Hand beschriebenen Seiten – er schrieb manchmal eine Seite fünfmal –, da er nicht mehr als drei Fehler auf einer Seite haben durfte, wie er mir erklärte. Ich sass und zappelte, während er in die Luft schaute, ein Wort schrieb, es wieder ausstrich. Oft gelangte er fast bis ans Ende der Seite, und ich hielt den Atem an, nur um ihn seufzen und mit verlegenem Blick auf mich sagen zu hören: «Nicht gut. Wieder schreiben.»

Was während der Nacht geschrieben wurde, musste von mir unterzeichnet werden, auch wenn es nur eine halbe Seite war. Am Ende einer jeden Sitzung las er daher sein Kunstwerk sehr langsam durch, zögerte einen Moment – er wollte anscheinend niemanden stören – und bat dann schüchtern und höflich per Telephon um einen Dolmetscher. Meist kam Nadja, die Schönheitskönigin, und mit ihr eine Wolke billigen Parfüms. Sie war mir höchst willkommen, denn sie brachte eine Vision von Farbe und Schönheit in die relativen Werte meiner trübseligen Welt. Nadja war sehr jung, hatte eine schöne Haut, hübsche braune Augen und knallrote Lippen. Sie wechselte ständig die Frisur ihrer braunen Haare, wobei jede ihr gleich schlecht stand. Sie kleidete sich in den leuchtendsten Farben,

die ich je bei Russen gesehen habe: feuerrote und preussisch-blaue handgestrickte Kleider, die das bedenkliche Gleichgewicht ihres enormen Vorder- und Hinterteils in voller Pracht zur Geltung brachten. Ihre selbstsichere und gerade Haltung verriet die Sicherheit einer Frau, die ihre Anziehungskraft auf Männer kannte. Ihre strammen Beine steckten in Nylonstrümpfen und Schuhen mit altmodisch hohen Absätzen. Nadjas hervorstechendstes Schönheitsattribut war jedoch ein glänzender goldener Vorderzahn. Sie war sehr stolz darauf und liebte es, ihn bei einem charmanten Lächeln aufblitzen zu lassen.

Es war mir sehr unangenehm, etwas zu kritisieren, das mit soviel Schweiss und unter Qualen geschrieben worden war. Ausserdem war ich dann schon todmüde. Dennoch konnte ich die Dummheiten, die *Zähnchen* verzapft hatte, nicht unterschreiben. Die Protokolle beschäftigten sich mit dem ganzen politischen und privaten Leben einer Meisterspionin – «Mata Hari war, im Vergleich zu Ihnen, eine Dilettantin», versicherte mir *Zähnchen* –, von der Geburt des Wunderkindes bis zum Tage des Jüngsten Gerichts. Die Tatsachen wurden von mir geliefert; die Auslegung besorgte *Zähnchen*. Ich stritt und argumentierte, weigerte mich zu unterschreiben, formulierte ihm ganze Sätze neu; aber es war, als spräche ich an die Wand. Sein Mangel an Verständnis, seine Unwissenheit, sein echter Kummer darüber, dass er es wieder umschreiben musste, besiegten mich. Trotz seiner begrenzten geistigen Fähigkeiten war er schlau und vorsichtig; er war absolut bereit, über einen unwichtigen Punkt zu diskutieren, aber er war taub, wenn Grundsätzliches berührt wurde. Für ihn war der Fall klar: Ich war eine amerikanische Spionin und eine antikommunistische Agitatorin. Unter dieser Voraussetzung war er bereit, zu verhandeln; eine andere existierte für ihn nicht. Manchmal gab ich klein bei; oft blieb ich starrköpfig und weigerte mich zu unterzeichnen. Dann wusste *Zähnchen* nicht, was er tun sollte, und da er mich anscheinend weder schlagen noch auf andere Weise bestrafen konnte, blieb ihm nichts weiter übrig, als mich zu höheren Stellen zu schicken. So traf ich einen alten Be-

kannten wieder, *Iwan den Schrecklichen*. Aber ich hatte das Gefühl, dass auch er kein Interesse mehr an mir hatte.

Eines Nachts fragte ich *Zähnnchen*, was das alles bedeute; war ich nun in deutschem oder in russischem Gewahrsam? «Sie in deutsche Gefängnis, nein? So, Sie in deutsche Hände. Russen nur helfen deutsche Freunde.» «Werde ich je vor Gericht gestellt? Ich habe jetzt über ein Jahr gesessen.» «Keine Angst. Sie werden haben Gericht. Grosse deutsche Prozess, bald.»

Dreieinhalb Monate sass ich, ohne den geringsten Kontakt mit meinen Nachbarn, in meiner Zelle. Die zwei angrenzenden Zellen waren leer, und die Zelle hinter mir antwortete nicht; wahrscheinlich kannten die Bewohner das System nicht. Es war eine lange Periode totaler Isolation; kein Laut von der Aussenwelt drang durch die dicken Mauern. Die einzigen Geräusche, die ich hörte, waren das tierische Brüllen eines Mannes, der eines Nachts tobsüchtig wurde, und der Lärm einer Frau, die ein paar Zellen von mir entfernt war und die Posten zur Weissglut brachte. Jede Nacht wurde an ihre Tür geschlagen: «Arme raus!» Sie rief immer mit hoher, hysterischer Stimme zurück: «Ungeheuer! Die quälen einen hier zu Tode, lassen einen nicht mal schlafen. Verbrecher, das seid ihr!» «Ruhe! Arme raus!» «Nein, es ist zu kalt!» «Wir nehmen die Decke weg.» «Brutale, unmenschliche Biester! Nein, nein!» «Gehen.»

Und sie marschierte in ihrer Zelle herum und sang aus voller Lunge mit ihrer hohen brüchigen Stimme «Freude, schöner Götterfunken ...», Schillers Ode an die Freude und die Freiheit des Lebens, die Beethoven in seiner Neunten Symphonie vertonte. Es klang so komisch, dass ich immer lachen musste. Daraufhin wurde sie mit einem Eimer kalten Wassers übergossen; sie gurgelte, spuckte, schrie nach mehr und stimmte ihre Hymne an. Wenn die Posten sie nicht zur Ruhe bringen konnten, wurde sie für kurze Zeit entfernt. Aber sie kam wieder, und ab und zu hörte ich sie über etwas klagen oder ihr ewiges Lied singen.

Abgesehen davon verlief alles ruhig und gelassen. Hinter diesen dicken Mauern gab es menschliche Wesen, menschliche Dramen, Tragödien. Aber jede Zelle lebte mit ihren eigenen Sorgen und Pro-

blemen und wusste nichts von dem Schicksal der Menschenmasse, die schweigend um sie herum litt. Kameraden in Unglück. Aber Kameraden? Was hatte ich mit den SS-Offizieren gemeinsam, die während des Hitler-Regimes die abscheulichsten Verbrechen begangen hatten? Oder mit den Schwarzhändlern, den Opportunisten, den Profitgeiern? Vielleicht gab es wirklich etwas, aber ich wusste nicht, was. In diesen stillen Monaten arbeitete ich schwer, aber meine Arbeit wurde auch von Erfolg gekrönt. Mein Geist schärfte sich merklich, und mein Körper war, in Anbetracht des Mangels an Luft und Bewegung, recht gut in Ordnung. Ich war nicht gerade bester Laune, aber wenigstens ausgeglichen. Monatelang hatte ich mich gezwungen, nicht an meine Kinder zu denken – ich rief mir nicht einmal ihre Namen ins Gedächtnis oder dachte darüber nach, ob mein Sohn am Leben war oder nicht –, daher konnte ich es mir jetzt erlauben, in kurzen Entspannungspausen Erwägungen über ihre Zukunft anzustellen, ohne bei dem blossen Gedanken daran gleich in Tränen auszubrechen. Ich war sehr stolz auf das, was ich erreicht hatte, und hielt meinen Kopf hoch, um zumindest mir selbst zu beweisen, dass ich noch nicht niedergeschmettert war.

Viele Monate hindurch wurde ich von beängstigenden Hustenanfällen geplagt, die selbst die Posten beunruhigten. Als der Sanitäter wieder mit einem Löffel Medizin erschien, warf ich ihn mit der grössten Arroganz hinaus. «Ich brauche Ihre Heuchelei nicht! Sie haben alles in Ihrer Macht Stehende getan, um mich in diesen Zustand zu versetzen. Jetzt haben Sie's geschafft, gehen Sie.» Es war nicht seine Schuld; das wusste ich. Aber im Winter, als mir nach einem Spaziergang im Schnee in meinen zerrissenen Sandalen die Füße aufgebroschen waren, kam er, um nachzuschauen, warum ich mein Taschentuch um meinen Fuss gebunden hatte. Da ich nur diesen einen Lappen hatte, musste ich ihn stets von einem Fuss zum anderen wechselnde nachdem, welcher mehr blutete. Damals hatte er nicht das Geringste dagegen getan. Im heissesten Sommermonat jedoch wurden mir meine Sandalen und mein Rock weggenommen, weil sie zu zerlumpt aussahen. Die seidene Bluse hatte sich schon längst aufgelöst und war durch ein graues Gefängnishemd

ersetzt worden. Nun gab man mir ein Paar dicke Männerhosen und Filzstiefel mit dicken Holzsohlen. Ich musste erst wieder gehen lernen, aber trotzdem fuhr ich mit meinen nützlichen Übungen fort. In den seltenen Fällen, wenn man mich zum Spaziergang herausliess, rannte ich im Laufschrift die gesamten fünfzehn Minuten auf dem gepflasterten Hof herum. Eigentlich war das Laufen auf den Höfen verboten. Aber nur zwei der Posten untersagten es mir. Wenn ich mit den schweren Stiefeln zu laufen begann, schallte der Lärm natürlich durch sämtliche Höfe, und ich hörte oft, wie das leise Schlurfen vieler Füsse verduzt innehielt, wenn ich lostrampelte. Bald hatte ich Anhänger, und ich hörte später, dass ich im ganzen Gefängnis als «die Frau, die rennt» bekannt war.

In einem Zeitraum von mehr als zwölf Monaten durfte ich dreimal baden. Dabei war ich jedesmal mit einem Mann allein. *Bonzo*, der Gefängnischef, führte mich in einen grossen Kellerraum, in dem sich alle möglichen Maschinen, Schränke und ein Tisch befanden. Dahinter war der Dushraum, den man völlig überblicken konnte. «Ziehen Sie sich hier aus», sagte er und zeigte auf den Tisch, «und gehen Sie dort unter die Dusche.» Er wies auf die direkt ihm gegenüberliegende Dusche. Aber ich hatte etwas anderes entdeckt, etwas, was ich seit Beginn meines Gefängnislebens nicht mehr gesehen hatte. «Sie haben eine richtige Badewanne hier», rief ich voller Bewunderung. «Wie herrlich. Darf ich da bitte reinsteigen?»

«Nein, nein, Sie müssen sich duschen.» «Aber wozu haben Sie sie denn, wenn sie niemand benutzen darf?» «Sie ist für Kranke und Invaliden, die nicht unter der Dusche stehen können. Nur für Sonderfälle.» «Finden Sie nicht, dass ich ein Sonderfall bin?» «Nun ja, das stimmt. Sie sind schon ein Alteingesessener. Ich kenne Sie jetzt sicher über ein Jahr. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht mal eine Ausnahme machen soll. Aber sagen Sie's niemand.» (Ich fragte mich, wem ich es wohl hätte sagen können.) «Ziehen Sie sich jetzt aus, ich lasse das Wasser ein.»

Bonzo versorgte mich wie eine Mutter; er tauchte die Hand in das Wasser, sah, als ich einstieg, zu, um sich zu vergewissern, dass

es nicht zu heiss war, und erbot sich, mir den Rücken zu waschen, was ich ablehnte. Er erlaubte mir, mein Haar zu waschen und lange in dem warmen Bad herumzuplätschern; gleichzeitig erkundigte er sich nach den Bademöglichkeiten im russischen Gefängnis. Ich fühlte mich wohligh entspannt. Das Bad und die Unerhaltung mit einem Menschen – auch wenn er mein Kerkermeister war, gestieft und gespornt, und ich nur sein wehrloses, nacktes Opfer – gaben mir grossen Auftrieb. Schliesslich musste ich aus dem Wasser. «Um Zeit zu sparen, putze ich die Wanne, während Sie sich anziehen», sagte *Bonzo*. «Ich muss schliesslich viele andere baden.» Es hörte sich an, als müsse er lauter Säuglinge waschen. «Frauen?» fragte ich. «O nein», antwortete er, ohne zu überlegen, «heute ist Männerbadetag.»

Die Reihe der langweiligen, ermüdenden, vergeudeteten Nächte mit *Zähnchen* setzte sich fort.

Eines Tages bekam ich einen Nachbarn. Ich klopfte, sowie der Posten durch seinen und meinen Spion geschaut hatte und zur nächsten Zelle weitergegangen war. Zwei kurze Klopf-laute, dreimal wiederholt: «Ich will sprechen.» Dieselben Laute antworteten: «Ich höre.» «Name?» fragte ich. Ich klopfte langsam, da ich nicht wusste, ob er das System beherrschte. Es gab nichts Enttäuschendes, als ein mühsam buchstabiertes Wort wiederholen zu müssen. Wegen der Posten musste man sowieso alle paar Minuten unterbrechen. Mein neuer Gefährte war ein vollendeter Meister; er klopfte gleichmässig, sehr schnell und fast geräuschlos. Ich traute kaum meinen Ohren: «Graf Armin von der Aue. Deiner?» Ich zögerte nur eine Minute: «Ellen von Waldow. Wie lange hier?»

«Drei Wochen. Du?»

«Ein Jahr, einen Monat. Alter?» «Achtundzwanzig. Du?»

Ich hatte ein Jahr im Gefängnis verloren; warum sollte ich das mitzählen? «Achtundzwanzig. Woher?» «München. Du?»

«Frankreich. Beruf?» «Seiltänzer. Deiner?»

Ich wurde ärgerlich. Ich fand seine geschmacklosen Witze wirklich nicht amüsant. «Opernsängerin», klopfte ich.

«Sei bitte nicht böse, Ellen.» Sein Klopfen war beschwörend

und klang ehrlich. Das Pochen der Finger konnte genauso ausdrucksvoll sein wie eine Stimme. Sie können genauso gut modulieren, Ärger ausdrücken, Trauer, Zärtlichkeit, selbst Liebe. «Als du sagtest, du sässest ein Jahr und einen Monat, wusste ich, dass es eine Lüge war. Darum sagte ich das. Wie lange sitzt du?»

«Ein Jahr und einen Monat. Ehrlich.»

«Mein Gott, wie schrecklich. Wie kann einer das aushalten? Was ist dein Fall?»

«Angeblich Spionage. Deiner?»

«Kam das Grab meiner Mutter in Ostberlin besuchen.»

«Armer Junge. Du allein in Zelle?»

«Nein, Richard Koehler, Schwerin, Tischler, antikommunistische Tätigkeit. Ellen, wie siehst du aus?»

«Im 67, blonde Haare, blaue Augen. Du?»

«Im 73, blonde Haare, blaue Augen. Figur?» «Schlank mit Kartoffelbauch. Du?»

«Dürr. Du klingst hübsch. Möchte dich sehen.» «Behalte besser die Illusion.» «Du einsam?» «Ja.»

«Gehen wir heute Abend aus?» «Wohin?»

«Ich kenne eine tolle Kiste am Ku-Damm; gutes Essen, ausgezeichnete Wein, Tanzmusik. Wie gefällt dir das?»

«Grossartig. Aber ich erinnere mich gerade. Habe Rendezvous heute Abend. Bedaure.»

«Mit wem? Ich bringe ihn um.» «Zauberhafter Offizier. Ausländer.» «Bin eifersüchtig und gekränkt.»

«Gut. Warum essen wir nicht hier zusammen Abendbrot? Angenehmer Aufenthaltsort, gemütlich und Essen schmackhaft. Bin erst um neun verabredet.»

«Ellen, du bist goldrichtig. Ich mag dich. O.K. Essen hier. Viel bequemer. Und kein Problem, Taxi zu bekommen. Richard sagt, er beschafft Wein. Hat ganzen Kübel voll.»

«Widerliche Schweine.» «Vergib uns. Wir sind nicht mehr sehr vornehm. Es ist wunderbar, dass du neben uns sitzt. Vielleicht werden wir wieder menschlich.»

«Bin auch froh, euch zu haben.» Innerhalb kürzester Frist wurden der Graf – oder wer immer er war – und ich enge Freunde. Un-

ser Verbindungssystem war ausgezeichnet, ein Meisterstück der Zusammenarbeit. Wir verstanden einander fast ohne Worte. Der erste Buchstabe eines Wortes genügte oft, um den Rest erraten zu können, und die Sätze brauchten nicht beendet zu werden. Der andere «klopfte ab», sowie er verstanden hatte. Daher war es möglich, ganze Geschichten im Telegrammstil durch die Wand zu pochen. Unsere Verständigung klappte vorzüglich, und wir waren dabei so geschickt und wachsam, dass kein Posten je Verdacht schöpfte.

Heiligabend 1951. Mein zweites Weihnachten im Gefängnis. Der Keller war in Schweigen gehüllt. Keine Tür wurde geöffnet oder geschlossen; keine Stimme war zu hören. Die Atmosphäre war anders heute, es drohten keine Gefahren, keine nervöse Spannung vibrierte im Raum, es gab weder Ängste noch Hoffnungen. Nur die Schwere der Verzweiflung lastete auf uns. Jeder wusste, dass es Heiligabend war, dass nichts Gutes und nichts Böses in diesem gottverlassenen Loch geschehen würde, aber dass zu Hause – in der Welt der Lebenden – die Familien um den Weihnachtsbaum versammelt waren. Erinnerungen. Ein Riesengrab voll von Erinnerungen.

- 1 Den Häftlingen waren die Namen ihrer Bewacher und Vernehmer meist unbekannt. Viele gaben ihnen daher fiktive Namen, wie hier Erica Wallach.
- 2 Gemeint ist das Untersuchungsgefängnis des MfS in der Albrechtstrasse in Berlin-Mitte.
- 3 Gemeint ist Leonardo da Vinci.
- 4 Karlshorst: Sitz der zentralen sowjetischen Untersuchungsanstalt in Deutschland seit März 1951.

FRITZ SPERLING
«Opfere Dich für die Partei!»

Fritz Sperling (1911-1958) war stellvertretender KPD-Vorsitzender in Westdeutschland und sass von Februar 1951 bis Oktober 1953 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

Am Abend des 26. Februar 1951 führte mich Richard Stahlmann¹ vor das Krankenhaus, vor dem ein Auto wartete. In diesem Auto sassen drei Mitarbeiter der Staatssicherheit in Zivil. Richard Stahlmann machte die Tür des Autos auf, ich nahm Platz, er schlug hinter mir die Türe zu. Ich fragte ihn, ob er nicht mit zur Sitzung fahre. Er sagte, dass er mit seinem Auto nachkäme.

Die drei Mitarbeiter der Staatssicherheit lieferten mich im Spezialgefängnis der Staatssicherheit Spezialstelle ab. Ich wurde also von deutschen Organen verhaftet. Ich wurde von dem Leiter der Haftanstalt in eine Zelle gebracht, in der nur eine Holzpritsche und ein Kübel waren. Er erklärte mir, dass ich tagsüber nicht liegen dürfe. Dann zeigte er mir, wie ich liegen müsse. Ich durfte mich nicht vollständig zudecken. Die Arme mussten frei bleiben, das heisst, ich durfte den Oberkörper trotz meines kranken Herzens nicht bedecken. Das Hemd mit langen Ärmeln und den Pullover hatte man mir weggenommen, ich hatte nur ein ärmelloses leichtes Unterhemd an.

In der Nacht vom 26. Februar 1951 auf den 27. Februar 1951 erklärte mir Mielke, dass ich keine Fehler begangen hätte, sondern Verbrechen. Ich hätte Wühlarbeit gegen die Partei und gegen füh-

rende Genossen der Partei begangen. Ich soll das zugeben, denn ich käme nicht eher aus dem Gefängnis heraus, bis ich das zugegeben hätte. Ich erklärte ihm, dass ich nie in meinem Leben Verbrechen gegen die Partei und gegen einzelne Funktionäre der Partei begangen hätte, dass ich darum solche Aussagen, wie er es wünsche, nicht machen könne. Mielke erklärte mir hämisch, dass ich aus der Partei herausgeschmissen würde. Ich hätte aber eine Chance: «Die Partei erwartet, dass Du ihr hilfst. Mache darum diese Aussage.» Dieser Mensch appellierte also vom ersten Tage an raffiniert an meine Parteitreue; er legte mir gewissermassen nahe: «Opfere Dich für die Partei.» Von Februar 1951 bis Dezember 1952 wurde ich vorwiegend von sowjetischen Vernehmern vernommen. Bei einem gewissen Teil dieser Vernehmungen waren auch hohe deutsche Funktionäre anwesend.

Zeitweilig wurden für mich auf der Grundlage meiner ruinierten Gesundheit besonders harte Haftbedingungen geschaffen. Durch das schwere Leben in der Illegalität, durch Zuchthaus, Gefängnis und Lager, hatte ich mir in der Nazizeit ein schweres Herzleiden zugezogen. In der Nachkriegszeit hatte sich dieses Leiden durch anstrengende Arbeit sehr verschlechtert. Bei meiner Verhaftung Anfang 1951 war ich bereits Invalide infolge einer Herzmuskelverletzung. Jeder weiss, dass herzkrank Menschen viel liegen müssen. Obwohl ich aus dem Krankenhaus heraus verhaftet wurde, wurde mir lange Zeit die Liegeerlaubnis verweigert, etwa ein Dreivierteljahr lang. In dieser Zeit hatte ich wiederholt wochenlang Schlafentzug. Die bis zum November 1951 gemachten Verhöre, bei denen meistens keine Protokolle gemacht wurden (Weichmachungskur), wurden nachts durchgeführt. Laut Gefängnisordnung darf man in diesem Kellergefängnis nur zwischen abends 10 und morgens 6 Uhr schlafen. Zu den Verhören wurde ich gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr abends geholt. Die Verhöre dehnten sich meist bis in die Morgenstunden hin aus. Tagsüber durfte ich nicht schlafen. Mindestens alle zwei Minuten wurde Kontrolle gemacht, ob ich schlief. Wenn man aufgrund fürchterlicher Erschöpfung eingeschlafen war, wurde man nicht gerade sanft geweckt. Im Wieder-

holungsfalle gab es Matratzenentzug, zwangsweise stundenlanges Stehen und stundenlanges Hin- und Hergehen in der Zelle.

Ich befand mich in einer Zelle im Keller, die als Einrichtung nur eine Holzpritsche und einen Kübel hatte. Jeder, der in einem Gefängnis in einem kapitalistischen Lande war, weiss, wie dort die Zellen sind. Da gibt es wenigstens einen Tisch und einen Stuhl. In meiner Zelle aber hatte ich nur zwei Variationsmöglichkeiten: entweder hin- und herlaufen oder aber auf der Holzpritsche sitzen. Beim Sitzen durfte ich mich weder links noch rechts an die Wand anlehnen, auch durfte ich mich im Stehen mit dem Rücken nicht anlehnen, und dies alles bei einem schwer herzkranken Menschen. Die Erteilung der Liegeerlaubnis wurde nicht abhängig gemacht von meinem Gesundheitszustand, sondern davon, ob ich mich mit bestimmten Aussagen einverstanden erklärte. Das gleiche war der Fall bei der Aushändigung von Medikamenten. Auch diese Methode war ein Grund dafür, dass ich meine Fehler schliesslich als «Verbrechen» bezeichnen liess. Mir blieben nur zwei Möglichkeiten: entweder wie ein Tier zu krepieren oder aber am Leben zu bleiben, indem ich auf den gesunden Kern der Partei vertraute und auf den Tag, der kommen wird und kommen muss, an dem ich mich an den gesunden Kern der Partei wende, um alles aufzuklären.

Zeitweilig wurde ich im Mittelgang in einer ganz engen, niedrigen, ungeheizten Zelle ohne Fenster, ohne Frischluftzufuhr gefangengehalten. Für einen gesunden Menschen ist eine solche Zelle fast unerträglich, für einen herzkranken Menschen ist in einer solchen Zelle jede Minute eine furchtbar quälende Ewigkeit, die er in Atemnot verbringt.

Ich war fast drei Jahre in einer Zelle im Keller. Meiner Meinung nach wollte man mich in dieser Zeit zu einem Idioten machen. Ich habe in diesen ganzen Jahren nicht ein Buch bekommen – von einer Zeitung gar nicht zu reden. Ausser mit dem Vernehmer habe ich in diesen Jahren mit keinem einzigen Menschen gesprochen.

Ja, ich wurde auch geschlagen (zeitweilig). Ich wurde mit Fäusten geschlagen, ich wurde mit einem Vierkantenlineal aus Stahl ge-

schlagen. Bei einer Vernehmung wurde ich an den Tisch gesetzt. Der Chef der sowjetischen Vernehmerbrigade, welcher neben mir sass, schlug mir mit der flachen Hand in kurzen Intervallen an das kranke Herz, obwohl er wusste, dass ich zweimal einen Herzinfarkt hatte. Diese Tortur dauerte etwa zwei Stunden. In derselben Nacht wurde mir gegen Schienbeine getreten, mit den Fäusten auf den Kopf geschlagen, und es wurden mir Haare ausgerissen. Bei einer anderen Vernehmung, die ohne Zeugen durchgeführt wurde, wurde mir die Brille zerschlagen. Die Platinfassung der Brille wurde gestohlen. Bei anderen Einzelvernehmungen musste ich stundenlang stehen. Die Hände waren mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt, und ich musste das Gesicht zur Wand drehen. Zu den Vernehmungen wurde ich im Jahre 1951 bis 1952 überhaupt nur gefesselt geführt, obwohl keinerlei Fluchtmöglichkeit und keine Fluchtabsicht bestanden.

Am 9. September 1952 erlitt ich einen weiteren Herzinfarkt. Ich blieb über einen Monat ohne jegliche ärztliche Hilfe. Erst am 11. Oktober 1952 kam ein sowjetischer Arzt, der wie alle sowjetischen Ärzte, die ich kenne, sehr menschlich und sehr fein war. Er half mir dann. Er setzte durch, dass ich täglich etwa eine Stunde aus dem Keller an die Luft kam. Oft allerdings wurde dieses tägliche an die Luft Führen vergessen. Manchmal war es für einige Wochen unterbrochen. Leider konnte der sowjetische Arzt nicht erreichen, dass mir die intravenösen Injektionen von einem Arzt gemacht werden durften. Der Sanitäter musste sie machen; er hatte vorher noch nie intravenöse Injektionen gemacht und lernte es nun an mir, an einem durch Herzmuskelverletzung invaliden Menschen. Soviel ich weiss, ist es gesetzlich nicht gestattet, dass Laien intravenöse Injektionen machen. Erst vom Mai 1955 ab wurde ich dann – wenn auch in langen Abständen, so doch aber regelmässig – von einem deutschen Arzt behandelt. Die Behandlung beschränkte sich allerdings auf die Verordnung von Medikamenten.

Von Februar 1951 bis Februar 1954 wurde mir jegliche zahnärztliche Hilfe verweigert, also drei Jahre lang. Ich hatte die ganze Zeit über Schmerzen. Zeitweise ganz unerträgliche. Bei meiner Einlie-

ferung in das Kellergefängnis wurde mir auch die Brille weggenommen. Ohne Brille bin ich fast blind. Ich war ein Vierteljahr ohne Brille. Dann bekam ich monatelang die Brille nur zu den Vernehmungen und war auch in der Zelle ohne Brille.

Am 2. Januar 1955 wurde ich morgens – zum ersten Mal seit Jahren – in eine Zelle ausserhalb des Kellers gebracht, in der ein schwerkranker Mensch, der gewohnt ist, unter bescheidenen Umständen zu leben, das Notwendigste vorfand: ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl – und vor allem ein Fenster, durch das Luft hereinkam. Die erste Freude seit Jahren. Am Abend wurde ich wieder in den Keller gebracht. Ich war eine Viertelstunde in meiner Zelle, da ging die Türe auf. Der Leiter der Dienststelle, der noch nie in meiner Zelle war, trat ein. Ich fragte diesen Oberst nicht, warum ich wieder in den Keller gekommen war. Diesen Gefallen tat ich ihm nicht. Er sagte: «Warum machen Sie keine Aussagen über Ihre Agententätigkeit, Sie werden noch im Keller krepieren.»

Ich befand mich jahrelang in einer Art Wachtraum. Manchmal wusste ich nicht, ob ich nicht alles träume. Ich sagte mir oft: Es ist unmöglich, dass es in der DDR so etwas gibt. Ich sagte mir manchmal: Das, was du erlebst, ist sicher nur ein Träumen wegen der Erlebnisse in der faschistischen Vergangenheit. Das Zusammenwirken des schweren Herzleidens, der vollkommen gebrochenen körperlichen Widerstandskraft, die Zerrüttung der Nerven durch die Handlungen der Verbrecher brachten mich in diesen fürchterlichen geistigen Zustand.

In diesem Zustand tiefster Verzweiflung unterzeichnete ich Protokolle, in denen

- a) meine Fehler wahrheitswidrig als Verbrechen deklariert wurden;
- b) ein Teil meiner Aussagen entstellt und dadurch falsch und wahrheitswidrig wiedergegeben wurden und mich zum Verbrecher stempeln sollten;
- c) Aussagen, die ich zu Protokoll gab, nicht oder nur teilweise protokolliert wurden, wodurch ebenfalls ein falsches, wahrheitswidriges Gesamtbild entstand.

Am 18.3.1954 fand der Prozess gegen mich vor dem Obersten Gericht der DDR statt. Als ich im Kellergefängnis einen Herzinfarkt erlitt, war kein Krankenwagen da, um mich zum Arzt bzw. ins Krankenhaus zu fahren, denn der Leiter der Dienststelle, der bereits mehrfach erwähnte Oberst, hat jede diesbezügliche Hilfe verhindert. Als ich zum Gericht gebracht wurde, war interessanterweise für diesen Transport ein Krankenwagen vorhanden. Ich wurde gefesselt und musste mich auf die Bahre legen. Der Transport zum Obersten Gericht war als Krankentransport getarnt.

Das Gericht war an jenem Tag für den öffentlichen Verkehr geschlossen. Die Gänge waren mit Posten besetzt, kein Mensch, ausser den Posten, hat mich gesehen. Im Warteraum wurde mir gesagt, dass ich mich, falls sich die Tür öffnete, sofort mit dem Gesicht zur Wand stellen müsste, damit mich niemand erkenne. Der Prozess fand in einer Atmosphäre völliger Heimlichkeit statt. Hatte man kein gutes Gewissen?

Der Prozess dauerte knapp einen Tag, von morgens etwa 10 Uhr bis abends etwa 6 Uhr. Ich kann nicht umhin, die Verhandlung als eine Komödie zu bezeichnen, bei der ich gezwungen wurde, eine tragische Rolle mitzuspielen. Mittags wurde der Prozess unterbrochen, nachdem der Staatsanwalt dieselbe Anklageschrift vorgelesen hatte, von der ich ihm gesagt hatte, dass sie gefälschtes Material enthielt. Der Prozess wurde zwei Stunden unterbrochen, damit Gericht, Staatsanwalt und Protokollführer das Mittagessen einnehmen konnten und damit das Gericht über das gegen mich zu fällende Urteil beraten konnte.

Nach der Mittagspause verlas der Vorsitzende des Gerichts ein vielseitiges Urteil (ich erinnere mich an etwa zwölf mit Schreibmaschine getippte Seiten), wonach ich wegen Verbrechens gegen das Kontrollratsgesetz Nr. 10 und die Kontrollratsdirektive Nr. 38 als Kriegsverbrecher, Faschist, Spion, Parteifeind usw. zu sieben Jahren Zuchthaus und fünfzehn Jahren Sühnemassnahmen verurteilt wurde – wobei die Untersuchungshaft erst ab 17.4.1953 gerechnet wurde, weil ich zwei Jahre und zwei Monate ohne Haftbefehl in Haft war.

Ich weise an dieser Stelle nochmals darauf hin, dass ich aufgrund

eines Gesetzes verurteilt wurde, für angebliche Verbrechen, angeblich begangen zu einer Zeit, in der ich nachweisbar vom Feind verfolgt wurde, und zu einer Zeit, als dieses Gesetz noch gar nicht in Kraft war, weil es schlichtweg nicht existierte. Es wurde erst nach 1945 vom Alliierten Kontrollrat zu Berlin formuliert.

Des Weiteren weise ich an dieser Stelle darauf hin, dass es den fixesten Richtern und dem fixesten Gericht nicht möglich ist, in zwei oder drei Stunden zu Mittag zu essen und ein etwa zwölfseitiges Urteil in dieser Zeit zu formulieren. Es ergibt sich die Frage: Wo wurde dieses Urteil formuliert, wer hat dieses Urteil ausgearbeitet? Sollte ich mich irren und sollten die Richter aufgrund eines Auftrages nach bestimmten Richtlinien in dieser Weltrekordzeit das Urteil doch selbst in die Schreibmaschine diktieren haben, dann ist dies erst recht eine Verletzung der demokratischen Gesetzlichkeit, die sie dazu verpflichtet, alle Seiten zu sehen, gründlich zu beraten und dann gerecht zu entscheiden!

¹ Richard Stahlmann (1891-1974), vgl. Anm. 11 im Beitrag von Kurt Müller.

HORST FICHTER

Lebendig begraben

Horst Fichter (geb. 1928) wurde mit 23 Jahren wegen Kritik am SED-Regime verhaftet und war von Juni bis September 1952 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

Mit der «8», den Handschellen, gefesselt, kam ich in eine sehr, sehr winzige Einzelkabine in einer Minna (Polizeigefängniswagen). Ich konnte mich kaum rühren, kaum bewegen, die Luft war knapp, nur drei kleine Luftlöcher in der Tür. Die Knie stiessen dauernd an. Für einen grossen Zwei- bis Zweieinhalb-Zentner-Mann wäre diese Behausung katastrophal gewesen. Ich hörte durch die Tür und das Federn und Schliessen der einzelnen Minizellen innerhalb der Minna, dass mindestens vier Personen in den Kabinen sassen. Nach meiner Meinung waren noch vier bis fünf Stasi-Schergen zur Bewachung im Wagen. Dann rumpelten wir los, irgendwo dahin.

Nach zirka eineinhalb Stunden hielten wir an. Ich hörte ein Tor öffnen, nach einer Minute wieder ein Tor. Dann mussten wir einzeln aussteigen. Ich sah nur einen grossen Hof mit einer hohen Mauer. Eine Rampe, sah aus wie eine Molkerei, war noch zu sehen, davor ein Spalier von einem Dutzend uniformierter Stasi-Leute, wo ich durchmarschieren musste.

Es ging alles sehr schnell, ich kam gar nicht zum Denken und Schauen, da war ich im Gebäude drin, wo sich drei Zellen befanden. Wahrscheinlich waren das Eingangszeilen; denn ich musste mich nackt ausziehen, und meine Zivilklamotten wurden rausge-

holt. Dann kamen zwei Stasi-Heinis: «Die Arschbacken auseinander, los, bücken.» Vielleicht hatte ich dort ein «Maschinengewehr» versteckt. Ja, man könnte laut loslachen, trotz dieser bitteren Situation. «Mund auf. Arme hoch.» Eventuell war da eine «Handgranate» versteckt. Dann schmissen die mir alte, gebrauchte, dunkelblaue Vopo-Sachen¹ zum Anziehen in die Zelle. Nur die Kunststoff-Halbschuhe mit den Strümpfen durfte ich von meinem eigenen Zeug behalten.

Nach einer Stunde Wartezeit wurde ich herausgeholt und durch zwei Türen eine Treppe nach unten in einen langen Gang geführt. Hier waren lauter grün gestrichene Türen, der lange Gang war mit Teppichen ausgelegt, und es herrschte Grabesstille. Zuerst dachte ich, das wären Büroräume, dann sah ich erst, dass die «Türen» keine Drücker hatten: Zellen, Zellen und nochmals Zellen.

In Zelle 25 wurde ich reingesteckt. Dort sass schon einer drin mit einem Bart, blass, hohl in den Augenhöhlen, mit Vornamen Gerhard, etwa 26 Jahre alt. Der war froh, dass er Gesellschaft bekam, und ich war froh, dass ich nicht alleine in der Zelle war. Er sass schon drei Monate, hatte also schon «Erfahrung» in diesem Affenkasten, kannte den Ablauf dieses «Hotels» genau.

Seine Verlobte hatte die Stasi auch eingesperrt, beiden wurde Spionage vorgeworfen. «Spionage», weil Gerhard Besuch in seinem Heimatort Leipzig von seinem Vetter aus West-Berlin bekam und dieser Vetter angeblich Agent eines westlichen Geheimdienstes sei. Gerhard fiel aus allen Wolken, als die Vernehmer ihn und seine Verlobte als Spione vor Gericht bringen wollten. Überhaupt keine Beweise, nur an den Haaren herbeigezogene Phantasiebilder. Gerhard sollte dem russischen Militärgericht übergeben werden, und dann, meinte er, sind die Lichter aus: Der Russe verknackt jeden, ob schuldig oder unschuldig, meistens 25 Jahre Arbeitslager.

Ich selber rechnete auch mit mindestens 15 Jahren, es sei denn, ich komme vor ein russisches Tribunal, dann sind auch 25 Jahre fällig. Hoffentlich komme ich vor ein deutsches Gericht, kann aber auch sein, dass mein Fall abgetrennt wird.

Morgens um 6 Uhr rasselten die Schlüssel in den Zellschlössern; in dem Kellergewölbe ein Höllenlärm, also Wecken. Für drei Minuten wurde eine Schüssel mit Wasser zum Waschen reingereicht, dazu eine Zahnbürste mit Holzgriff und ein Chlorodontstein. Also ruck, zuck etwas frisch machen, denn im Nu wurde das Zeug wieder rausgeholt. Nur kein Zeitvertreib, euch kriegen wir schon klein.

Danach gab's «Frühstück»: eine Schnitte Mischbrot mit einem Klacks Marmelade fertiggeschmiert. (Messer und Gabel durften wir natürlich nicht haben.) Dazu gab es noch eine halbe Schüssel Muckefuck. Mittags meist Kohl oder Nudeln, ganz dünn, kein Fleisch, keine Fettaußen. Alle zehn Tage waren Pellkartoffeln mit einer Stippe dran: aber von den drei Pellkartoffeln war die Hälfte «mulschig» und verfault. Gepellt wurde mit dem Löffelstiel, die Schalen wurden, wenn nicht total verfault, mitgegessen.

Abends gab es eine etwas dickere Schnitte mit Margarine bestrichen, am Dienstag und Freitag, woch eine noble Geste, gab es immer ein Scheibchen Wurst dazu. Also Hunger morgens, Hunger mittags und Hunger am Abend. Ist es schon Wahnsinn, so hat es doch Methode, frei nach Shakespeare. Ja, das war bewusste Methode, die politischen Feinde kirre und gefügsam zu machen, psychisch und physisch zu zerstören. Durch Hunger, Schlafentzug, körperliche Züchtigungen, Tag- und Nachtverhöre, durch monatelanges Dahinvegetieren im Kellerloch ohne Fenster, durch Dunkelhaft und Stehkarzer, durch Schreib- und Besuchsverbot, das waren typische Stalin-Methoden: Von der Sowjetunion lernen, heisst Siegen lernen, von den deutschen Kommunisten wunderbar übernehmen, durchgeführt und die Vernehmungsdetails noch verfeinert.

Da es keinen Tisch in der Kellerzelle gab, sondern eine drei Meter breite Holzpritsche mit den Matratzen am Kopfende geschichtet, die zur «Nachtruhe» ausgebreitet werden durften, assen wir die Mahlzeiten sitzend auf dem Holz-Bettengestell. In der linken Ecke stand ein kleiner Kübel für die Notdurft. Ein Blatt – noch mal in Worten: ein Blatt – Toilettenpapier gab es am Tag und nichts weiter zum Waschen als morgens die Waschschiessel.

Rasiert wurden wir alle drei bis vier Wochen mit der Haarschneidemaschine, geduscht wurde alle zwanzig Tage. Dann gab es auch mal frische Unterwäsche. Trotzdem begann ich langsam zu stinken; denn den Unterkörper konnte ich weder morgens in drei Minuten noch nach dem Stuhlgang waschen.

Nach sechs Wochen hatte ich zwischen den Oberschenkeln Ausschlag bekommen. Ich hatte das zwar beim Duschen dem Stasi-Sani² gesagt. Jedoch keine Reaktion: «Das geht vom Duschen weg. Los, beeilen Sie sich, in eineinhalb Minuten drehe ich das Wasser ab.» Und so war es tatsächlich, kaum war man nass geworden, da war der Hahn zu. Ja, die «Kultura», die «Hygiene» wurde hier grossgeschrieben.

Die dicken Teppiche und Läufer vor den Zellen waren deshalb ausgelegt, damit man die Stasi-Posten, die alle ein bis zwei Minuten durch das Guckloch in der Zellentür schauen mussten, nicht hören sollte. Wenn so ein grosser, hagerer Stasi-Heini Dienst hatte, meldete der sich mit seinen knarrenden Stiefeln immer an. Was war das nur für ein Beruf, stundenlang, tagaus, tagein, durch so einen Türspion zu gucken, ob sich einer der Gefangenen aufgehängt, ob sich ein Häftling verbotenerweise hingelegt hat oder ob einer die «Freiheit» besitzt und eingeschlafen ist. Was haben diese erbärmlichen Aufpasser nur für ein geistiges Niveau, was denken diese Stasi-Parasiten, wenn sie diese gequälten, geschundenen Menschen sehen?!

Bei der Ankunft glaubte ich, wir wären in Potsdam, aber der Zellengenosse Gerhard sagte mir dann, dass wir uns in Berlin-Hohenschönhausen befinden. Nach acht Tagen wurde Gerhard aus der Zelle geholt, ich habe ihn nie mehr wiedergesehen. Jetzt war ich allein, also Einzelhaft.

Erst nach 14 Tagen wurde ich nachts zur ersten Vernehmung geholt, ich dachte schon, die haben mich vergessen und lassen mich nun erst mal im eigenen Saft schmoren. Die Einzelhaft ging nervlich ganz schön auf den «Senkel». Keine Abwechslung, keine Zeitung, kein Buch, kein nichts, mit niemandem sprechen, man döst vor sich hin. Kein Laut von draussen zu hören. Weder fernes Vogelgezwitscher ist zu vernehmen noch frische Luft zu spüren. Tag

und Nacht in diesem Grab. Tag und Nacht nur die Glühbirne, keine Nachricht von den Familienangehörigen, also lebendig begraben.

Beim Öffnen der Zellentür musste ich mich immer etwas links aufstellen: Ich war die Nummer 25/2, also Zelle 25, 2. Matratze. Und so wurde ich auch dann von den «Läufern», den Stasi-Leuten, die mich zum Vernehmer brachten, aufgerufen: «25/2 mitkommen», dann ging es zwei Gänge lang, zwei Treppen hoch, wieder ein langer Gang mit lauter Vernehmerzimmern.

In den Gängen waren an den Ecken Ampelanlagen installiert. Sowie Rot angezeigt war, musste ich in einer Mauernische mit dem Kopf zur Wand Aufstellung nehmen; denn da war ein anderer Mitgefangener mit seiner Stasi-Begleitung unterwegs. Keiner durfte den anderen sehen, erst bei Grün, wenn der Gang frei war, wurde ich weitergeführt. Im Vernehmungszimmer zwei Zivilisten, also ohne Uniform, aber alles Stasi-Offiziere. Ich musste in der Ecke auf einem Hocker Platz nehmen, Hände auf die Knie.

Dann begann der eine mit dem Verhör. «Mit welchen verbrecherischen Gruppen stehen Sie in Verbindung?» «Was für verbrecherische Gruppen? Ich weiss gar nicht, wen Sie damit meinen!» «Werden Sie nicht frech, Sie Schurke, Sie. Wir werden Ihnen noch diese Unverschämtheiten austreiben, darauf können Sie sich verlassen», der schrie los, als wenn er am Lattenzaun hängt. «Was für Spionage-Informationen haben Sie gesammelt?» «Zu welchem Zweck haben Sie diese Spionage betrieben?» «Wer hat von dieser verbrecherischen Tätigkeit alles Kenntnis?» «Mit welchen Dienststellen stehen Sie in West-Berlin In Verbindung?» «Wann wurden Sie dem Bandenführer Kalitzki vorgestellt?» «Welche Aufträge erhielten Sie sowie die anderen Bandenmitglieder vom Bandenführer Kalitzki?» «Von wem sollten die Waffen geliefert werden?» «Wann sollten diese Sprengaktionen stattfinden?» Die Fragen prasselten nur so herunter.

In all den Monaten wurden diese Fragen und ähnliche gestellt, mal milder, mal mit Schärfe, mit Drohungen, mit Stehkarzer. Zuerst hatte ich alles abgestritten, aber nach drei Wochen Tag- und

Nachtverhören klappte ich zusammen und gab einzelne von dem Vernehmte geforderte «Verbrechen» zu, die überhaupt nicht stattgefunden hatten. Nichts, aber auch gar nichts, ausser dem Verteilen von Flugblättern, entsprach der Wahrheit.

Immer wieder wurden mir die Lügen vorgehalten. Tag für Tag, Nacht für Nacht. Nach drei Monaten physischer und psychischer Folterungen, total mit den Nerven am Ende, unterschrieb ich alles, was mir die Vernehmer vorhielten. Das wollten sie, die Gefangenen fix und alle machen, windelweich gemacht, bekamen diese Schakale alle Unterschriften.

Nach Wochen und Monaten wollte man nur noch Ruhe haben, endlich schlafen können, abgeurteilt und ins Zuchthaus gebracht werden. Ich wusste ja anhand des Burianek-Prozesses³, dass ich die nächsten Jahre meine Familie und Freunde nicht wiedersehen werde, da ich viele Jahre in Zuchthäusern verbringen muss. Wie können diese Tyrannen einem nur solche schweren Anschuldigungen, solche Unwahrheiten unterschieben? Zwar eskalierte der Kalte Krieg immer mehr. Aber deshalb vielen Menschen die Freiheit nehmen, sie als Opfer bringen für eine verbrecherische Ideologie, für eine verlogene Idee, nur um an der Macht zu bleiben?! Was diese Stasi-Ratten mit diesen Menschen, mit uns, in den Kellern dieses «U-Boots» machten, diese Menschenverachtung, das sind Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

Unten in der Zelle bekam ich nach vier Wochen Einzelhaft einen anderen Häftling rein: Richard Kakuschke. Diplom-Ingenieur für Akustik und Be- und Entlüftung. Er war schon 53 Jahre alt, trug einen Oberlippenbart und machte einen sympathischen Eindruck. Sehr zierlich, klein von Wuchs, aber hochintelligent. Ich musste vorsichtig sein, wegen eingebauter «Wanzen» (Abhörgeräte) oder eingeschleuster Spitzel. Aber diesem Mann, der schon beim Schlüsselklappern zitterte und vor Schreck auf den «Topf» musste, nein, diesem Menschen traute ich so etwas nicht zu, und ich hatte recht, was sich nach Jahren bestätigte.

Richard hatte keine Kinder, war mit seiner Luise seit 27 Jahren verheiratet und machte sich riesige Sorgen um sie. Seine Luise, wer versorgte sie, wer kümmert sich um sie? Er war so verzweifelt, ich

versuchte ihn trotz meiner jungen Jahre immer wieder aufzumuntern, zu trösten, aufzurichten. Und das tollste: Richard hatte überhaupt nichts gemacht, sondern diesem Staat gedient als SED-Mitglied. Ich sagte auch zu ihm: «Richard, dir können sie nichts anhaben, dich müssen sie wieder rauslassen. Du kannst noch in diesem Jahr Äpfel und Birnen essen. Obst, das du so gerne magst.»

Für mich war das eine selbstverständliche Angelegenheit. Diese Hyänen konnten doch nicht alles in Grund und Boden trampeln. Doch wieder mal denkste. Später, viel später, als ich schon zwei Jahre im Zuchthaus sass, hörte ich von einem Häftling, der mit Richard Kakuschke zusammen im Strafvollzug sass, dass das Urteil zehn Jahre Freiheitsentzug lautete. Für was? Dass er das Soll übererfüllt hatte und von Selbmann⁴ belobigt wurde? Oder weil die kommunistischen Oberbanditen ihr Soll an politischen Gefangenen noch nicht erfüllt hatten? Als er in der Zelle einen Weinkrampf und einen Herzanfall bekam, ich an die Kellertür bummerte und zwei Stasi-Posten losbrüllten: «Was soll das?», und Richard am Boden liegen sahen, sagten sie nur: «Schauspielern Sie nicht, stehen Sie auf, sonst machen wir Ihnen Beine.»

Ich erklärte den Ratten die Situation, doch sie knallten die Zellentür zu. Ich half Richard auf die Holzpritsche, was ja verboten war, und versuchte seine Herzseite zu massieren. Nach etwa zehn Minuten, die Schakale beobachteten uns laufend durch das Guckloch, wurde die Tür aufgeschlossen, und ein angeblicher Sanitäter stellte Fragen und gab dann Richard eine Tablette und einen Schluck Herzmedizin «Aurocard». Diese Medizin bekam er nun dreimal täglich. Richard wurde ja noch gebraucht für die Vernehmungen und für den Prozess, also musste er behandelt und gepäpelt werden.

Nach fünf Wochen Beisammensein in Zelle 25 kam Richard raus. Wehmut überfiel mich, denn es war, als wäre mir mein väterlicher Freund weggenommen worden. Wir hatten versucht, uns gegenseitig aufzurichten und dem Psychoterror standzuhalten. Jetzt war ich wieder in Einzelhaft und wurde nach Zelle 23 verlegt.

Ganz den Humor habe ich trotz der unsagbar schweren Stunden im «U-Boot»⁵ nicht verloren. Aufgegeben habe ich mich nie, und auch lachen musste man manchmal, und das war gut so. Das war wie ein Befreiungsschlag im seelischen Gefüge, und deshalb möchte ich hier noch eine Episode mit Richard Kakuschke erwähnen.

Ich sehe noch alles so klar vor mir: Die Wachtposten hatten an einem Nachmittag wieder viele Mithäftlinge zu Vernehmungen geholt. Immer, wenn die Hyänen kamen und mit den schweren, grossen, klirrenden Schlüsseln im Kellergewölbe einen Höllenlärm veranstalteten, schlug das bei Richard auf den Darm. Wie ich schon erwähnte, bekamen wir für den ganzen Tag nur ein Blatt Toilettenpapier. Was sollte man nun beim 2. Stuhlgang tun? Waschen konnte man sich ja sowieso nicht. Also, beim Schlüsselklappern an diesem Tag sprang Richard hoch und schnellstens auf den Kübel in der Ecke. Hosen runter, es knallt und knattert, und plötzlich durch den Druck flog ein Stück Kot genau auf den Rand des kleinen Kübels. Richard war das dermassen peinlich, so unangenehm, er schaute zu mir, ob ich was gemerkt hatte. Ich hatte. Ich tat aber so, als wäre nichts geschehen, als hätte ich nichts mitbekommen. Dann sah ich durch meine blinzelnden Augen, wie er ein winziges Stück vom Toilettenblättchen abriss und nun versuchte, dieses Stückchen «Schiete» in den Kübel zu bugsieren. Es war nicht so einfach, sehr schwierig, dieses Experiment. Aber nach etlichen Versuchen gelang es schliesslich Richard, mit Schweissperlen auf der Stirn, diese Sache zu bereinigen. Ich konnte mich kaum halten vor Lachen. Man muss sich das Bild vorstellen: Richard mit heruntergelassenen Hosen und nacktem Hintern und fummelt und fummelt mit der Nase vor diesem Stück «Stuhlgang» herum. Nun, es war ein Bild für Götter, ein Bild für Zille zum Malen. Ja, auch solche Situationen kamen vor und konnte man nicht vergessen.

Vier- oder fünfmal in diesen Monaten wurde ich die Kellertreppe hoch in ein «Freigehege» geführt. Das war wie ein Tigerkäfig. 5 Meter hohe Mauern. 5 mal 6 Quadratmeter gross, oben mit Maschendraht versehen. Oben in der Höhe stand ein Posten mit MP⁶

und passte auf, ob ich nicht über die 5 Meter hohe Mauer «sprang». Ungefähr 10 Minuten durfte ich frische Luft schnappen, dann ging es wieder runter in den Keller. Wenn ich dann wieder in die Zelle kam, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Den Sonnenschein draussen, die Augen wurden zuerst geblendet, den blauen Himmel, und dann wieder das dunkle Kellerloch. Ich glaube, das gehörte mit zur psychischen Zerstörung, genau vom Staatssicherheitsdienst eingeplant. Nein, ich würde am liebsten gar nicht mehr nach oben gehen, nichts mehr hören, nichts mehr sehen, nur noch weg in den Strafvollzug, ab ins Zuchthaus; denn dort kann es wirklich nicht mehr schlechter sein.

Noch mal zurück zu den Verhören, wenn die Stasi-Offiziere ihre Opfer quälten. Es muss Ende Juni/Anfang Juli gewesen sein. Ich hatte wieder einen anderen Vernehmer, da brüllte der Stasi-Typ mich in dieser Nacht an, und zwar diesmal am laufenden Band. Ein Wort gab das andere. «Sie Verbrecher. Sie Schwein. Sie Mörder.» Ich erwiderte empört: «Mörder? Ich habe keinen Menschen umgebracht.» «Jawohl. Sie wollten den Dritten Weltkrieg, und dadurch sind Sie ein tausendfacher Mörder.» Daraufhin sagte ich sehr erregt: «Ich habe bis jetzt an das Gute, das Anständige geglaubt; aber ich weiss jetzt, dass nicht ich, sondern Sie, Ihr System, Verbrechen begehen, und zwar Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Nicht ich, sondern Sie sind ein Verbrecher.»

Nach diesem von mir scharf und laut gesagten Worten warf er den Aschenbecher nach mir. Blitzschnell reagierte ich auf meinem Hocker an der Wanddecke. Peng, haarscharf an meinem Kopf flog der Ascher vorbei, knallte an die Wand. Dann sprang er auf und haute mir seine Faust unterhalb meines linken Ohres ins Gesicht. Dann ging er ohne ein Wort zu sagen wieder an den Schreibtisch zurück und telefonierte leise. Nach dem Fausthieb zuckte es in meinen Armen. Ich war drauf und dran, mich zu wehren. Aber ich gewann meine Beherrschung zurück. In kürzester Zeit wäre bestimmt ein Rollkommando dagewesen und hätte mich krankenhausreif geschlagen. Ich war in der Gewalt dieser Verbrecher und denen hilflos ausgeliefert, da ging jeder Widerstand ins Leere.

Kurz nach dem Telefonat des Vernehmers kamen diesmal zwei Stasi-Posten und holten mich ab. Ich wurde nicht in meine Zelle gebracht, sondern in ein vielleicht 50 mal 50 cm² kleines Loch mit einer Schlitzleuchte. Ich konnte nicht sitzen, sondern nur stehen, also eine Stehzelle zur Strafe meiner gemachten Äusserungen. Nach vier Stunden mit unangenehmen Empfindungen brachten mich die Ratten wieder in meine Kellerzelle. Das gleiche passierte noch einmal für einige Stunden, als ich aus der Decke, die wir zum Schlafen hatten, einen langen Faden rauszog, um meinen kaputten Schuh, wo sich die Sohle gelöst hatte, zu unwickeln, damit die Sohle nicht ganz abging. Dies wurde natürlich von den Posten durch den Spion in der Tür beobachtet, und sofort reagierten die Schergen: «Beschädigung von Volkseigentum.»

- 1 Vopo: Volkspolizei. Die Häftlinge trugen zu dieser Zeit ausrangierte Polizeiuniformen.
- 2 Gemeint ist ein Sanitäter des Staatssicherheitsdienstes.
- 3 Ab 1952 verhängten DDR-Gerichte über 50 Todesurteile gegen politische Gefangene, die fast immer vollstreckt wurden. Eines dieser Todesurteile wurde unter dem Vorsitz der späteren DDR-Justizministerin Hilde Benjamin am 25. Mai 1952 gegen Johann Burianek verhängt, einem Mitglied der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU).
- 4 Fritz Selbmann (1899-1975) war von 1951 bis 1953 Minister für Hüttenwesen und Erzbergbau in der DDR.
- 5 U-Boot: Häftlingsbezeichnung für das Kellergefängnis in Berlin-Hohenschönhausen.
- 6 MP: Maschinenpistole.

KARL WILHELM FRICKE

Die Technik der psychologischen Einkreisung

Karl Wilhelm Fricke (geb. 1929) war Journalist und nach seiner Entführung aus West-Berlin von April 1955 bis Juni 1956 im Untersuchungsgefängnis des Staatssicherheitsdienstes.

Es geschah in den frühen Mittagsstunden des 1. April 1955, dass mich in meiner West-Berliner Wohnung ein Mann antelephonierte, der sich mir gegenüber, als ich ihm im Sommer 1954 begegnete, als politischer Flüchtling und als Mitarbeiter der Organisation Gehlen¹ ausgegeben hatte und der in Wirklichkeit als agent provocateur für den Staatssicherheitsdienst des mitteleutschen Diktatur-Regimes «arbeitete», wie ich zu meinem Verhängnis leider nur zu spät erfahren sollte. Dieser Mann, ein langjähriger Kommunist namens Kurt Rittwagen, 1914 in Hamburg geboren, der selbst ein Jahrzehnt seines Lebens deportiert und inhaftiert gewesen war (fünf Jahre bei Stalin und, nach seiner Auslieferung in der Ära des Stalin-Hitler-Bündnisses, fünf Jahre bei Hitler), lebte nach dem Kriege in der sowjetischen Zone, bis er 1952 nach West-Berlin «flüchtete».

Hier lernte ich ihn auch kennen. Meine Bekanntschaft verstand er sich zu erhalten, indem er mir gelegentlich Materialien für meine Zeitungsartikel zur Verfügung stellte, meistens Erinnerungen aus seiner bewegten politischen Vergangenheit (zum Beispiel über seine gemeinsame Inhaftierung mit dem inzwischen gestürzten Kommunistenführer Karl Schirdewan² im KZ Sachsenhausen), und mir gelegentlich auch durch eine «Cousine» kommunistische Bü-

cher aus dem Berliner Sowjetsektor besorgen liess. Im Laufe der Zeit konnte er sich bei mir ein gewisses Vertrauen erwerben. In seinem Telefonanruf am 1. April 1955 teilte er mir mit, dass er mir ein damals neu erschienenenes Lehrbuch «Politische Ökonomie» habe beschaffen lassen, das ich für eine Kölner Fachzeitschrift rezensieren wollte. Um dieses Buch entgegenzunehmen, verabredeten wir für 15 Uhr ein Zusammentreffen im Postamt W 30 in der Geisbergstrasse in Schöneberg, also im amerikanischen Sektor von Berlin, da Rittwagen vorgab, mir das Buch «aus Zeitmangel» nicht überbringen zu können. Über meine Verabredung machte ich mir einen Erinnerungsvermerk auf meinem Schreibtischkalender.

Hingegen erhielt ich, als ich verabredungsgemäss mit dem Geheimagenten zusammentraf, das Buch nicht ausgehändigt. Stattdessen folgte ich, um das Buch in Empfang zu nehmen, seiner Einladung in eine nahegelegene Wohnung. Und das war mein entscheidender Fehler, der nur daraus erklärlich ist, dass ich als Journalist in West-Berlin keinen Grund sah, mich nach konspirativen Regeln zu verhalten – also beispielsweise auch fremde Wohnungen zu meiden.

In der Wohnung, die Rittwagen fälschlich als seine eigene ausgab – und ausgeben konnte, weil ich seine «legale» West-Berliner Wohnung gar nicht kannte –, stellte er mich seiner Frau vor und bot mir Zigaretten und Weinbrand an. Ein erstes Glas und ein zweites tranken wir gemeinsam, bis ich allmählich, nach den üblichen Höflichkeitsgesprächen, auf besagtes Buch zu sprechen kam. Dieses lag auf dem Schreibtisch, dem ich, während ich zusammen mit dem Ehepaar Rittwagen am Tisch sass, den Rücken zukehrte. Daraufhin trat Rittwagen vom Tisch an den Schreibtisch heran, worauf ich mich ebenfalls vom Tisch erhob und dem Schreibtisch zuwandte. Dieser Augenblick war, genau berechnet, jener, in dem der Tisch von mir nicht gesehen werden konnte. Es war der Augenblick, in dem die Frau des Geheimagenten hinter meinem Rücken jedem ein drittes Gläschen Weinbrand einschenkte, meinem aber ein Betäubungsmittel beimischte, vermutlich eine genau dosierte Mischung

aus Atropin und Scopolamin. Im Jargon des Staatssicherheitsdienstes werden solche betäubenden Getränke, die bereits die nationalsozialistische Gestapo «servieren» liess, «Knock-out-Cocktails» genannt.

Ganz genau erinnere ich mich noch, wie ich nach dem Genuss des dritten Gläschens einen für manche – namentlich französische – Sorten durchaus typischen, leicht seifenähnlichen Nachgeschmack verspürte; und zwar erinnere ich mich daran, weil ich mich damals fragte, wieso ich diesen selben Nachgeschmack bei den beiden vorherigen Gläsern nicht wahrgenommen hatte. Indes schöpfte ich keinerlei Verdacht – und selbst als mich Übelkeit, Schwäche und Benommenheit befielen, als Schweiß auf meine Stirn trat, blieb ich ohne jeden Arg, weil ich einfach an eine natürliche, wenn auch mir völlig unverständliche Wirkung des Alkohols glaubte. Die Möglichkeit, dass an mir, einem ziemlich unbedeutenden Journalisten, ein Menschenraub begangen werden könnte, lag ausserhalb meiner Vorstellungen. Selbst nachdem sich die geschilderten Symptome verstärkten, meinte ich nur, mich erbrechen zu müssen, suchte eine Toilette auf, wusch mich, als der Brechreiz nachliess, kalt ab – und kehrte endlich in das Zimmer zu meinen «Gastgebern» zurück. Hier liess ich mich wieder in einen Sessel zurücksinken, verlor aber innerhalb weniger Sekunden, ungefähr gegen 16.15 Uhr, die Besinnung.

Einigermassen hilflos auf einem Stuhl sitzend, vor einem runden Tisch, in einem grossen, hell erleuchteten, mir fremden Zimmer kam ich nach etwa sechs oder sieben Stunden wieder zu mir. Um mich herum standen vier und zeitweilig fünf kommunistische Sicherheitsoffiziere, teils in Zivil, teils in Uniform, die mich mit groben proletenhaften Schimpfwörtern anbrüllten, vulgär und obszön, wohl um mir klarzumachen, dass ich im «demokratischen Sektor» sei. Das begriff ich freilich keineswegs; vielmehr befand ich mich in einer Verfassung, in der ich zwar visuelle und akustische Wahrnehmungen machen konnte – an die ich mich nachträglich sogar vage erinnern kann –, in der ich aber dennoch unfähig war, diese Wahrnehmungen gedanklich zu verarbeiten. Wahrscheinlich erklärte sich dieser Zustand daraus, dass das mir verabreichte Betäu-

bungsmittel eine lähmende Wirkung auf die einzelnen Hirnzentren, in denen die verschiedenen Funktionen des Bewusstseins und des Denkens lokalisiert sind, ausübte und nun allmählich unterschiedlich abzuklingen begann, so dass manche Funktionen bereits wieder arbeiteten und andere noch nicht.

Erst nachdem ich wiederholt geschlagen worden war, erfasste ich instinktiv, dass ich mich in Gefahr befand. Ich taumelte daraufhin stark benommen auf eine Zimmertür zu, um den Raum zu verlassen, fand diese aber verschlossen. Während ich mechanisch die Türklinke mit der linken Hand zu öffnen und einen von innen steckenden Schlüssel mit der rechten Hand umzudrehen versuchte, wurde ich zurückgerissen. Ich schrie mehrmals gellend um Hilfe und schlug, da ich die Ausweglosigkeit meiner Situation nicht erkennen konnte, rasend um mich, bis ich im Verlauf des Handgemenges erneut bewusstlos zu Boden stürzte – wahrscheinlich infolge Schlageinwirkung.

Vergleichsweise spät erst, nachdem ich in der Zwischenzeit noch unter einer Kaltwasserduche «behandelt» worden war und schätzungsweise sechs Stunden geschlafen hatte, sollte sich mein Befinden wieder normalisieren. Und zu diesem Zeitpunkt, gegen 7 Uhr morgens des 2. April 1955, vermochte ich überhaupt erst den an mir verübten Menschenraub zu begreifen und konnte erfassen, dass ich im Zentralen Untersuchungsgefängnis des Staatssicherheitsdienstes in Berlin-Hohenschönhausen inhaftiert war. [...]

* * *

Ich war 455 Tage in Untersuchungshaft, und zwar vom 1. April 1955 bis 29. Juni 1956 im Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen und vom 29. Juni bis 11. Juli 1956 im Untersuchungsgefängnis Berlin-Lichtenberg. Beide Gefängnisse unterstehen der Verwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit. Das Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen in dem ich die meiste Zeit meiner Untersuchungshaft zubringen musste, ist die zentrale Unter-

suchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes. Sie liegt inmitten eines Gebäudekomplexes verschiedener Dienst- und Gefängnisbauten und bestand zu meiner Zeit – es sollen inzwischen bauliche Veränderungen vor sich gegangen sein – aus insgesamt achtundsechzig Zwei- bis Vier-Mann-Zellen. Diese Zellen waren im Keller des zweistöckigen Gebäudes eingebaut. Lediglich die an Aussenwände angrenzenden einundzwanzig Zellen hatten ein etwa 60 mal 90 Zentimeter grosses vergittertes Fenster mit blinden Scheiben im oberen Drittel der Zellenhinterwand. Alle anderen Zellen waren fensterlos. Die fensterlosen Zellen wurden (und werden) Tag und Nacht von einer vertikal über der Zellentür in die Vorderwand eingelassenen Leuchte ausgestrahlt (die Tageslichtzellen nur bei Dunkelheit). Die Vernehmungsoffiziere nannten dieses Gefängnis zynisch das «Hotel zur Ewigen Lampe».

Ausser den Kellerzellen existierten damals in diesem Gefängnis lediglich noch acht fensterlose Einzelzellen im Hochparterre, die für neu eingelieferte Häftlinge oder für in andere Gefängnisse zu überführende Untersuchungsgefangene benutzt wurden, und einige Arrestzellen. Die Räumlichkeiten über dem Keller dienten Büro-zwecken, namentlich als Vernehmungszimmer. Mindestens fünf- undzwanzig bis dreissig Vernehmungszimmer, wahrscheinlich sogar mehr, konnten gleichzeitig belegt werden. Im Übrigen befanden sich im Keller die üblichen Wirtschaftsräume und sanitäre Anlagen, in den Obergeschossen die üblichen Diensträume, Wachlokal, Archiv und anderes.

Die Zellen im Keller, die unterschiedlich zwei bis drei Meter breit und in der Regel ungefähr drei Meter tief, zweieinhalb Meter hoch waren, enthielten nichts ausser einer hölzernen Gemeinschaftspritsche und einem eisernen Notdurftkübel. In die Wand eingebaut waren ein Zentralheizungskörper und ein schmaler Entlüftungskanal mit angeschlossener Ventilation. An der äusseren Zellenwand war ein Holzbord angebracht, auf welchem für jeden Häftling Waschzeug und Seife aufbewahrt wurden, die morgens nach dem Wecken mit einer Schüssel voll Waschwasser kurz benutzt werden durften. Sonstige Waschgelegenheiten erhielten die Häft-

linge tagsüber nicht, lediglich alle vierzehn Tage bestand eine Möglichkeit zum Duschen. Die Verpflegung der Häftlinge war zu jener Zeit qualitativ minderwertig und quantitativ unzureichend, kranke Häftlinge empfangen nur mit ärztlicher Zustimmung zusätzliche Kost oder Diät. Die Behandlung der Häftlinge durch die Wachtposten war für kommunistische Verhältnisse einigermaßen korrekt. In Augenhöhe jeder Zellentür war ein Guckloch, ein «Spion» angebracht, was an sich nichts Ungewöhnliches in Gefängnissen ist; aber beim Staatssicherheitsdienst hatte es damit eine besondere Bewandnis. Je nach Belegung des Gefängnisses waren nämlich damals und vermutlich auch heute in Hohenschönhausen vier bis sechs Posten, meist Unteroffiziere und Feldwebel, zur Bewachung der Häftlinge eingesetzt, die aussen an den Zellentüren entlangschlichen und in Abständen von ungefähr zwei bis drei Minuten einen Blick durch das Guckloch warfen, um das Zelleninnere zu kontrollieren. Jedesmal beim Erscheinen an der Zellentür liessen die Posten ein akustisches Signal ertönen. Dieses Signal verursachten sie mittels des Metaldeckels, der den Spion von aussen verschloss. Er war zungenförmig gearbeitet und an seinem oberen Ende beweglich auf einem Sockel an der Zellentür angenietet, so dass er entweder anderthalb bis zwei Zentimeter fächerartig abgehoben oder aber seitwärts verschoben werden konnte. Es war also möglich, entweder einen durch Abheben und Zurückfallenlassen des Deckels erzeugten Klopf- oder Knackton oder einen durch Reibung des Deckels auf seinem Sockel bewirkten Quietschton hervorzurufen. Die unvermeidliche Folge dieser scheinbar geringfügigen und nicht einmal lauten Signale war, dass den Häftlingen, vor allem jedem Einzelhäftling, unablässig die eigene «ausweglose» Situation in Erinnerung gebracht wurde. Die Kommunisten nennen diese Methode die «Technik der psychologischen Einkreisung» – und treffen damit genau den Kern der Sache: Die Häftlinge werden innerlich zermürbt, sollen sich durch eigene Grübeleien auch selbst zermürben, indem sie – durch die Signale an der Zellentür fortwährend an ihre Lage erinnert – sich immer wieder gedanklich mit ihrem Schicksal befassen. Die Wirkung wird dadurch verstärkt, dass

die Untersuchungshäftlinge beim Staatssicherheitsdienst für gewöhnlich nicht nur völlig isoliert von der Aussenwelt leben, ohne Nachricht von ihren Angehörigen, ohne Verbindung zu Rechtsanwälten, sondern auch keinerlei Lektüre, weder Bücher noch Zeitungen oder andere Beschäftigungsmittel, zum Beispiel Schachspiele und ähnliches, ausgehändigt bekommen, so dass sie vor Langeweile beinahe sterben zu müssen glauben.

Bei der Bearbeitung meines «Falles» versuchte der für mich zuständige Oberleutnant, der allerdings nicht allein verantwortlich war für meinen «kollektiv» bearbeiteten Fall, sondern auf Weisung mehrerer an der Untersuchung meiner Sache beteiligter Offiziere handelte, mich zu einem «vollen Geständnis» zu bewegen. Gestehen sollte ich irgendwelche mir unterstellten illegalen konspirativen Beziehungen. Als ein Geständnis ausblieb, begann eine umfassende Untersuchung. Ich musste Lebensläufe schildern, und die Untersuchung entwickelte sich streng logisch auf der Grundlage dieser Lebensläufe, meiner Zeitungsartikel, verschiedener Zeugnisaussagen und zahlreicher Spitzelberichte, das heisst, sie wandte sich systematisch den verschiedenen Problemen zu. Von jeder Vernehmung verfertigte der Vernehmungsoffizier ein handschriftliches Protokoll, das in Dialogform abgefasst war und jedesmal mit der Formel schloss: «Ich habe das Vernehmungsprotokoll selbst gelesen. Sein Inhalt entspricht in allen Teilen den von mir gemachten Aussagen. Meine Worte sind darin richtig wiedergegeben.» Jedes Protokoll musste nicht nur am Ende, sondern auch auf jeder einzelnen Seite unterschrieben werden, nachträgliche Änderungen waren am Rand besonders zu zeichnen. Von diesem handschriftlichen Protokoll liess der Vernehmungsoffizier je nach dem Sachverhalt drei bis fünf maschinengeschriebene Ausfertigungen herstellen, die – unterzeichnet und vom Vernehmungsoffizier gegengezeichnet – auf die den Fall bearbeitenden Abteilungen aufgeschlüsselt wurden und als Grundlage regelmässiger Besprechungen dienten, in denen jeweils die weitere Entwicklung der Untersuchung erörtert und festgelegt wurde. Die Bemühungen, mit denen der Staatssicher-

heitsdienst ein Geständnis aus mir herauspressen wollte, beschränkten sich auf «kulturelle Methoden», das heisst auf Geständniserpressung unter Verzicht auf Misshandlungen. Ich wurde nie physisch gefoltert.

Meine Untersuchungshaft begann vielmehr damit, dass ich vom 2. April 1955 an sieben Tage und sieben Nächte lang «verhört» wurde, in der Regel tagsüber von 13 bis 17 Uhr, nachts von 22 bis 6 Uhr morgens. In den Vormittagsstunden schlief sich der meinen Fall bearbeitende Vernehmungsoffizier gründlich aus, während ich selbstverständlich nicht schlafen durfte und bei den Kontrollen durch die Posten nicht einmal im Sitzen auch nur wenige Minuten schlafen konnte, wollte ich nicht unverzüglich «zur Ordnung» gerufen werden. Der Zweck dieser Tag-und-Nacht-Verhöre bestand darin, dass ich möglichenfalls in einem Zustand totaler Übermüdung Geständnisse ablegen würde, die ich im normalen Zustand, ausgeruht und ausgeschlafen, vermieden hätte. Als sich diese Erwartungen als unbegründet erwiesen, brachen die Kommunisten in der siebten Nacht, also in der Nacht vom 8. zum 9. April 1955, das Verhör gegen 3 Uhr morgens ab, da ich bereits völlig in Apathie verfallen und die Vernehmung längst zu einer sinnlosen und darum ergebnislosen Brüllerei des Vernehmungsoffiziers entartet war. Nach solchen fruchtlosen Anstrengungen versuchte der Vernehmungsoffizier, unterstützt von einigen an der Bearbeitung meines Falles beteiligten Genossen, mich durch Versprechungen zum Verrat zu verführen beziehungsweise durch Drohungen zum Verrat zu nötigen. Mir wurde einerseits «Straffreiheit» angeboten, dazu eine «schöne Wohnung» nebst Möbelkredit und «gute Arbeit». Andererseits suchte man mich wiederholt damit einzuschüchtern und zu erpressen, dass ich mindestens «ein Dutzend Jahre» eingekerkert würde. Als dies alles fehlschlug, glaubten die Kommunisten, mich mit dem Schicksal meiner Mutter erpressen zu können – was meinen Widerstand nur bestärkte. Dann gingen sie dazu über, mich während der Vernehmungen in «Diskussionen» zu verwickeln, um so meine politische und moralische Gesinnung zu erschüttern, mich «umzudrehen». Als dies ebenfalls keinerlei positive Ergebnisse zei-

tigte, hielten es die Kommunisten für richtig, mich ein bisschen «schmoren» zu lassen.

Unter «Schmoren», auch «Weichkochen», wird im Jargon des Staatssicherheitsdienstes verstanden, einen Häftling unter den üblichen Bedingungen der Untersuchungshaft wochen- und monatelang ohne jede Vernehmung zu lassen. Auf diese Weise verstärken sich die Wirkungen der «psychologischen Einkreisung» ganz erheblich, falls es dem Häftling nicht gelingt, sich selbst gedanklich zu beschäftigen und so die «psychologische Einkreisung» mit eigenen Kräften zu durchbrechen – was anfänglich allerdings einige Schwierigkeiten bereitet. Erstmals liessen mich die Kommunisten von August bis Oktober 1955 «schmoren», häuften danach wieder die Vernehmungen, bis ich Mitte Dezember 1955 grundsätzlich jede Aussage verweigerte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich in meiner eigenen Sache immer wahrheitsgemässe Aussagen gemacht. Da ich niemals konspirativ tätig gewesen war, konnte ich mich auch logischerweise mit meinen Aussagen nicht nur nicht belasten, sondern sogar entlasten. Als aber die Kommunisten unter dem Vorwand, meine Sache zu klären, immer mehr dazu übergingen, durchaus nicht zur Sache gehörige Aussagen von mir zu verlangen, so etwa nähere Angaben über mit mir befreundete westliche Journalisten, verweigerte ich rundheraus jede Aussage, worauf mich die Kommunisten noch über ein halbes Jahr «schmoren» liessen, ohne freilich irgend etwas zu erreichen. Aus der Zeit nach Mitte Dezember 1955 liegt kein einziges Protokoll mehr von mir vor, obwohl sich meine Untersuchungshaft bis in den Monat Juli des Jahres 1956 hinzögerte, bis zu meiner Verurteilung. [...]

Nach 455 Tagen Untersuchungshaft in Hohenschönhausen, zugebracht in einer fensterlosen Kellerzelle, wurde ich unvermittelt in das Gefängnis Berlin-Lichtenberg übergeführt, in Stahlschellen gefesselt, nebenbei bemerkt. Dort wurden mir eine Woche später eine Anklageschrift und ein Beschluss des Obersten Gerichts über die Eröffnung des Hauptverfahrens ausgehändigt.

- 1 Die Organisation Gehlen, die Vorläuferorganisation des Bundesnachrichtendienstes, wurde 1946 von der amerikanischen Besatzungsmacht gegründet und dieser unterstellt. Zu ihren Aufgaben gehörte vor allem die militärische Aufklärung und Spionage gegen die sowjetische Besatzungszone und die Ostblockstaaten.
- 2 Karl Schirdewan (1907-1998), Politiker der SED, ab 1953 Mitglied des Politbüros, galt lange als zweiter Mann hinter Walter Ulbricht. 1958 fiel er in Ungnade und verlor alle Parteiämter.

WALTER JANKA Das Kellergefängnis

Walter Janka (1914-1994) war Leiter des Ost-Berliner Aufbau Verlages und befand sich zwischen Dezember 1956 und Juli 1957 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

In einer geräumigen Halle, von der Türen und Gänge abgingen, musste ich stehenbleiben. Sie war hell ausgeleuchtet. An der Wand hing ein überdimensionales Stalinbild. Nie zuvor hatte ich einen solchen Stalin gesehen. Seit drei Jahren tot, wegen zügellosen Terrors von Chruschtschow¹ verdammt, hatte er an dieser Wand noch immer seinen Platz. Draussen waren Stalinbilder, -büsten und -bücher längst entfernt worden. Sogar das Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut wurde umbenannt. Nur hier war alles offenbar noch beim Alten geblieben.

Die argwöhnischen Augen, der schwarze Schnurrbart, grösser als ein Besen, die gestutzte Frisur, der strenge Gesichtsausdruck, die niedrige Stirn, all das verlieh dem Porträt etwas Unheimliches. Sein Geist war hier gegenwärtig geblieben. Nach seinem Willen war das Kühlhaus umfunktioniert worden. Ohne sein Erbe könnte dieses Gefängnis nicht bestehen.

Ich wollte den Blick abwenden. Ich durfte es nicht. Ein Posten fuhr mich an: «Stehenbleiben! Den Blick zur Wand!» Als ich den Kopf senkte, um das Bild nicht sehen zu müssen, trat ein anderer heran und sagte mit gespielter Ironie: «Kopf hoch!» Obgleich ich das Gesicht des Mannes nicht sehen konnte, der von hinten heran-

getreten war, verriet seine Stimme, dass es der Staatssekretär Erich Mielke² war.

Nachdem ich das Stalinbild lange genug gesehen hatte, kam ein Offizier und nahm die Handschellen ab. Dann sagte er: «Ausziehen!»

Es blieb keine Wahl. Ich musste mich ausziehen. Die Garderobe legte ich auf den Boden.

«Ganz ausziehen! Auch die Socken!» Ein anderer nahm die Kleider an sich und ging damit in einen Nebenraum.

Nun stand ich splinternackt vor Stalin. Der Offizier deutete auf das Handgelenk und sagte: «Die Uhr!»

Ein weiterer Leutnant mit einer Stablampe trat heran und sagte: «Mund auf!» Ich öffnete den Mund und liess mir in den Rachen sehen. «Arme hoch!» Beide Achselhöhlen wurden ausgeleuchtet und durch ein Vergrösserungsglas betrachtet.

Meine Empörung war masslos. Trotz des Vorsatzes, an diese Menschen kein Wort zu richten, sagte ich: «Wer erlaubt Ihnen, mich wie einen Landstreicher zu behandeln?»

Der Offizier, der die Uhr in der Hand hielt, trat heran, blickte mir in die Augen und sagte: «Hier stellen nur wir Fragen. Verstanden!»

Ich schwieg und sah an ihm vorbei.

Nach einer Sekunde wiederholte er: «Verstanden?»

Ich sah ihn kurz an und antwortete: «Ich bin nicht taub.» Aber damit war die Prozedur nicht zu Ende. Der Leutnant mit der Stablampe sagte: «Bücken ... noch tiefer ... Mit beiden Händen die Arschbacken auseinanderziehen!»

Das war zuviel. Ich richtete mich auf und blieb stehen. Reagierte nicht mehr.

Der Offizier, nachdem er mich eine Weile angesehen hatte: «Wohl doch schwerhörig, was?»

Ich antwortete nicht.

Er sagte noch einmal: «Ich sagte, wohl doch schwerhörig!»

Jetzt reizte es mich zu antworten. Ich entgegnete: «Nein! Noch nicht, Herr.»

In diesem Augenblick kam der andere zurück, der die Kleider

fortgenommen hatte. Warf sie auf den Boden und sagte forsch: «Herr Leutnant, heisst es. Sie sprechen mit einem Leutnant. Merken Sie sich das.» Dann trat er zurück.

Der Herr Leutnant muss sich ziemlich blöd vorgekommen sein. Sagte kein Wort mehr. Ging einfach weg. Auch die anderen, die herumstanden, kamen um das Vergnügen, mir in den Hintern zu sehen.

Der Wachtmeister, der mir die Kleider vor die Füsse geworfen hatte, sagte im Befehlston: «Sachen aufnehmen und mitkommen!»

Ich nahm die Kleidungsstücke über den Arm, schlüpfte in die Halbschuhe, jetzt ohne Schnürsenkel. Zehn Meter weiter wurde ich in eine Zelle eingeschlossen. Sie war so lang, dass eine Holzpritsche darin Platz hatte. Daneben blieb ein Gang von einem halben Meter Breite. In der oberen Ecke stand ein hoher Eisenkübel. Sonst war nichts vorhanden. Kein Fenster, kein Heizkörper. In der Wand, über der eisernen Tür, glimmte hinter Drahtgitter eine Glühbirne.

Ich begann mich anzukleiden. Bis auf mein Taschentuch waren alle Gegenstände fortgenommen. Auch die Krawatte, der Gürtel, der Mantel, das Halstuch. An vielen Stellen war das Futter aufgetrennt. Was sie unter dem Futter gesucht hatten, blieb ein Rätsel. Viel Zeit zum Nachdenken blieb nicht. Die Tür wurde geräuschvoll aufgerissen. Wieder stand der Leutnant mit der Stablampe vor der Zelle und zischte: «Mitkommen!»

Am Ende des Ganges eine weitere Gittertür. Ich bemerkte eine rote Signallampe. Über allen Türen leuchteten von nun an rote Lichter auf, wenn ich geholt wurde. Erst wenn ich wieder eingeschlossen war, gingen grüne Lichter an.

Hinter der Tür lagen Matratzen und Decken. Der Leutnant, von zwei Posten begleitet, sagte, nachdem er die Tür verschlossen hatte: «Zwei Decken aufnehmen! Und eine Matratze!» Seine Stimme wurde schärfer.

Nachdem ich Decken und Matratze über die Schulter geworfen hatte, umgab mich Modergeruch. Über eine steinerne Treppe ging es hinunter. Dreissig oder mehr Stufen. Mit jeder Stufe wurde der

Geruch penetranter. Durch ein schweres Gittertor wurde ich in den Keller geschoben. Feuchtkalte Stille umging mich. Eine gespenstische Welt. Unterwelt.

In Abständen von drei bis vier Metern eisenbeschlagene Türen. Die Gänge fünf Meter breit. Zu beiden Seiten abgetretene Läufer. In der Annahme, dass man darauf zu gehen hat, tat ich zwei Schritte. Sofort stiess mich der Posten herunter. Knurrte dabei durch die Zähne: «Verrückt geworden!»

Ich folgerte, dass Häftlinge nicht darauf gehen dürfen. Also ging ich auf der Mitte des Ganges, auf feuchten Ziegelsteinen. Ich ärgerte mich, weil ich es nicht gleich getan hatte. Hier kann es ja nichts geben, was beiden dient. Die Läufer sind nur für die Posten. In den Zellen soll der Stiefeltritt nicht gehört werden, wenn sie sich nähern und die Häftlinge durch den Spion beobachten.

Die fünfte Tür auf der linken Seite des Ganges schloss der Leutnant auf. Mit einer Kopfbewegung wies er mich hinein. Die Zelle war fünf Schritt lang, vier Schritt breit. Zwei Holzpritschen und ein eiserner Kübel. Sonst nichts. Kein Wasserkrug, kein Handtuch, keine Schüssel, kein Becher. Kein Fenster, kein Heizkörper, kein Luftschacht. Auch in den Zellen war der Boden mit Ziegelsteinen ausgelegt. In der Decke entdeckte ich eine Rohrmündung von fünf Zentimetern Durchmesser. Von Zeit zu Zeit wurde durch dieses Rohr Luft hereingedrückt.

Ich sass auf einer Pritsche, als das Schloss wieder krachend geöffnet wurde. Ein junger Mann in grauer Uniform sah mich böse an und sagte: «Raus!» Durch ein Labyrinth von Gängen, über eine Treppe nach oben, führte er mich zur ersten Vernehmung. Es mag gegen 20 Uhr gewesen sein. Es war immer derselbe Posten, der mich von nun an zweimal am Tage holen und nach Beendigung der Vernehmungen in die Zelle zurückbringen musste. Das Wort «Raus!» war das Einzige, was er über seine Lippen brachte.

Wer den Weg durch solche Keller noch nicht gegangen ist, kann sich keine Vorstellung von den psychischen Belastungen machen, denen die Häftlinge ausgesetzt sind, bevor sie von den Vernehmern in die Mache genommen werden. Man muss ihn gegangen sein, um

zu begreifen, warum Häftlinge fast immer Geständnisse ablegen. Die meisten tun es sofort oder nach wenigen Tagen.

Was mir auf dem Weg zur ersten Vernehmung durch den Kopf gegangen ist, hat sich aus meinen Erinnerungen verloren. Nur das eine weiss ich noch sehr genau. Ich bekam weder Angst, noch begriff ich den ganzen Ernst der Situation. Mir kam alles wie ein grausamer Spuk vor. Und eigentlich gab es nichts, was mich wirklich noch überraschte. Andere hatten mir schon erzählt, was sie in diesem Keller erlebt hatten. Zuletzt Paul Merker, der über zwei Jahre hier unten verbringen musste.

Namhafte Persönlichkeiten würden sich für mich einsetzen. So jedenfalls hoffte ich. Denkbar war auch, dass es in der Parteiführung schon Differenzen gab. Es war doch ausgeschlossen, dass mich plötzlich alle für einen Verräter hielten. [...]

Es wurden noch ein paar eiserne Türen auf- und zugeschlossen. Dann steuerte der Posten in den ersten Stock. In einem langen Gang, von dem rechts und links braungestrichene Holztüren abgingen, brachte er mich mit seinem Schlüsselbund zum Stehen. Klopfte an eine Tür, machte durch den geöffneten Spalt Meldung und schob mich in das Zimmer.

Hinter dem Schreibtisch sass, mit dem Rücken zum Fenster, ein bleichgesichtiger Mann in Zivil. Dreissig Jahre alt. Vor dem Schreibtisch drei Männer. Auch in diesem Alter. Alle vier rauchten Zigaretten. Neben dem Schreibtisch stand ein pausbäckiger Mann, der eine Strickjacke trug. Die Daumen in die Achselhöhlen bohrend. Er rauchte nicht. Ihn erkannte ich sofort. Es war Erich Mielke.

Ich blieb an der Tür stehen. Keiner sagte etwas. Sie sahen mich nur an. Als wäre ich ein Gespenst. Dann sprach Mielke. Er trat heran und sagte: «Sie wissen doch, warum wir Sie geholt haben?»

«Nein.»

«Haben Sie den Haftbefehl nicht gelesen?»

«Doch.»

«Also, dann kennen Sie die Gründe!»

«Ich sagte nein.»

«Wieso nein? Haftbefehle geben die Gründe an.»

«Auf dem Zettel, den Sie als Haftbefehl bezeichnen, habe ich nur Verleumdungen gelesen.»

«So ... Verleumdungen ... Hm ... Und wer sind die Verleumder?»

«Diese Frage können nur Sie beantworten.»

Mielke ging hinter den Schreibtisch zurück, liess sich in einen Sessel fallen und steckte sich auch eine Zigarette an. «Anfängen!»

Der Mann hinter dem Schreibtisch beugte sich über die Tischplatte, deutete mit einem Bleistift in die Ecke neben der Tür.

«Da steht ein Schemel. Setzen!»

Ich drehte den Kopf zur Ecke und sah den aus rohem Holz gezimmerten Schemel. Setzte mich und schlug die Beine übereinander. Was hätte ich sonst tun sollen?

Wieder vergingen Minuten, bis der Schreibtischmann, den ich von nun an in den kommenden acht Monaten täglich vor mir haben sollte, das Wort an mich richtete: «Sie haben mit anderen eine staatsfeindliche Konzeption entwickelt. Damit wollten Sie die Regierung der DDR und das Politbüro der SED stürzen. Antworten Sie!»

«Was Sie sagen, ist lächerlich.»

«Wieso lächerlich?»

«Weil ich mir nicht vorstellen kann, dass sich eine Regierung durch eine Konzeption stürzen lässt. Und was wäre ein Politbüro wert, wenn es durch eine Konzeption stürzt. Wirklich. Ihre Behauptung ist lächerlich. Im Übrigen habe ich keine Konzeption entwickelt.»

«Das Ziel Ihrer Gruppe war die Konterrevolution. Sie wollten den Kapitalismus wiederherstellen. Nennen Sie die Namen der Mitglieder Ihrer staatsfeindlichen Gruppe.»

«Ich habe schon erklärt, dass ich auf Verleumdungen nicht antworten werde.»

Mielke, in eine Rauchwolke hineinsprechend: «Sie verkennen Ihre Lage und unsere Geduld. Spielen Sie nicht den starken Mann. Hier sind wir schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden.»

«Das weiss ich.»

«Was bezeichnen Sie als Verleumdung?»

«Ihre Beschuldigungen.»

«Bestreiten Sie, dass Harich³ unter Ihrer Leitung eine staatsfeindliche Konzeption ausgearbeitet hat? Dass Sie die Partei zwingen wollten, diese Konzeption in der theoretischen Zeitschrift des Zentralkomitees ‚Einheit‘ zu veröffentlichen? Und wenn sie das nicht tut, dass Sie dann die Konzeption über den RIAS⁴ verbreiten wollten?»

«Diese Fragen sollten Sie an Herrn Harich richten. Sie haben ihn ja seit acht Tagen in der Mache.»

«Haben Sie Harich aufgefordert, eine Konzeption zu schreiben?»

«Nein!»

«Haben Sie mit Harich über politische Fragen diskutiert?»

«Es wird Sie nicht überraschen, wenn ich antworte, dass ich nicht nur mit Harich diskutiert habe. Es ist meine Art, mit jedem Mann zu sprechen und meine Ansichten zu vertreten.»

«Welche Ansichten haben Sie in den letzten Monaten vertreten?»

«Es ist nicht mein Wunsch, mit Ihnen über meine Ansichten zu sprechen.»

«Aber Sie haben Ansichten? Und Sie haben sie vertreten?»

«Ich habe Ansichten. Und es hat mir nie an Mut gefehlt, sie zu vertreten.»

«Warum sind Sie dann zu feige, Ihre Ansichten hier zu vertreten?»

«Weil ich Ihre Praktiken kenne. Wir begegnen uns doch nicht zum erstenmal. Ausserdem liegt mir nichts daran, Leute wie Sie überzeugen zu wollen.»

Mielke sprang auf, warf die Zigarette weg und kam bis auf einen Schritt heran. Erregt schrie er mir ins Gesicht: «Sie wollten die Staatssicherheit abschaffen. Bestreiten Sie das?»

«Abschaffen ist zuviel gesagt. Verändern würde ich sie, wenn ich es könnte, um genau zu sein. Ich würde sie nicht gegen die Partei einsetzen. Gegen die eigenen Genossen.»

«Erzählen Sie keinen Blödsinn. Die Konterrevolution wollten Sie. Wie in Ungarn. Dort der Petöfi-Kreis⁵, hier der Aufbau-Verlag. Wollen Sie das bestreiten?»

Ich wischte mit dem Handrücken den Speichel aus dem Gesicht und sagte: «Treten Sie bitte einen Schritt zurück. Ich habe es nicht gern, wenn man mir ins Gesicht spuckt.»

Ich wusste, dass ich mit dieser Bemerkung den mächtigen Mann vor seinen Untergebenen lächerlich machte. Dass er das nicht hinnehmen würde. Aber das war mir gleichgültig. Ich betrachtete ihn schon seit Spanien nicht mehr als meinen Genossen.

Mielke verlor die Selbstbeherrschung und schrie mir die fürchterlichsten Behauptungen ins Gesicht. Vom RIAS-Agenten bis zum Spion des Ostbüros der SPD⁶, vom Organisator der Konterrevolution bis zum Ehrgeizling, der Ulbricht⁷ aus dem Sattel stossen wollte, um selbst darauf Platz zu nehmen ...

Da ich nicht antwortete, beruhigte er sich allmählich. Sah wohl ein, dass solcher Unsinn keine Wirkung hatte. Danach versuchte er es mit einer anderen Taktik. Er appellierte an mein Gewissen: «Als alter Kommunist, ehemaliger Spanienkämpfer, musst du doch deine Verantwortung fühlen. Es ist noch nicht zu spät, um alles wiedergutzumachen. Hilf jetzt der Partei. Es liegt in deinem Interesse, die Verschwörung aufzudecken. Du solltest uns dankbar sein, dass wir dich vor dem Abgrund bewahrt haben. Es ist ein grosses Glück, auch für dich, dass die Staatssicherheit rechtzeitig zuge schlagen hat ...»

Als er wieder eine Pause einlegte, sagte ich: «Ich zweifle nicht an Ihrem Glück. Nicht einmal an Ihrer Tüchtigkeit. Ich weiss, wie oft Sie Ihre Fähigkeiten unter Beweis gestellt haben. Selbst so alte Kommunisten wie Paul Merker⁸ haben Sie zu Agenten gestempelt. Dass Sie es jetzt mit mir versuchen, überrascht mich nicht. Das wollten Sie ja schon vor Jahren. Nur da hat es nicht geklappt. Und jetzt ist die Zeit danach. Sie brauchen das Geschrei von der Konterrevolution. Ich brauche dieses Geschrei nicht. Aber ich verspreche Ihnen, dass Sie mit mir auch diesmal kein Glück haben werden.»

Das war wieder zuviel. Mit der Linken packte er meinen Kragen

und ballte die Rechte zur Faust. Ich war sicher, dass ich ins Gesicht geschlagen werden würde. Ich erhob mich und sagte: «Lassen Sie meinen Rock los. Sie wissen doch, dass mich Drohungen nicht beeindrucken.»

Zwei Vernehmer, die bisher nicht zu Wort gekommen waren, stürzten herbei und flankierten den grossen Chef. Aber ganz plötzlich machte der einen ratlosen Eindruck. Wütend stiess er mich in die Ecke und verliess das Zimmer. Die Tür schlug heftig zu.

Die zurückgebliebenen Vernehmer verwendeten den Rest der Nacht auf die Frage nach der Konzeption, die Harich unter meiner Anleitung geschrieben haben sollte. Die Konzeption sei das Programm der konterrevolutionären Gruppe. Da ich aber weder den Auftrag zur Ausarbeitung einer Konzeption gegeben noch eine solche gelesen hatte, konnte ich – selbst, wenn ich guten Willens gewesen wäre – diese Fragen nicht bejahen. Alles, was ich wusste, war, dass Harich einen Artikel für die «Einheit»⁹ hatte schreiben wollen. Nach Fertigstellung sollte ich ihm meine Meinung dazu sagen. Dass es nicht dazu kam, war Schuld der Staatssicherheit. Sie hatte Harich verhaftet, bevor ich den Artikel lesen konnte.

Mitternacht war längst vorbei, als sich ein Hauptmann, Leiter der «Aufklärungs»-Gruppe in Sachen Harich-Janka, vorstellte. Nach dessen Anspielung auf meine Intelligenz bekam er die Antwort: «Was meine Intelligenz betrifft, mögen Sie recht haben. Etwas davon würde auch Ihnen guttun. Ihre Informanten haben nämlich nicht gut gearbeitet. Sonst hätten Sie Harich so lange laufen lassen müssen, bis er mir seine staatsfeindliche Konzeption übergeben hat. Ihre Behauptungen wären dann glaubhafter. Aber das ist nicht meine Sache. Wie es auch nicht meine Sache ist, Artikel zu verantworten, die andere schreiben. Wenn mir aber Mitarbeiter Artikel zum Lesen geben und meine Meinung wissen wollen, ist das eine Angelegenheit, die Sie nichts angeht. Und die Behauptung, ich sei Chef einer konterrevolutionären Gruppe, ist eine absurde Lüge. Ich bin Verleger, Leiter des grössten literarischen Verlages der DDR. In dieser Eigenschaft pflege ich Kontakte mit Autoren, Lek-

toren und vielen freien Mitarbeitern. Und es versteht sich von selbst, dass ich Einfluss auf sie nehme.»

Der Schreibtischmann lachte: «Ja, natürlich gegen die Linie der Partei. Das haben wir lange genug toleriert. Konspiriert haben Sie. Deshalb sitzen Sie hier.»

In den letzten Stunden der Nacht verfassten sie ein Protokoll. An die zehn Seiten Umfang hatte es. Auch der bleichgesichtige Vernehmer unterschrieb. Nach mir, damit ich seinen Namen nicht erfahre.

Gegen sechs Uhr morgens brachte der junge Mann mich in die Zelle zurück. Die Wachtposten waren gerade damit beschäftigt, Brot und Malzkaffee an die Häftlinge auszuteilen. Als ich durch den Keller geführt wurde, unterbrachen sie ihre Tätigkeit. Die Türen durften nicht geöffnet werden.

Ob und mit wieviel Mann eine Zelle belegt ist, liess sich an den Handtüchern abzählen, die vor den Türen hingen und nur in die Zellen gegeben wurden, wenn die Häftlinge eine Schüssel mit Wasser zum Waschen bekamen.

Kaum war ich eingeschlossen, da wurde die Tür wieder geöffnet. Ein Posten reichte einen Brotkanten und einen Blechbecher mit schwarzer Brühe herein. Bevor er die Tür abschloss, sagte er: «Sie können jetzt schlafen.»

Brot und Becher legte ich auf den Boden neben der Tür. Ich war zu erschöpft, um auch nur einen Bissen oder einen Schluck zu nehmen. Trotz des Schlagens von Türen auf den Gängen und der heftigen Kopfschmerzen schlief ich schnell ein. Nicht der Geruch der Decken konnte den Schlaf verhindern, auch nicht das elektrische Licht über der Tür.

Lange liessen sie mich nicht schlafen. Ein paar Stunden. Dann wurde ich mit Getöse geweckt. «Mitkommen», rief der Leutnant. Es war derselbe, der mich in den Keller geführt hatte.

In einem fensterlosen Raum setzte er mich auf einen ferngesteuerten Stuhl. Den Kopf in eine Haltung gedrückt, ein Schild mit Nummer auf der Brust, fotografierte er mich von vorn, von der linken und von der rechten Seite. Dabei ruckte der Stuhl, durch eine Hebelbewegung des Leutnants, jeweils um eine Vierteldrehung.

Dann nahm er meine Hand, zuerst die rechte, drückte sie auf eine Glasplatte mit schwarzer Farbe und bestempelte ein grosses Formular mit Finger- und Handabdrücken. Das gleiche geschah mit der linken Hand. Danach musste ich den Mund öffnen. Mit einem Bleistift zählte er die Zähne. Vier Goldbrücken wurden auf einem besonderen Formular registriert. Zum Schluss musste ich mich wieder vollkommen ausziehen. Von Kopf bis Fuss suchte der gewissenhafte Leutnant nach besonderen Kennzeichen. Alle Narben wurden auf einem dritten Formular vermerkt. Auch Gewicht, Grösse, Haar- und Augenfarbe wurden eingetragen. Nach dieser Prozedur wurde ich in einen zweiten Raum geschoben. Auch fensterlos. Er war mit medizinischen Geräten vollgestopft. Mehrere Höhensonnen standen herum. Ich fragte mich, wofür sie in diesem Keller benötigt würden.

Hinter einem Schreibtisch wartete ein Mann im weissen Kittel. Im Unterschied zu allen anderen Personen stellte er sich vor: «Arzt der Haftanstalt.» Sein Ton war normal, fast höflich. Auch das Wort «Bitte» kam von seinen Lippen, als ich den Arm freimachen musste, damit er den Blutdruck messen konnte. Ziemlich lange hörte er Herz und Lunge ab. Nach ein paar Eintragungen auf einem mehrseitigen Formular fragte er nach Krankheiten in den letzten Jahren. Ich gab Auskunft: «1956 Tbc, behandelnder Arzt Prof. Dr. Brugsch. 1952, 1950 und 1949 Amöbiasis der Leber und Leberabszesse, behandelnde Ärzte die Professoren Unverricht, Gorbandt, Krautwald. 1943 Amöbenruhr in Mexiko, behandelnder Arzt Dr. Rudolf Zuckermann. 1938 und 1937 Lungensteckschüsse. Behandelnder Arzt ein Spanier.»

Der vielleicht fünfunddreissigjährige Arzt sagte: «Das ist genug.» Nach kurzem Nachdenken fragte er: «Von wann bis wann und wo waren Sie wegen der Tbc in Behandlung?»

«Zuletzt vom 15. Juni bis 15. Juli 1956 in der Charité.

Danach war ich zur Kur.»

«Wo?» fragte der Arzt.

«Auf der Insel Sylt.»

«Sylt? Die Insel liegt doch im Westen.»

«Ja, es gibt nur eine Insel dieses Namens.»

Dem Leutnant ging die Fragerei zu weit. Wortlos, nur mit einer Handbewegung, beendete er die Untersuchung. Er dirigierte mich über eine Treppe nach oben in einen dritten Raum. Diesmal schob er mich nur durch die geöffnete Tür. Er blieb draussen.

Im Zimmer sass ein Mann in Zivil. Er forderte mich auf, vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. Dann stellte er sich als Untersuchungsrichter vor. Nachdem er den Text vorgelesen hatte, der schon auf dem Haftbefehl vermerkt war, fragte er: «Was haben Sie zu erklären?»

«Nichts.»

«Wieso nichts? Sie wurden in der vergangenen Nacht einvernommen. Mir liegt das Protokoll vor.»

«Dann ist ja alles klar.»

«Nichts ist klar. Sie bestreiten Ihre Verbrechen. Wenn Sie alles bestreiten, erschweren Sie Ihre Lage.»

«Was soll sich hier noch erschweren? Sie sperren mich wie eine Ratte ein. Dazu haben Sie kein Recht.»

«Ich bin nicht hier, um mit Ihnen über unsere Rechte zu diskutieren. Antworten Sie jetzt auf meine Fragen: Bestreiten Sie, dass Sie im Verlag eine konterrevolutionäre Gruppe gebildet haben, die das Ziel verfolgte, die Regierung Otto Grotewohl¹⁰ und das Politbüro der SED unter Führung des Ersten Sekretärs, Walter Ulbricht, zu stürzen?»

«Ich bestreite diese verlogenen Behauptungen.»

«Mässigen Sie Ihren Ton und achten Sie auf Ihre Formulierungen. Die Behauptung, dass wir verlogen sind, ist strafwürdig.»

«Strafwürdig ist die Behandlung, die mir hier zuteil wird. Und meine politischen Ansichten dürfen nicht Gegenstand gerichtlicher Verfahren sein. Dafür ist die Partei zuständig.»

«Wir vertreten hier die Partei, das müssen Sie doch als langjähriges Mitglied wissen. Also sagen Sie schon über Ihre Ansichten aus. Vielleicht kommen wir dann weiter. Gerade weil Sie ein Genosse waren, sollten Sie Vertrauen in die Sicherheitsorgane haben.»

«Von Vertrauen kann keine Rede sein. Und in diesem Keller

kann niemand die Partei vertreten. Nur kompromittieren. Ausserdem war ich nicht Genosse, ich bin es. Ob Ihnen das gefällt oder nicht. Ich bin auch nicht gewillt, unter solchen Bedingungen über meine Ansichten zu sprechen.»

«Dann kann ich das Protokoll schliessen», erklärte der Untersuchungsrichter, halb fragend, halb zweifelnd.

«Ja, das können Sie. Weitere Fragen sind sinnlos.»

«Wollen Sie Haftbeschwerde einlegen?»

«Ja, das will ich.»

Der Untersuchungsrichter schob ein Blatt über den Tisch und sagte: «Hier, schreiben Sie Ihre Haftbeschwerde. Tinte und Feder finden Sie auf dem anderen Tisch in der Ecke.»

Mehr als zwei Minuten benötigte ich nicht. Ich erklärte: «Die mir schriftlich und mündlich bekanntgemachten Beschuldigungen sind von Anfang an falsch und unbegründet. Ich protestiere gegen die Inhaftierung und fordere die sofortige Entlassung aus der Haft. Berlin, 7. Dezember 1956.»

Der Untersuchungsrichter sagte nichts mehr. Warf nur einen Blick auf den zurückgegebenen Bogen. Der Text schien ihn nicht zu überraschen. Er zeigte auch keine Lust, mehr von mir hören zu wollen. Offenbar handelte es sich um eine Formsache. Das Gesetz schrieb vor, dass Häftlinge innerhalb von soundso viel Stunden dem Untersuchungsrichter vorzuführen sind.

Wortlos erhob sich der Untersuchungsrichter und öffnete die Tür. Dem davor wartenden Leutnant sagte er nichts. Machte nur eine Bewegung mit dem Kopf. Während der Haft in Hohenschönhausen bekam ich ihn nie wieder zu sehen.

Die Zellentür war kaum ins Schloss gefallen, da öffnete der Posten vom Vorabend. Bevor er das Wort «Raus» zischte, gab er mir eine strenge Belehrung: «Wenn die Zellentür geöffnet wird, haben Sie mit dem Gesicht zur hinteren Wand zu treten. Erst wenn Sie angesprochen werden, drehen Sie sich um. Verstanden?» Da ich nicht antwortete und nicht reagierte, schrie er: «Wird's bald! Gesicht zur Wand!»

Ich trat mit dem Gesicht zur Wand und wartete. Dann kommandierte der Posten: «Raus!»

Als ich zur Tür kam, stiess er mich zurück und sagte: «Noch einmal!» Und dann wiederholte er das Spiel weitere zwei Male. Schliesslich, zufrieden mit seinem Erfolg, dirigierte er mich nach oben in das mir schon bekannte Zimmer im ersten Stock.

Hier waren die Männer aus der vergangenen Nacht wieder versammelt. Mielke fehlte. Natürlich kein Gruss, keine Anrede, nur das Wort: «Setzen!» Damit war der Holzschemel in der Ecke gemeint.

Einer von den Vernehmern, der in der vergangenen Nacht nichts gesagt hatte, begann: «Ich bin Staatsanwalt Jahnke. Vertrete den Herrn Generalstaatsanwalt. Nach Ermessen werde ich an den Befragungen teilnehmen.» Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: «Von Ihnen wird es abhängen, wie lange wir Sie hier behalten. Wenn Sie Ihre Verbrechen leugnen, verlängern Sie die Untersuchungshaft. Und Sie erschweren Ihre Lage. Vergünstigungen werde ich entziehen. So lange, bis Sie ein Geständnis ablegen.»

Dann nahm der Bleichgesichtige wieder das Wort. Anfangs mit Zurückhaltung, später erregter. Gezielt und suggestiv kamen die Fragen. Dabei lösten sich die Vernehmer untereinander ab. Von der angeblich geplanten Absetzung Grotewohls und Ulbrichts sprachen sie nicht mehr. Später kamen sie wieder darauf zurück. Heute und in den nächsten Tagen wollten sie nur Antwort auf die Fragen: «Wann, wie oft, mit welchen Absichten, mit welchen Personen haben Sie Verbindung zum Ostbüro der SPD in Westberlin oder in Westdeutschland aufgenommen?»

Diese Fragen überraschten mich. Sie heizten die Vernehmungen, die täglich zehn bis zwölf Stunden dauerten, bis zum Siedepunkt an. Kein Tag wurde ausgesetzt. Auch an Sonn- und Feiertagen nicht. Nicht einmal Weihnachten, Neujahr, Ostern oder Pfingsten. Nur am 1. Mai und ein paar Tage Ende Februar, Anfang März verschonten sie mich.

Wenn ich von solchen Fragen überrascht war, dann deshalb, weil ich nicht glauben wollte, dass sie in meinem Falle mit so plumpen und dummen Verdächtigungen vorgehen würden. Ausgerechnet das Ostbüro. Niemand, nicht einmal sie selbst konnten glauben,

dass ich etwas mit dem Ostbüro der SPD zu tun hatte. Warum also die absurde Verdächtigung?

Das Ostbüro der SPD war – nach Politbüro-Version – die gefährlichste Agentenzentrale gegen die SED. Seine Aufgaben seien vielfältiger Art. Neben Sammlung von internen und geheimen Angelegenheiten über und aus der SED habe es falsche und verwirrende Informationen über die Entwicklung in der DDR zu verbreiten, Zersetzung, Demoralisierung und Widerstand zu organisieren. Und natürlich würde das Ostbüro mit allen westlichen Geheimdiensten zusammenarbeiten.

Spionieren, Denunzieren, Provozieren, und was immer, war mir genauso zuwider wie Verräter, Überläufer oder Strohmänner. Ob sie sich dafür bezahlen liessen oder nicht, für den Osten oder Westen tätig waren, machte für mich keinen Unterschied. Bemerkte ich Verbindungen zu Geheimdiensten, brach ich jede Beziehung ab.

Was das Ostbüro der SPD betraf, so lehnte ich schon aus dem Grund jeden Kontakt ab, weil ich der Auffassung war, dass Meinungsverschiedenheiten bei uns in der eigenen Partei ausgetragen werden müssten. Sie mit politischen Gegnern zu erörtern, hielt ich für gänzlich verfehlt. Aber mit Sozialdemokraten zu streiten, das war etwas anderes. Dazu war ich stets bereit. Und dazu bedurfte es für mich keiner Ost- oder Westbüros.

Meine Haltung zu solchen Fragen war der Partei wohlbekannt. Und durch ihre «Aufklärer» wussten die sogenannten Sicherheitsorgane, dass ich zu keiner Zeit Verbindung zum Ostbüro gesucht oder unterhalten hatte. Warum also nötigten sie mich, über Verbindungen zum Ostbüro auszusagen?

Der Versuch, mir ein Geständnis zum Ostbüro der SPD zu entlocken, kann – so glaubte ich jedenfalls – nur dem Zweck gedient haben, mich zu erschüttern. So wie das in der Stalin-Ära immer praktiziert wurde. Alle Prozesse gegen Genossen endeten mit der Behauptung und dem Geständnis, sie seien Agenten irgendwelcher Geheimdienste oder Agenten des Imperialismus gewesen.

Bei aller Unterschiedlichkeit zu anderen politischen Prozessen

war das auch unter Ulbricht die Praxis. Und 1956 mussten abermals Opfer für Schauprozesse bestimmt werden. So begann das in Berlin mit Harich und Janka. Dann folgten Leipzig, Halle, Jena, Dresden, Rostock. In fast allen Bezirkshauptstädten mussten Schriftsteller, Journalisten, Ärzte, Studenten, Intellektuelle auf die Anklagebank.

Am elften Vernehmungstag erschien wieder Erich Mielke. Rasiered, rosiges Gesicht, offenbar gut gefrühstücked, sagte er spöttisch: «Alle Welt scheint zu glauben, dass wir Unmenschen sind. Macht mal Pause.» Zum Stablampenleutnant gewandt: «Bring ihn zum Arzt.»

Der Arzt horchte wieder Herz und Lunge ab, fühlte den Puls, tastete Magen und Leber ab, dann liess er mich auf eine Waage treten. Alles wortlos. Endlich sagte er: «Setzen Sie sich.» Nach einer Weile: «Sie waren beim alten Brugsch in Behandlung?»

«Ja, das sagte ich schon.»

«Ich war bei ihm Student. Er hat mir ein Gutachten geschickt. Der Professor bestätigt Ihre Angaben.» Dabei blätterte er in einer Akte und überlegte, was er noch sagen könnte.

Ich musste sofort an meine Frau denken. Sie wird Brugsch um das Gutachten gebeten haben. Und ich folgte sogleich, dass sie in Freiheit sein musste.

Der Arzt holte mich von meinem Gedankenflug zurück. Noch immer in den Akten blätternd, fuhr er fort: «Wenn Sie sich weiter so verhalten wie bisher, sieht es schlecht für Sie aus. Sie haben abgenommen.» Der hinter mir stehende Leutnant unterbrach den Arzt: «Keine konkreten Angaben, Doktor.» Der Arzt sah missbilligend auf. Dann fragte er: «Warum essen Sie nichts?»

Was sollte ich antworten? Der Arzt musste doch wissen, warum man hier den Appetit verlor.

«Sie kommen in eine andere Zelle. Zusatzverpflegung erhalten Sie auch. Von jetzt an müssen Sie essen. Sonst bringen Sie sich selber um. Medikamente bekommen Sie auch. Mehr kann ich nicht tun.»

Der Leutnant dirigierte mich über die Treppe, auf der ich am ersten Tag mit Strohsack und Decken hatte hinabsteigen müssen, nach

oben. In dem schmalen Gang, der zur Halle mit dem Stalinbild führte, musste ich warten. Mit dem Gesicht zur Wand neben einer kleinen Tür stehenbleiben. Sie war von besonderer Konstruktion. Mit einer Betonschwelle von fünfzig Zentimetern Höhe. Die darüber befindliche Tür mit «Spion» entsprechend kleiner als andere Türen. Und sie war auch schmaler. Zwei Meter weiter befand sich noch so eine Tür. Ebenfalls mit Betonschwelle in gleicher Höhe.

In Bautzen erfuhr ich, was es mit diesen Zellen für eine Bewandnis hatte. Ein Kalfaktor, ehemals Angehöriger der Staatssicherheit, der in Hohenschönhausen Dienst gemacht hatte, erzählte mir beim Rasieren, dass er heimlich seinen Bruder in Westberlin besucht habe und dafür zwei Jahre absitzen musste. Als er mich wieder rasierte, fragte ich ihn, warum die Zellen gleich neben dem Stalinbild so hohe Betonschwellen hätten.

«Das sind Banos», lautete die Antwort.

«Was ist damit gemeint?»

«Zellen, in die Wasser eingelassen wird. Das steht keiner lange durch. Ausser Wasser gibt es nichts.»

«Hör auf! Mehr will ich nicht wissen.» Wiederholt hatte ich von solchen Einrichtungen gehört. Nur glauben wollte ich es nicht. Jetzt schämte ich mich, widersprochen zu haben, wenn von solchen Dingen die Rede gewesen war.

Der Leutnant liess mich ziemlich lange vor dieser Zelle stehen. Weglaufen konnte ich ja nicht. Ein paar Schritte weiter standen die Posten. Dann kam er mit einem Lederkoffer zurück. Es war einer meiner Reisekoffer. Meine Frau musste ihn gebracht haben. Der Leutnant setzte ihn vor meinen Füßen ab und sagte: «Aufnehmen!» Mit der Stablampe deutete er in die Richtung einer Holztreppe, die nach oben führte. Im ersten Stock befanden sich fünf Türen. Ein Posten patrouillierte auf und ab. Geräuschvoll öffnete der Leutnant die letzte Tür. Dann schob er mich in die neue Zelle.

Den Koffer noch in der Hand, begann ich zu staunen. Ein nach oben geöffnetes Klappfenster. Vergittert. Trotz Eisenblende fiel etwas Licht ein. In der Ecke ein Eisenbett mit Matratze. Frische Bett-

wäsche aufgezogen. Unter dem Fenster ein Tisch mit Wachstuchdecke. Davor ein Stuhl. In der Ecke ein Kübel. Er war nur halb so hoch wie die im Keller. Der Geruch weniger penetrant. Auch die Wände unterschieden sich. Im Keller waren sie dunkelgrau. Hier grün. Die Decke weiss.

Im Koffer fand ich einen warmen Mantel, einen Anzug, Unterwäsche, Schlafanzüge, Zigaretten, Apfelsinen, Schokolade. Noch in Gedanken über die Veränderung, öffnete sich die Tür. «Raus!» rief der mir schon bekannte junge Mann.

Von nun an marschierte ich täglich viermal – zweimal hin und zweimal zurück – an den Betonschwellen und dem Stalinbild vorbei. Immer wenn ich zu Vernehmungen geholt oder zurückgebracht wurde.

- 1 Nikita Sergejewitsch Chruschtschow (1884-1971), Nachfolger Stalins als sowjetischer Parteichef.
- 2 Erich Mielke (1907-2000), von 1957 bis 1989 Minister für Staatssicherheit der DDR.
- 3 Wolfgang Harich (1923-1995), SED-Kritiker in den fünfziger Jahren, von 1956 bis 1964 in Haft.
- 4 RIAS: Rundfunk im amerikanischen Sektor.
- 5 Kreis ungarischer Intellektueller und Wegbereiter des Ungarn-Aufstands 1956.
- 6 Das Ostbüro der SPD kümmerte sich seit 1946, zunächst als «Betreuungsstelle Ost», um die zahlreichen sozialdemokratischen Flüchtlinge aus der SBZ. Nach der Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED unterhielt das Ostbüro weitere Verbindungen zu ostdeutschen Sozialdemokraten und unterstützte deren illegale Arbeit durch einen Kurierdienst, Propagandamaterial und andere praktische Hilfen.
- 7 Walter Ulbricht (1893-1973), von 1953 bis 1971 kommunistischer Parteichef in der DDR.
- 8 Paul Merker (1894-1969), von 1946 bis 1950 Mitglied der Kommunistischen Parteiführung in der DDR, von 1952 bis 1956 in Haft.
- 9 «Einheit»: Theorie-Zeitschrift der SED.
- 10 Otto Grotewohl (1894-1964), von 1949 bis 1964 Ministerpräsident der DDR.

HANS-EBERHARD ZAHN

Das Spitzelnetz

Hans-Eberhard Zahn (geb. 1927) wurde als West-Berliner Student im Alter von 25 Jahren verhaftet und war von September 1958 bis Oktober 1959 im Arbeitslager des Staatssicherheitsdienstes.

Nach stundenlanger pausenloser Fahrt öffnet man alle Käfige. Erstmals sehe ich meine sechs Reisegeossen. Auch denen steht die Angst auf dem Gesicht geschrieben. Wir steigen aus und stehen plötzlich inmitten einer Schar von braungebrannten lächelnden Leuten in relativ gepflegter Gefangenenkleidung. «Willkommen bei uns im Lager», begrüsst man uns – und einer bietet mir sogleich eine aus edlem Tabak selbstgedrehte Zigarette an.

Welch ein Kontrast: Vor Stunden noch der Stumpfsinn in der Bautzener Einzelzelle, jetzt ein sonnenbeschienenes Gelände mit – man mag es nicht glauben – einem Schwimmbecken, in dem sich fröhliche Gefangene tummeln. Zweifel und Furcht schwinden schnell. Das hier ist zwar noch nicht so etwas wie eine halbe Entlassung. Aber hier zeigt sich uns nun endlich der so oft propagandistisch beschworene, in der DDR-Zuchthauspraxis nie verwirklichte, «humane Strafvollzug». Wir sind zunächst so glücklich und optimistisch, wie ein nicht eben verwöhnter langjähriger Gefangener glücklich und optimistisch sein kann. Hier lässt sich's leben.

Wachttürme und hohe, stacheldrahtbewehrte Begrenzungsmauern sind zu sehen. Aber wo ist die in den anderen Anstalten allge-

genwärtige Bewachungsmannschaft? Mussten wir noch in der «Freistunde» z.B. im Zuchthaus Brandenburg in Reih und Glied unter argwöhnischer Aufsicht im Gleichschritt um den Hof marschieren, so wandeln hier pfeiferauchende Gefangene angeregt plaudernd lässig um den «See» oder sitzen in einem grossen, von Musik durchfluteten Saal schachspielend beim selbstgebrühten Tee. Die Wachmannschaft bleibt ausserhalb der Mauern, die Gefangenen bleiben unter sich – bewachen sich selbst, wie sich bald herausstellen wird.

Aber zunächst kommen – erstmalig seit der Verhaftung – halbwegs «positive» Gedanken auf: Waren nicht vielleicht die vergangenen bitteren Jahre erfüllt von Perversionen der eigentlich guten sozialistischen Idee? Findet hier nun vielleicht die längst fällige Korrektur statt? Ist nicht dieser Strafvollzug gar «moderner» und «humaner» als der im Westen praktizierte, und – bisher undenkbarer Gedanke – erweist sich die DDR vielleicht nun doch zumindest auf diesem Teilgebiet als der «bessere» deutsche Staat?

So verzerrt kann das Bezugs- und Wertesystem von langjährig Gefangenen werden, dass sie über ein paar gravierenden Hafterleichterungen das ihnen durch den Freiheitsverlust von eben dieser DDR angetane Unrecht vergessen. Für manche Lagerinsassen trug dieses Vergessen wesentlich zu deren künftigem DDR-konformen Verhalten bei.

Allerdings beginnen sich solche «positiven» Gedanken spätestens dann zu verflüchtigen, als der Häftlings-»Lagerleiter« den Neuankömmling zu sich befiehlt. Als Angehöriger der Lager-Oberklasse residiert Siegfried Zaddach¹ (aus Fürstenwalde) in einem mit Schreibmaschine und Telephon ausgestatteten Büro. Mit dem Telephon, so erfährt man bald, hat es allerdings eine besondere Bewandnis: Es ist die direkte Verbindung – nicht etwa zur Aussenwelt, sondern zum «Polit-Major» in der Objektleitung jenseits des Tores II.

Betont kameradschaftlich und etwas gönnerhaft wird der neu Eingelieferte vom Lagerleiter begrüsst. Mit Zuckerbrot: «Du wirst es hier viel besser haben als im normalen Strafvollzug.

Hier kannst Du Deine Fähigkeiten in den Dienst der guten Sache DDR stellen und hast gute Aussichten, vorzeitig entlassen zu werden.» Und mit Peitsche: «Ich sage es Dir gleich: Irgendwelche Hetzereien und negative Diskussionen dulden wir hier nicht. Wer das uns von den ‚Dienstgraden‘ entgegengebrachte Vertrauen missbraucht, wird sofort gemeldet, der hat hier im Lager nichts zu suchen.»

Das waren deutliche Worte. Die Botschaft lautete «Wer sich anpasst, der darf erträglich leben, wer wider den Stachel lockt, dem geht es schlecht». Heuchelei wird belohnt, Aufrichtigkeit bestraft. Ein Prinzip, das weitgehend das Alltagsleben des «gelernten» DDR-Bürgers bestimmte. Von nun an sollte also dieses Prinzip auch für den Gefangenenalltag gelten. Damals war die DDR noch kein grosses mauerumschlossenes Gefängnis. Aber dieses Gefängnis – das sollte sich bald noch klarer zeigen – war bereits nichts anderes als eine kleine DDR.

In diesem DDR-Modell konnte man als Gefangener durchaus erträglich, als Funktionär sogar gut leben. Die mit Vergünstigungen und Privilegien verbundene Stellung in der Hierarchie stand in direktem Zusammenhang mit dem Grad des Opportunismus, den man seinem Gewissen zumuten mochte.

Schon auf der untersten Stufe war man ja – gemessen etwa an dem Zellenleben in Bautzen – durchaus ein Privilegierter. Diesen Status konnte man sich einfach dadurch erhalten, dass man brav seine Arbeit verrichtete und möglichst weder positiv noch negativ aufzufallen suchte. Man schwieg, schlürfte stoisch im Kultursaal seinen Tee und liess sich ungerührt von fortschrittlichen Reden berieseln. Ganz so ungefährlich war diese passivangepasste Haltung allerdings auch wieder nicht. Man konnte nämlich bald in den Geruch der «Undurchsichtigkeit» geraten, weil man ja vielleicht hinter der recht schönen Fassade eine feindliche Gesinnung verbarg. Der totalitäre Staat beansprucht eben auch das Innere, die Gedanken und Gefühle, seiner Zöglinge selbst dann, wenn diese als Gefangene seinem unmittelbaren Zwang unterworfen sind.

Der Verdacht auf Undurchsichtigkeit schreckte, die Aussicht auf

weitere Privilegien – etwa auf leichtere Arbeit und erhöhten HO-Einkauf² – lockte. Drohung und Verlockung motivierten manchen Gefangenen zum Aufstieg auf die nächst höhere Opportunismus-Stufe. Auch hier musste man sein Gewissen noch nicht allzu sehr strapazieren. Man brauchte sich ohne politische Heuchelei nur besonders beflissen um gute Arbeitsergebnisse zu bemühen. Übererfüllung des Solls galt als Zeichen guter Führung und wurde manchmal gar in das im Kultursaal ausliegende «Buch der guten Taten» eingetragen. Solche Belobigungen waren wirksame Instrumente zur Erzeugung von Leistungsdruck und zur Desolidarisierung. Auf Veranstaltungen, von denen noch die Rede sein wird, fragte man dann zum Beispiel öffentlich, warum «X» nicht auch so viel Leistung bringe wie «Y». Ist «X» einfach nur faul oder trödelt er etwa in feindlicher Absicht?

Wer als politischer Gefangener in der Hierarchie noch höher hinaus wollte, musste schon mehr vorweisen als nur gute oder gar vorbildliche Arbeit. Er musste lauthals Reue über den Schaden bekunden, den er der Arbeiter-und-Bauern-Macht durch seine Verbrechen zugefügt hatte. Er musste lauthals geloben, diesen Schaden wiedergutmachen zu wollen. Er musste lauthals seinem Abscheu über die Bonner Kriegstreiber Ausdruck verleihen, musste die Friedensliebe der Sowjetunion und des sozialistischen Lagers preisen.

Tatsächlich fand sich im Haftarbeitslager auf dieser Opportunismus-Stufe eine Gruppe zusammen, die unter dem Namen «Rote Nelke» bekannt wurde und selbstverständlich von dem jenseits des Tores II residierenden Polit-Major wohlgelitten war. Als Spiritus rector der «Roten Nelke» tat sich Bernhard Steinberger³ hervor, ein «Tatgenosse» von Wolfgang Harich⁴ und Walter Janka.⁵ Er spielte die Rolle eines inoffiziellen Parteisekretärs des Lagers, eines Funktionärs, dem die politische Umerziehung der Insassen oblag.

Aus der heutigen Perspektive erscheint es selbst dem Augenzeugen unglaublich, welche Phänomene die soziale Dynamik unter den Bedingungen dieses Lagers hervorbrachte. Dafür ein Beispiel: Im Kultursaal haben soeben mehrere hundert zumeist politische Gefan-

gene den Film «Ernst Thälmann – Sohn seiner Klasse» über sich ergehen lassen. Die «Rote Nelke» organisiert ein Anschlussprogramm. Es wird eine «Aussprache» angesetzt. Steinberger ermuntert zu «freimütigen» Fragen und Kommentaren. Und es tritt jene gespenstische Situation ein, die wir aus kommunistischen Schauspielprozessen kennen: Ein Gefangener nach dem anderen tritt an das Podium, bezichtigt sich schwerster Verbrechen gegen die DDR und das Friedenslager, bekundet seine Einsicht in den gesetzmässigen Lauf der Geschichte und seinen festen Willen, nach der Entlassung daran mitzuwirken. Es gibt auch reichlich Kritik – an den Ausbeutern, an den Faschisten, am kriegslüsteren USA-Imperialismus. Wer sich im Auditorium nicht so weit exponieren will, spendet wenigstens Beifall. Ein «Dienstgrad» des MfS wohnte dem Spektakel nur selten bei. Es funktionierte auch ohne ihn.

Solche Veranstaltungen gehörten zur «kulturellen Betreuung», für die eigens ein Funktionär, der «Kulturleiter», zuständig war. In diesem Rahmen sahen die Gefangenen allerdings nicht nur Polit-, sondern auch (ausgesucht erotikfreie) Unterhaltungsfilme aus sozialistischer DEFA-Produktion. Auf der Bühne des Kultursaaes agierte hin und wieder eine Theatergruppe. Aufgeführt wurde zum Beispiel Gorkis «Nachtasyl» und (zu Weihnachten 1958) ein im Lager verfasstes «Friedens»-Machwerk, für das wir einen mit der Axt zugespitzten Baumstamm mit der Aufschrift «USA» als Atombomben-Requisite herrichten mussten. Auch erinnere ich mich an den Refrain eines damals gesungenen «Weihnachtsliedes»: «Wisse, Friede ist kein Traum, will von uns errungen sein».

Mit der höchsten Opportunismus-Stufe überschritt der nach Privilegien und vorzeitiger Entlassung strebende Gefangene die Grenze zwischen Würdelosigkeit und Verwerflichkeit. Hatte sein unterwürfiges, selbstbezichtigendes Verhalten gegenüber der Obrigkeit nur sich selbst zum Objekt, so griff er jetzt im geheimen auch seine Leidensgenossen, gar seine Freunde an, indem er sie denunzierte. Das war für die «Dienstgrade» des MfS das beweiskräf-

tigste Kennzeichen einer erfolgreichen Umerziehung, auch wenn im Lager der offensichtlich angestrebte Idealzustand «Ein jeder eines jeden Spitzel» längst nicht erreicht worden ist. Ein solches Erziehungsziel galt – das haben die freigelegten Aktenkilometer nach dem Mauerfall gezeigt – eben nicht nur für die Sondereinrichtung «Lager», sondern schlechthin für den gesamten Staat DDR.

Für den Neuankömmling war das unsichtbar über das Lager geworfene Spitzelnetz recht bald spürbar. Man hatte ihn zu Hilfsarbeiten beim Bau des ausschliesslich von Lager-Gefangenen errichteten neuen Untersuchungsgefängnisses («Objekterweiterung») eingeteilt. Nach wenigen Tagen wurde er durch Lautsprecher von dort zum Tor II gerufen. Ein niederer Dienstgrad erwartete ihn und führte ihn in die zwischen Tor I und Tor II gelegene «Kommandantur» zum Polit-Major.

In den vorangegangenen fünf Zuchthausjahren war mir kein Mensch je so betont freundlich begegnet wie dieser Offizier. Ich war geradezu gerührt, als er mich mit «Herr Zahn» anredete und mir in einem bequemen Sessel Platz anbot. Bei Kaffee und Zigaretten entwickelte sich ein fast zwangloses Gespräch über meine wissenschaftlichen Interessen und meine Pläne nach der Haftentlassung. Auch wurde ich gefragt, wie ich denn wohl heute zu meiner Straftat stehe, ob ich vielleicht endlich eingesehen habe, dass nicht dem Westen, sondern der DDR und ihren Verbündeten die Zukunft gehört. Ich antwortete unverbindlich, wie ich heute in meinen Akten nachlesen kann, «undurchsichtig». Im Gespräch, das nach etwa einer halben Stunde endete, kam das Ansinnen einer Zuträgerarbeit für das MfS nicht vor, nicht einmal in subtiler Form. Vielleicht lautete die Diagnose schon dort «ungeeignet». Dennoch: Als ich wieder im Lager war und meinen bislang so zugänglichen Stubengenossen völlig unbefangen von meiner Begegnung mit dem Polit-Major erzählen wollte, umgab mich eine fast körperlich spürbare eiskalte soziale Barriere. Mein anfänglicher Wortschwall wurde mit betonter Einsilbigkeit beantwortet, irritiert schwieg nun auch ich. Misstrauen.

Nach Feierabend beim Tee fasste sich einer ein Herz und fragte

mich, ob ich denn dem Major etwa auch über ihn berichtet hätte. Ganz entgeistert begriff ich plötzlich: Wer in die Kommandantur gerufen wurde, der war entweder ein Spitzel oder sollte als solcher verdächtigt werden. So also funktionierte das System. Zwar musste ich selbst nie wieder beim Major erscheinen und konnte bald den bösen Verdacht abbauen. Aber niemand konnte dem anderen voll vertrauen, zumal solche Lautsprecher-Aufrufe fast täglich vorkamen.

Es gab noch ein weiteres Repressionsinstrument: Jeder Strafgefangene hatte das Recht, im Büro der Häftlings-Lagerleitung an die MfS-Objektleitung gerichtete verschlossene Briefe zu hinterlegen. Was darin stand, erfuhren nur die Dienstgrade hinter Tor II. Solche Briefe sah man oft auf dem Tresen beim Lagerleiter Zaddach liegen. Quälender Argwohn kam auf: Wer hat sie wohl geschrieben, was mag wohl darin stehen, wer ist denn jetzt schon wieder «verzinkt» worden?

Aus solchem systematisch induzierten Argwohn kam dann mehrfach das folgende Szenario zustande: Zwei wirklich gute Freunde, nennen wir sie «A» und «B», beide schon mehrere Jahre hinter Gittern, sitzen abends zusammen und schütten einander ihr Herz aus. Irgendwann muss man sich ja auch einmal Luft machen. Dabei redet «A» – keiner scheint hier ja mitzuhören – negativ über die DDR, «B» erzählt einen Ulbricht-Witz. Die letzte Tasse Tee ist getrunken, beide gehen auf ihre Stuben (Zellen gibt es im Lager nicht). Jetzt beginnt das Herrschaftssystem Misstrauen zu wirken. Immerhin ist ja nicht ganz auszuschliessen, denkt «A», dass mich «B» beim Major denunziert. Dem kann ich nur dadurch vorbeugen, dass ich über «B» einen Bericht schreibe. Die gleiche von Angst angezettelte Überlegung stellt in der anderen Stube auch «B» an. Als Ergebnis dieser von der Stasi gewollten Wechselwirkung liegen am nächsten Tag zwei Briefe auf dem Schreibtisch des Majors. Der hat einen weiten Ermessensspielraum: Er kann die Angelegenheit ignorieren, er kann «A» oder «B» beide massregeln, er kann aber auch sein Wissen als Druckmittel einsetzen und von nun an die Betroffenen zu systematischen Spitzeldiensten zwingen.

Die Idylle am euphemistisch «See» genannten Schwimmbecken täuscht schon nach wenigen Wochen nicht mehr darüber hinweg, dass das Haftarbeitslager von solchen Spitzel-Konfigurationen völlig durchseucht ist.

Immerhin: Bei der «Lagerleitung» um Zaddach und Kettner weiss man wenigstens, mit wem man es zu tun hat, und hütet sich, diese Herren auch nur ein «negatives» Wort hören zu lassen. Aber solche Vorsicht hilft nicht viel, denn willige Zuträger gibt es genug. Einer von ihnen, Bernhard Steinberger, ist ein hochgebildeter Intellektueller aus dem Kreis um Harich und Janka. Er bewohnt einen kleinen, kioskartigen Vorbau direkt an der Lagerstrasse. Dort steht ihm sogar eine Schreibmaschine zur Verfügung, weil er am ideologischen Widerruf jener «sektiererischen» Position arbeitet, für die er zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Jetzt zeigt er tätige Reue, indem er als glühender Verfechter des «richtigen» Marxismus-Leninismus auftritt und – indem er jede Gelegenheit zur Denunziation nutzt.

Auch ich bot ihm eine solche Gelegenheit. Er war im ganzen Lager wohl der einzige, mit dem man eine anspruchsvollere Diskussion führen konnte. Schon bald gehörte ich zu seinen bevorzugten Gesprächspartnern. Fast jeden Tag sassen wir zusammen. Stundenlang gab er mir regelrecht Unterricht in der «einzig wissenschaftlichen Methode zur Erklärung der Vorgänge in Natur und Gesellschaft», dem dialektischen und historischen Materialismus. Er war aber auch ein geduldiger Zuhörer und ging durchaus sachbezogen auf meine erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Einwände ein, die mir mein durch die Haft unterbrochenes Philosophiestudium möglich machte. Es wuchs in mir Vertrauen zu dem Mann, der mich endlich einmal geistig über den sonst so eintönigen und trivialen Dunstkreis der Haft herauszuheben vermochte. Es war das jahrelang aufgestaute Bedürfnis nach menschlich-intellektueller Begegnung, was mich sogar diesem ideologischen Gegner vertrauen liess. Es war aber auch die Rest-Naivität eines sich innerlich noch immer frei fühlenden Menschen.

Tatsächlich ging es in diesen Gesprächen, wie sich später heraus-

stellen sollte, nicht um den Austausch oder gar den Wettstreit von Meinungen und Ideen, sondern um die Erforschung der Gesinnung des Delinquenten. Hatte man bei ihm das erklärte «Erziehungsziel» der Haft, nämlich eine positive Einstellung zum Arbeiter-und-Bauern-Staat, bereits erreicht und konnte man ihn deshalb eines Gnadenerweises für würdig erachten? Die Antwort lautete, wie sich aus den beiden im Lager X gefertigten Beurteilungen ersehen lässt, eindeutig «Nein». Die Gnadengesuche meiner in Westdeutschland lebenden Eltern wurden entsprechend in dürren Worten abgelehnt.

Nach etwa sieben Monaten Aufenthalt im Lager wollte man dem Unbelehrbaren offenbar zeigen, dass man auch über härtere «Erziehungsmethoden» verfüge. Über Lautsprecher wurde ich zum Tor II gerufen. Nach dem «Durchschluss» führte mich ein niederer Dienstgrad im Hause der Objektleitung in den Keller. Dort erwartete mich, ein Aktenstück in der Hand, ein mir bisher unbekannter Hauptmann. Es begann eine im Stehen geführte «Verhandlung». Ein eigentlich harmloser Satz in einem an meine Mutter gerichteten Brief war Stein des Anstosses. Ich hatte, in welchem Zusammenhang auch immer, ganz abstrakt und ohne jede politische Intention nur geschrieben, dass ich mir auch weiterhin meine Kritikfähigkeit erhalten würde. Man hielt mir ein bereits vorgefertigtes Protokoll unter die Nase, das ich zu unterschreiben hatte. Darin stand als Begründung der Bestrafung der Satz: «Der Strafgefangene Zahn hat einen Brief in provozierender Form über die Anstaltsleitung geschrieben». Strafmass: zehn Tage verschärften Hausarrest.

Jetzt konnte ich die andere Seite des ach so humanen Lager-Strafvollzuges kennenlernen: Eine von drei Zellentüren wurde aufgeschlossen. Dahinter lag so etwas wie eine finstere Höhle. Man stiess mich hinein. Ein grelles Licht über der Tür wurde eingeschaltet. Ich befand mich in einem fensterlosen Betonsarg, ein Meter breit, zwei Meter hoch, drei Meter lang. Es gab einen Kübel, aber sonst keine Sitzgelegenheit, denn die Holzpritsche war hochgeklappt und mit einem Vorhängeschloss gegen die Benutzung während des Tages abgesichert.

Der Arrestant hatte somit nur zwei Verhaltensmöglichkeiten: Er konnte entweder in der Enge wenige Schritte hin und her laufen, oder er konnte in einer Ecke auf dem Betonboden kauern. Von beiden Möglichkeiten machte ich in den nächsten Tagen ausgiebig Gebrauch – und hatte dabei Gelegenheit zum Nachdenken. Klar war mir, dass die Beanstandung des harmlosen Satzes im Brief an meine Mutter nur ein Vorwand sein konnte. Zwar kam mir noch immer nicht in den Sinn, in Bernhard Steinberger einen Denunzianten zu vermuten, doch wusste ich natürlich, wie bekannt ich inzwischen im Lager als Kritiker und Skeptiker geworden war. Dieser Arrest sollte wohl, so überlegte ich, so etwas wie ein «Warnschuss» sein. Als ein solcher erwies er sich denn auch: Nach ungefähr zwei Tagen schloss der Hauptmann persönlich die Tür auf und erklärte dem überraschten Arrestanten, die Anstaltsleitung habe ihn «begnadigt», er solle sich diese Bestrafung aber «zur Lehre dienen» lassen.

Es verblieb mir im Lager jetzt nur noch eine Gnadenfrist von sechs Monaten, die mit Schwerstarbeit auf der benachbarten Baustelle («Objekterweiterung») des neuen Untersuchungsgefängnisses des MfS ausgefüllt war. Arbeitsmöglichkeiten gab es mehrere, darunter das «Kfz-Kommando». Hier wurden im ehemaligen Industriebahn-Lokschuppen Fahrzeuge der Regierung und der operativen Dienste des MfS gewartet und repariert, darunter auch West-Wagen mit einem «konspirativen» Mechanismus: Durch Knopfdruck im Armaturenbrett konnte man das polizeiliche Kennzeichen auswechseln.

Recht begehrt waren die Aussenkommandos. Wer einigermaßen verlässlich war, konnte von der Lagerleitung dorthin delegiert werden. Mit schwerbewachten Lastwagen brachte man die Häftlinge morgens zum Beispiel nach Wolletz bei Angermünde. Dort hatten sie ein ehemaliges Jagdschloss zu einem Lustschloss für die MfS-Spitze umzubauen. Abends nach der Rückkehr hörte man dann bewundernde Beschreibungen des dortigen Luxus: «Stellt euch vor, in den Badezimmern nur West-Kacheln und nur West-Armaturen.»

Wie man aus den Dokumenten ersehen kann, war ich weder als

Arbeitskraft noch als Objekt ideologischer Erziehung besonders geschätzt. Mehr als ein Jahr lang hatte man mich im Lager geduldet und mir zur Erreichung des Erziehungszieles so manche Falle gestellt, in die ich auch oft genug getappt war. Ich musste dahin verschwinden, wo man mich hergeholt hatte, denn «für das hiesige Lager ist er nicht tragbar».⁶

Diesmal rief mich der Lautsprecher «mit allen Sachen» zum Tor II. Das hiess Verlegung oder Entlassung. Mit einer Mischung aus Beklommenheit und Hoffnung warf ich meine wenigen Habseligkeiten in eine Woldecke, schulterte sie als Bündel und meldete mich am Tor. In der Kommandantur stand ich zwei am Tisch sitzenden Offizieren gegenüber, die in einer Akte blätterten und mich mit Unflätigkeiten («Sie sind ja ein solches Schwein, schade, dass ich Sie nicht einfach umlegen darf») überhäufeten. Die Hoffnung entschwand schlagartig, die Beklommenheit verwandelte sich in Angst.

Jetzt erfuhr ich, dass man auch die trivialsten Einzelheiten meiner Gespräche mit Steinberger kannte. Man hielt mir zum Beispiel vor, dass ich die Gültigkeit des marxistischen Wertgesetzes für den Produktionsfaktor «Transport» deshalb geleugnet hätte, weil durch die Transportleistung keine Vergegenständlichung der Arbeit eintrete. Oder: Meine Zweifel an der Lyssenkoschen Doktrin⁷ von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften zeuge doch deutlich von meiner im Kern reaktionären Gesinnung. Man hatte es darauf angelegt, mich durch Beleidigungen zu unüberlegten Worten oder Handlungen zu provozieren. Das gelang, als man meine Freundin, mit der ich nun schon fünf Jahre lang monatlich 20-zeilige Briefe wechselte, als «kleine Nutte, die inzwischen bestimmt schon mit vielen Männern rumgefickt hat», bezeichnete. Ich verlor die Beherrschung und brüllte die beiden Dienstgrade an, sie seien ganz miese Arschlöcher.

Es war erreicht, der Tatbestand der Beleidigung erfüllt. Rasch füllte man ein Formular aus, das ich zu unterschreiben hatte. Der Betonsarg umschloss mich wieder, diesmal gnadenlos für 21 Tage.

Nachts, wenn man das Vorhängeschloss von der Pritsche ent-

fernt hatte, gab es hin und wieder einige Abwechslung. Dann weckte man mich und drückte mir eine kleine Bürste in die Hand, mit der ich den Kellerkorridor zu säubern hatte. Auf Knien kriechend, immer in Reichweite der Stiefel meiner Peiniger, scheuerte ich mir die Finger wund. Dabei durfte sich der gedemütigte Klassenfeind höhnische Bemerkungen und auch Drohungen anhören. Man weidete sich an meiner Hilflosigkeit. Allerdings: Körperlich misshandelt wurde ich nicht.

In der Einsamkeit der Zelle kam mir danach das bekannte Bild des Carl von Ossietzky in den Sinn, der sich im Nazi-Konzentrationslager gedemütigt der arroganten Miene eines SS-Mannes gegenüber sieht. Der Gedanke drängte sich unvermeidlich auf: SS- und MfS-Schergen waren aus demselben Holz geschnitzt.

Und dann kam der schwärzeste Tag einer sieben Jahre dauernden Gefangenschaft. Unerwartet warf man mir kommentarlos einen Brief vor die Füße. Es war mein letzter Monatsbrief, den ich noch kurz zuvor aus dem Lager an meine Freundin geschrieben hatte. Er trug den Vermerk «Empfänger verstorben». Sie hatte sich, wie ich erst nach meiner Entlassung erfuhr, auf dem S-Bahnhof Jungfernhöhe das Leben genommen.

- 1 Siegfried Zaddach war wegen «Boykotthetze» zu 15 Jahren Haft verurteilt worden.
- 2 HO: Handelsorganisation, staatliche Ladenkette in der DDR; in den Strafanstalten der DDR konnten die Häftlinge als Vergünstigung Seife, Tabak und ähnliche Dinge kaufen.
- 3 Bernhard Steinberger (1917-1995), Ökonom, wurde 1949 vom sowjetischen Sicherheitsdienst verhaftet und wegen Spionage zu 15 Jahren Arbeitslager verurteilt. Seine Entlassung aus Workuta erfolgte 1955. 1956 wurde er erneut verhaftet und im Prozess mit Wolfgang Harich und Walter Janka zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Er wurde im Lager als Informant angeworben.
- 4 Vgl. Anm. 3 im Beitrag von Walter Janka.
- 5 Vgl. Kurzbiographie am Ende dieses Buches.
- 6 Aus dem Schreiben des Leiters des Haftarbeitslagers vom 29. September 1959.
- 7 Trofim Denisowitsch Lyssenko war unter Josef Stalin der führende Biologe der Sowjetunion. Er vertrat die Ansicht, dass erworbene Eigenschaften vererbt würden, und bestritt die Existenz von Genen als «unsozialistisch».

DIE 60ER JAHRE

DIETER BORKOWSKI
Leutnant Reserve-Stalin

Dieter Borkowski (1928-2000) war Journalist in der DDR und von Juni 1960 bis Mai 1962 sowie erneut 1971 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes inhaftiert.

Die Zelle 111 hatte kein Fenster, die Luft war zum Ersticken. Eine umgitterte Birne von fünfundzwanzig Watt brannte. Die Wände waren knallgrün, meine Augen schmerzten, es dauerte nicht lange, bis der Kopf zu dröhnen begann. Kaum war die Kartoffelsuppe, die ich ohne Appetit gegessen hatte, verzehrt, wurde die Tür aufgerissen: «Kommse!» Ein Unteroffizier, als Läufer eingesetzt, ging mit schnellem Schritt voraus, blieb an den Gangenden stehen und bedeutete mir durch Winken oder kurzen Zuruf, bis zur nächsten Ecke zu gehen. Überall leuchteten grüne Signallampen auf, wenn keine anderen Häftlinge auf den Gängen waren. Gelegentlich flimmerte die Lampe ein rotes Signal, dann kam der Läufer dicht an mich heran und hielt einen Arm vor meine Brust, sein Blick bedeutete mir: «Rühre dich nicht vom Fleck!» Ich erlebte es später auch, dass er seinen Arm vor meine Brust stiess. Stand er dicht vor mir, fiel mir der penetrante Schweissgeruch auf. Dieser Mann tat nichts weiter, als acht Stunden täglich die Häftlinge im Eiltempo von unten im Keller nach oben in den Vernehmertrakt zu bringen und sie später zurück an die Zellentür zu geleiten.

Am 10. Juni 1960 brachte er mich in einen normalen Büroraum. Ingsheim tauchte in mir erneut die Hoffnung auf, ich würde jetzt

von einem Irrtum erfahren, unter Umständen sogar sofort freigelassen werden. Ein älteres kleines Männchen trat auf mich zu, an einem Schreibmaschinentisch sass eine auffallend grosse, gutaussehende Frau. «Ich bin der Untersuchungsrichter Krauter», stellte er sich vor. «Herr Borkowski, Sie werden vom Untersuchungsorgan der Deutschen Demokratischen Republik feindlicher Handlungen beschuldigt. Äussern Sie sich dazu!» Der hatte tatsächlich *Herr Borkowski* gesagt, eine Wohltat nach dem Nachtverhör. «Ich bin mir keiner solchen Handlungen bewusst!» entgegnete ich. Der Untersuchungsrichter hatte sich gesetzt und putzte seine Brille. «Sie können Ihre Situation erheblich bessern, wenn Sie ein freimütiges Geständnis ablegen. Sie werden der Spionage zugunsten imperialistischer Geheimdienste beschuldigt, ferner der ständigen staatsfeindlichen Hetze gegen führende Staatsmänner und die Regierung der DDR! Nehmen Sie dazu Stellung ...» «Herr Untersuchungsrichter, ich bin mir keiner Schuld bewusst. Ich arbeite seit fünf Jahren als freiberuflicher Publizist und kann unter Eid sagen, dass ich niemals für irgendeine in- oder ausländische Spionageagentur tätig war. Niemals habe ich etwas Derartiges getan! Obwohl ich als Theaterkritiker und in anderen journalistischen Aufgaben mehrfach in der Bundesrepublik war, bin ich stets korrekt mit Ablauf meines Interzonenpasses wieder in die DDR gekommen. Es hat übrigens auch niemand versucht, mich in Westberlin, wo ich meine Mutter regelmässig besuche, oder in Westdeutschland zur Agententätigkeit gegen die DDR anzuwerben. Ich hätte das sofort hier bei der Rückkehr gemeldet. Das Ganze muss ein Irrtum sein.»

Der alte Richter blickte mich eine Sekunde erstaunt an. «Sie sind sich wohl Ihrer Lage nicht voll bewusst, Herr Borkowski? Dem Untersuchungsorgan liegen Beweise vor, die mich zwingen, Haftbefehl zu erlassen. Es kann durchaus sein, dass ich nach Abschluss der Voruntersuchung die Hauptverhandlung führe. Ich möchte Ihnen nochmals sagen, dass Sie durch ein Geständnis Ihre Lage erleichtern können!» Meine Personalien wurden nun der Sekretärin in die Maschine diktiert. Nochmals äusserte ich den dringenden

Wunsch, meine Mutter zu benachrichtigen, die mich übermorgen, am Sonntag, dem 12. Juni, am Nachmittag zu Besuch erwarte. «Das wird nicht gehen, Herr Borkowski, Ihre Mutter wohnt ja in Westberlin. Wie Sie genau wissen, herrschen in dem von den imperialistischen Grossmächten okkupierten Westberlin jene Bonner Parteien, die unserem Staat in unverhohlener Feindschaft gegenüberstehen. Informationen über Ihre Untersuchungshaft könnten also das Ermittlungsverfahren erschweren. Vielleicht haben Sie Verwandte im Demokratischen Sektor von Berlin? Einen Bruder? Na also, den werden wir über Ihre Festnahme informieren.» Das ganze Verfahren bezeugte kühle Routine und dauerte nur zehn Minuten.

«Herr Untersuchungsrichter, ich möchte Einblick in die Strafprozessordnung nehmen, bitte klären Sie mich über meine Rechte als Untersuchungshäftling auf. Und natürlich bestehe ich darauf, einen Rechtsanwalt sprechen zu können!» In dem Gesicht von Richter Krauter bewegte sich nichts. Er blickte angestrengt in seine Akten und äusserte mit knarrender Stimme: «Ich bin nicht befugt, Ihre Wünsche und Vorschläge entgegenzunehmen! Zuständig ist allein Ihr Vernehmer vom Staatssicherheitsministerium, dem Sie voll vertrauen dürfen. Er und seine Vorgesetzten sind in dieser Phase ausschliesslich Ihre Gesprächspartner. Wenn er es für richtig hält, schaltet sich der Staatsanwalt in die Untersuchung ein.» Die Maschine klapperte. Der Haftbefehl war kurz und bürokratisch abgefasst: «... wegen dringenden Verdachts der Spionage und feindlicher Handlungen gegen die DDR ist Untersuchungshaft angeordnet.» Der Mann erhob sich, reichte mir das Blatt. «Bitte unterschreiben Sie hier unten rechts!» [...]

Am nächsten Morgen – ich hatte eine Nacht ohne Verhör, jedoch erfüllt von tiefen Depressionen und unruhigen Träumen, in der stickigen fensterlosen Kellerzelle verbracht – lernte ich meinen «Partner» für die nächsten einhundertzwanzig Tage kennen: einen jungen Leutnant von Minister Mielkes Elitekorps, besessen von politischem Fanatismus und sich vor blindem Hass vergessend, wenn

ich es wagte, vorsichtig meine Entwicklung zum kritischen Sozialisten darzustellen.

Gegen acht Uhr brachte mich der Läufer von nun an täglich aus den Kellergewölben nach oben in den Vernehmungsraum 36 des Bürotrakts. Der Leutnant erhielt von mir den Namen «Reserve-Stalin», weil er mich an Jugendporträts des georgischen Revolutionärs erinnerte. Unter dunklem Haupthaar fielen zwei glutvolle Augen in seinem gutgeschnittenen, ebenmässigen Gesicht auf. Die jugendhaften Züge – nach meiner Schätzung war er nicht älter als fünfundzwanzig Jahre – kontrastierten zu seiner zumeist ernsten Haltung. Ich habe ihn niemals lachen sehen, ausser in den Momenten, wenn er voller Hohn und beissendem Spott über meine «Verbrechen und Schurkereien» es für angeraten hielt, seine Brüllkanonen und Schimpforgien effektiv durch «Einlagen» von geplantem Zynismus auszutauschen. Schrie er mich an, dann erhob er sich hinter seinem Schreibtisch und ging im Raum umher, kam häufig ganz dicht an mich heran, um mich einzuschüchtern. Dabei erlebte ich mehrmals, dass er die Fäuste ballte und drohend über meinem Kopf oder vor meinem Gesicht schwang.

Leutnant Reserve-Stalin pflegte mich im erregten Zustand zu duzen. Da er meistens «erregt» war oder diese Rolle spielte, demütigte er mich über viele Wochen hinweg mit dem vertraulichen «Du». So wird er bis an das Ende meiner Tage vor mir stehen: breitbeinig, die hohe schlanke Gestalt vor meinem in die Ecke gestellten Stuhl, in der grau-braunen Uniform des Staatssicherheitsoffiziers gekleidet, die auf fatale Weise an die Militärtracht des Hitlerstaates erinnerte. Spiegelblank die hohen schwarzen Offiziersstiefel, darüber die Reithosen; an der Uniformjacke die silbernen Kragenspiegel, verziert mit weinroter Paspelatur, der Erkennungsfarbe des Staatssicherheitsdienstes. War sein Gesicht von vorgetäuschter oder wirklich empfundener Wut verzerrt, dann gellten seine Drohungen durch den Raum: «Jetzt hast du ausgespielt – für immer! Verräter am Sozialismus, bürgerliche Feinde der Arbeiterklasse, wie du einer bist, gehören ausgemerzt, ja, Subjekte wie du haben

im Arbeiter- und Bauern-Staat kein Lebensrecht!» Ein andermal kreischte er (vermutlich nach der Protokollektüre meiner mehrmaligen Ablehnungen von Autogeschenken oder bevorzugter Wohnungszuweisung, als «Kundschafter» an der «unsichtbaren Front» des Stasi-Agentenkorps in Bonn tätig zu werden): «Wie hättest du mit deiner Intelligenz für unsere gute Sache wirken können, was alles hättest du mit deinen Fähigkeiten und deinem Wissen für unser Staatssicherheitsorgan leisten können, wenn du nur gewollt hättest!»

War von meinem Junggesellenleben die Rede, delektierte er sich höhnisch an meinen Tagebüchern, die stapelweise vor ihm lagen und in denen er häufig las, so dass es an manchen Verhörtagen viele Minuten gab, in denen ich stumm und verzweifelt hinübersah auf die unterschiedlich eingeschlagenen Diarien auf seinem Tisch, in denen sich für diesen Mann mein Leben in aller Offenheit reflektiert darbot. «Mein Gott, was warst du für ein Schwein», begann er eines Tages den Disput. «Bürgerliche Elemente wie du müssen natürlich nicht heiraten, sie finden die Freuden des Lebens auf andere Weise!» Als ich ihn verständnislos anblickte und sagte, dass dies doch wohl meine Privatangelegenheit sei, ich ausserdem doch immerhin mehrere Jahre lang verlobt war und dieses Verhältnis schliesslich im beiderseitigen Einverständnis verantwortungsbewusst nach langem Ringen gelöst worden sei, unterbrach er mich: «Du Drecksau brauchst mich nicht zu belehren. Eben das ist ja gerade typisch für deine Verkommenheit, dass du das Mädchen aus der Arbeiterklasse nicht geheiratet hast! Du wolltest dich so richtig schmutzig austoben, im Morast der bürgerlichen Klasse waten, wie ihr Journalisten, Schriftsteller und Künstler das ja alle macht. Und du widerlicher Typ hast unsere sozialistische Presse sogar im Ausland repräsentiert! Eine Schande für den Staat und unsere Partei, die dich längst hätte entlarven und unschädlich machen müssen!» [...]

Als schlimmsten Verstoss gegen das Menschen- und Bürgerrecht empfand ich den eisernen Zwang, den Reserve-Stalin täglich gegen

zwölf Uhr mittags bei der Unterzeichnung des von ihm handgeschriebenen Tagesprotokolls auf mich ausübte. Fast um jede Formulierung seines dürftigen Textes, der nichts von dem wiedergab, was ich über meine Entwicklung vom parteifrommen zum kritischen Sozialisten und als Entgegnung zu den Vorwürfen meiner angeblich «ketzerischen und staatsfeindlichen» Gespräche erläutert hatte, gab es einen Kampf, in dem ich generell unterlag. «Das hast du gesagt, Borkowski! Du wirst noch ein halbes oder ein ganzes Jahr hier sitzen, bis du alles unterschreibst, was wir über deine Verbrechen herausbekommen haben!»

Morgens um sechs Uhr gab es in der Kellerrunde das Frühstück, aus zwei Scheiben dünnem feuchtem Schwarzbrot bestehend, mit einem Zwanziggrammwürfel Margarine und einem Teelöffel billigster Marmelade bestrichen. Gegen zehn Uhr, nach etwa zwei Stunden Verhör, setzte bereits ein sich ständig steigendes Hungergefühl ein. Der Leutnant holte dann seine gut belegten Brötchen aus einer Tüte. Salamiwurst und Schinkenscheiben quollen seitwärts aus dem Gebäck. In aller Ruhe speiste er vor meinen Augen und bestellte sich telefonisch aus der Kantine Kaffee oder Tee. Anschliessend liess er sich Äpfel oder Birnen munden, während ich mich zum hundertsten Mal bemühte, die drei Pappeln, die weit vom Fenster entfernt zu erblicken waren, anzustarren. War der Offizier gegen Mittag mit seinem Protokoll fertig, legte er es mir zur Unterschrift vor. Ich hatte Schwierigkeiten, seine undeutliche Handschrift zu entziffern, vor meinen Augen verschwammen die Buchstaben, die Zeilen tanzten. Zu dieser Zeit war es mehr als sechs Stunden her, dass ich mein erbärmliches Frühstücksbrot verzehrt hatte, der Hunger lähmte die Sinne. Schliesslich waren die Stunden des Verhörs eine Sache höchster Konzentration und nervlicher Belastung. Nach wochenlangen Protesten gegen die falschen, verkürzten und verstellten Interpretationen des «Protokolls» gab ich den Widerstand auf und beschloss für mich, bei der späteren Gerichtsverhandlung auf die Umstände der Protokollierung hinzuweisen und meine erzwungenen Unterschriften in aller Form zurückzunehmen.

Ein zu langer Widerstand hatte gelegentlich dazu geführt, dass der Leutnant mich nicht in die Kellerzelle zur Mittagssuppe entliess und ich auf die Hauptmahlzeit ganz verzichten musste. Meine «Verbrechen» lagen ohnehin viele Jahre zurück. Es handelte sich um «Beleidigungen» und «Schmähungen» des «Führers der deutschen Arbeiterklasse», Walter Ulbricht¹, den ich als «unfähig», als einen «stalinistischen Befehlsempfänger» oder «Russenknecht» bezeichnet hatte. Ferner war ich so leichtsinnig gewesen, die DDR als «sowjetische Kolonie» zu diffamieren und sechs Jahre zuvor die Demokratisierung unseres Staates im Sinne der Ideale der Französischen Revolution gefordert zu haben. Alle diese Straftaten waren 1953 geschehen, im Jahr von Stalins Tod und der Erhebung der Arbeiter während des Juniaufstandes in der DDR. [...]

Es war ein kalter Vorfrühlingstag im Februar 1961, als morgens früh vor meiner Zelle 111 eine grosse Erregung spürbar wurde. Völlig ungewöhnlich war, dass der Teppich auf dem Flur des Gefängnisses (der das Herannahen der Posten unhörbar machen sollte) elektrisch gesaugt wurde, das geschah sonst nur am Wochenende durch ein ziemlich lautes weibliches Häftlingskommando. Unentwegt blickten die Wärter durch den Spion meiner Zelle, das kleine Kontrollauge im oberen Teil der Tür. Schritte, Meldungen mit unterdrückter Stimme: «Nummer Zwei, drehen Sie sich um!» Ich war gemeint, wendete mich, nahm Haltung an und meldete: «Häftling Zwei in Untersuchungshaft seit 9. Juni 1960.» Ein kleiner dicker Mann mit rundem Kopf und kurzgeschnittenem Haar, gerötetem Gesicht und harten Augen stand dicht vor mir: Staatssicherheitsminister Erich Mielke. Zwei hohe Offiziere flankierten ihn, gleichermaßen als ob sie ihm Schutz geben wollten, wenn der Häftling sich vergässe. «Nehmen Sie gefälligst Haltung an und antworten Sie wahrheitsgemäss, wenn der Herr Staatsanwalt mit Ihnen spricht...», brüllte der Chefvernehmer. Der Minister tat, als erkenne er mich nicht. Tatsächlich hatte er sich verändert. Sein kurzer Leib war dicker geworden, das runde Gesicht wirkte aufgedunsen. Er war in

Zivil, sein dunkelblauer Massanzug liess ihn ungefährlicher wirken als einst in goldverzierter Uniform eines Generalobersten. Ja, wenn man ihm nicht genau in die Augen blickte, konnte er wie eine Gestalt aus den Satiren des Bürgerschrecks Carl Sternheim wirken – ein moderner Theobald Maske oder Bürger Schippel vielleicht. Aber diese Illusionen vergingen schnell, als er mich schneidend ansprach, dabei einen halben Schritt nähertretend. «Warum sind Sie hier?» «Die Untersuchungsorgane verdächtigen mich der Spionage und staatsfeindlicher Hetze. Ich habe niemals Spionage getrieben, nur meine Meinung offen gesagt!» Die Stirnader des Ministers schwoll. «Reden Sie keinen Unsinn! Sie haben nicht nur gehetzt, Sie haben noch ganz anderes getrieben! Was haben Sie zum Beispiel gestern an die Wand der Nachbarzelle geklopft?» Schweigen. «Ich rate Ihnen dringend, sprechen Sie offen über alles, was Sie wissen und wonach man Sie fragt!» Minister Erich Mielke beendete den Dialog abrupt und drehte sich um. Die deutschen Tschechisten draussen auf dem Gang salutierten, ich hörte Hackenschlagen, militärische Kommandos. Die täglichen Verhöre endeten plötzlich, nachdem die Vernehmungsoffiziere erkannt hatten, dass sie von mir nichts mehr erfahren würden. Mein Prozess fand sechs Wochen später statt. [...]

Wieder war es Frühling geworden. In der Zwanzig-Minuten-Freistunde in der betonierten und von hohen Mauern umgebenen dunkelgrünen Einmannfrischluftzelle auf dem Hof des Gefängnisses in Berlin-Hohenschönhausen sah ich einige alte Baumkronen, soweit ihre Äste die Mauern überragten, sich begrünen. Heute bekam ich die Anklageschrift, sechszwanzig DIN-A4-Seiten, drei Tage vor dem Prozess. Und zwei Seiten Schreibpapier, dazu einen Bleistift, um mir Notizen für die Hauptverhandlung zu machen. Jetzt endlich wurde ich auch in eine «Gesprächszelle» geführt. In dieser sass ein Rechtsanwalt, den ich von früher her kannte. Dr. Götz Berger² war ein alter Genosse, ehemaliger Mitarbeiter des Zentralkomitees der Partei, dann als Universitätsdozent Ausbilder vieler

«Volksrichter», schliesslich Landgerichtsdirektor beim Stadtgericht in Berlin und nun seit sieben Jahren Rechtsanwalt. Seine Trostworte wirkten Wunder, denn endlich war ja ein Termin abzu-sehen, eine Entscheidung sollte gefällt werden. «Nur Mut, mein Junge, es wird alles nicht so heiss gegessen, wie es gekocht wird! Du wirst es überstehen, die paar Jährchen gehen vorüber. Und ausserdem: die Welt ist im Wandel, alles verändert sich – draussen!»

1 Vgl. Anm. 7 im Beitrag von Walter Janka.

2 Vgl. Anm. 19 im Beitrag von Kurt Müller.

KLAUS SCHULZ-LADEGAST

Ein Schachspiel mit ungleichen Figuren

Klaus Schulz-Ladegast (geb. 1941) war im Alter von 20 Jahren unter dem Vorwurf der Spionage von August bis November 1961 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

19. August 1961: Vor einer Woche wurde mit Stacheldraht und Menschen der Bau der Mauer um West-Berlin begonnen. Der seit 15 Jahren andauernde Prozess der Teilung Deutschlands hatte seinen traurigen Höhepunkt gefunden. Zwei Tage vorher hatte ich mit Jutta in der Leipziger Strasse ein kleines Juweliergeschäft betreten und Verlobungsringe bestellt. Wir hatten hinten am Potsdamer Platz die Soldaten gesehen, wie sie am Schutzwall gegen die potentiellen Flüchtlinge werkten.

Der 19. August war ein Sonnabend, damals wurde am Samstag noch halbtags gearbeitet. Es war 10.45 Uhr. Beim Ausfegen hatte ich Staub aufgewirbelt, die Sprossen der Fenster teilten die Sonnenstrahlen wie die Bäume am Beginn des Waldes. Sie waren für mich wie Leitern aus der stinkenden Ödnis der Chemiebude zu der Wiese am Wald, in der ich an den letzten Wochenenden mit ihr gelegen hatte und bald wieder zu liegen glaubte.

Das Telephon klingelte: der Betriebsschutz sagte, mein Vater würde am Werktor auf mich warten. Statt seiner waren es aber vier grosse, kräftige Herren, die mich erwarteten. «Staatssicherheit! Kommse mit!»

Ich musste auf dem Rücksitz eines Wartburgs in der Mitte Platz nehmen. Gleich hinter dem Werktor bekam ich einen Sack über den

Kopf gestülpt. «Kopf zwischen die Knie!» So konnte ich nichts mehr sehen und wurde auch nicht gesehen.

Kurve rechts in das Adlergestell, Bahnhof Schöneweide, rechts Brückenstrasse. Kein Wort. Immer geradeaus. Als es links nach Lichtenberg ging, war ich erleichtert: nach Karlshorst zu den Russen ging es also nicht. Über die Brücke am S-Bahnhof Lichtenberg, dann wieder rechts in die Siegfriedstrasse, an der Ecke Leninallee (heute wieder Landsberger Allee) verliess mich meine Orientierung, es ging um einige Ecken. Das Auto hielt, der Beifahrer stieg aus, ein Tor öffnete sich, das Auto fuhr hindurch, das Tor schloss sich wieder, der Beifahrer stieg wieder hinein und das Auto fuhr weiter. Meine Gedanken waren während der letzten halben Stunde zwischen Jutta, die nun vergebens auf mich warten würde, dem Nachvollziehen des Weges und der Frage, was mich erwarten würde, hin und her getaumelt. Klar war, meine Verhaftung stand im Zusammenhang mit meinem Vater, sonst hätten sie nicht gesagt, mein Vater sei am Werktor.

Wieder öffnete sich ein Tor und der Beifahrer stieg aus. «Zugang» hörte ich, und wahrscheinlich hatte mein Vater dieses Wort auch gehört und auch hinter ihm musste sich das Tor geschlossen haben. Der vierte Fänger stieg wieder hinzu, ein weiteres Tor ging auf, der Wagen fuhr ein kurzes Stück und hielt. Der Motor wurde ausgestellt. Stille. Hinter mir ging noch ein Tor zu. Das war das vierte und ich bekam das Gefühl, lebendig begraben zu sein. Wieder eine Pause, in der nichts geschah. Erneut stieg der Beifahrer aus. Er ging einige Stufen herauf. Minuten vergingen, bis er mit mehreren anderen wieder hinunterkam. Ich hörte, wie sie sich aufstellten. Wieder Stille. Diese Stille, die erwartungsvoll schreit.

Mein Kopf steckte immer noch im Sack und zwischen den Knien. Ich konnte immer noch nichts sehen und musste warten. Derjenige, der rechts neben mir sass, stieg aus und liess die Autotür offen. Dann geschah wieder nichts.

Auf einmal riss mir der links von mir den Sack vom Kopf und etwa sechs bis acht kräftige Männerstimmen grölten: «Raus! Los! Kommse! Schneller!», und ich wurde wie beim Viehtrieb einen

Gang hinuntergetrieben. Rechts hinter Gitter geschlossen. «Gesicht zur Wand», «Näher», «Ja, so ist richtig! Hände auf den Rücken und die Beine auseinander. Weiter. So, das ist hier die Grundhaltung, die haben Sie hier immer einzunehmen.»

Ich stand an der Wand, allein in diesem Raum, und diese Grundhaltung hatte mich eingenommen. In welchem Masse begriff ich erst mehr als vierzig Jahre später. Ein Jahr bereits hatte ich Führungen durch den Knast veranstaltet, bis mir auffiel, dass ich die Gefangenengrundhaltung immer an der gleichen Stelle demonstrierte. Hunderte Male hatte ich eine Handlung automatisch wiederholt, die ich über 40 Jahre vorher nur ein einziges Mal getan hatte. Die Einlieferungsprozedur hatte mich psychisch so labilisiert, dass eine einmalige Handlung ausreichte, mich zu konditionieren. Darüber bin ich heute noch erschrocken.

Nach 10 bis 15 Minuten kam ich in einen Raum mit einer Balustrade gegenüber. Gesicht zur Wand, Abstand 10 bis 15 cm, Hände auf dem Rücken, Beine leicht gespreizt. Hinter mir Gewusel. «Umdrehen. Ausziehen. Alles. Bücken.» Jede Körperöffnung mitsamt der Haare wurde genauestens untersucht, meine Sachen und der Inhalt der Taschen protokolliert. Ich bekam eine Einheitsunterwäsche, eine alte Uniform mit eingenähtem gelbem Streifen. So ausgestattet wurde ich in eine Zelle geschlossen. Zum ersten Mal hörte ich dieses Verriegeln und Einschliessen, diese verdoppelte Versicherung des Verschlussenseins, dieses Einsperren, das mehr ein Aussperren ist: Du bist ausgesperrt vom Leben. Statt der zarten Haut von Jutta die groben Stimmen der Wärter. Hier wird über dich verfügt. Du wirst ausgerechnet. Aber du weisst nicht, mit welcher Genauigkeit. Kennen sie alles vor dem Komma? Sind sie schon bei der dritten Stelle hinter dem Komma? Was machen sie mit dir? Was wollen sie von dir? Meine Möglichkeiten: Wie reagiere ich?

Die Zelle wurde aufgeschlossen. Ich wurde angeschrien: «Bei Aufschluss haben Sie sofort ans Fenster zu gehen! Gesicht zum Fenster! Hände auf dem Rücken! Verstanden! Kommse!» Es ging durch dunkle Flure, an Zellen vorbei, eine eiserne Tür wurde aufgeschlossen. Dann wurde es heller, ich musste an Türen mit Klin-

ken vorbei, rechts um die Ecke, ein langer Gang. Nach etwa 15 Türen: «Halt!» Auf der linken Seite wurde eine Tür geöffnet. Ein kleiner Raum, zwei Tische, am querstehenden sass ein Uniformierter in der Mitte. Der schräge Tisch zwischen dem Vernehmer und mir stand genau im Fluchtweg, hinter dem Vernehmer das Fenster, sein Gesicht ist im Schatten. Zu beiden Seiten des schrägen Tisches standen noch jeweils zwei grosse, kräftige Männer, deren Hände mit grossen Schlüsselbunden sich auf und ab bewegen. «Setzen Sie sich!» Ich musste mich auf einen Hocker in der Ecke setzen. Der Mann am anderen Ende fixierte mich.

Er war Mitte Zwanzig, hatte ein grossflächiges Gesicht mit kräftigen Kiefern, sass bequem auf einem Stuhl mit Lehne, hinter sich das Fenster, ich in der diagonalen Ecke auf einem festgeschraubten Holzschemel, so weit es ging, vom Tisch entfernt, in die Ecke gestellt wie ein unartiges Kind. Sein Gesicht im Schatten, meines im Licht, seine Augen nicht zu erkennen. Ich war verunsichert durch die vielen Türen, an denen ich vorbeigeführt worden war, er sich hingegen der Unterstützung seiner Genossen sicher. «Was denken Sie denn, warum wir Sie hergebeten haben?» Das hatte ich mich in den letzten zwei Stunden gefragt, wenn auch in anderen Worten.

In, wie ich heute weiss, richtiger Einschätzung von Situation und Machtverhältnissen gestand ich meinen Kontakt mit dem BND. Ein Mann hatte mich Anfang 1960 unter einem Vorwand aufgesucht. Vor dem Bau der Mauer besuchte ich ein Gymnasium im Westteil Berlins. Der Mann wollte meinen Vater treffen. Es handelte sich um einen Kontaktversuch eines Geheimdienstes. Bei der West-Berliner politischen Polizei erfuhr ich, der Mann sei «in Ordnung». Ich hatte dann das Treffen zwischen meinem Vater und dem BND-Mann vermittelt. Das war meine «Straftat».

Ende 2005 konnte ich in den Akten lesen, dass mein Vater nach dem ersten, durch mich vermittelten Kontakt mit dem BND-Mann seinem Stellvertreter als Landessynodaler der Landessynode Berlin-Brandenburg in der Annahme davon berichtet hatte, es handele sich um jenen Freund. Dieser Mann war aber ein hochkarätiger

Spitzel innerhalb der evangelischen Kirche, zwölf Bände Spitzelberichte umfasste sein Opus.

Vom zweiten Treffen hatte mein Vater nichts erzählt, der Spitzel vermutete, mein Vater wäre auf die Anwerbung nicht eingegangen. Die Stasi hatte ihn jedoch im Visier, und nach dem Mauerbau tappte er in eine Falle. Zwei Tage später wurden wir verhaftet.

In dieser ersten Vernehmung gestand ich also der Stasi genau das, was sie schon wusste. Aber ob auch der Vernehmer das wusste, ist fraglich; möglicherweise waren ihm die Spitzelakten so unbekannt wie bis vor Kurzem mir. Mit einem sogenannten Diktaphon wurden häufig die Vernehmungen in ein anderes Zimmer übertragen, eine vom sowjetischen Geheimdienst übernommene Technik. In diesem Zimmer fielen die Entscheidungen. Dort wird auch entschieden worden sein, mich nicht in Einzelhaft, sondern in eine Gemeinschaftszelle zu stecken. Die Unterschiede zwischen Gemeinschafts- und Einzelhaft hinsichtlich ihrer Vor- und Nachteile hat die Stasi genau analysiert und das jedes Mal individuell entschieden. Warum ich nicht zuerst in Einzelhaft kam, hat sich mir bisher nicht erschlossen.

Nach mehr als zehn Stunden Vernehmung kam ich in eine grosse helle Zelle, eine Vier-Mann-Zelle. Drin war nur Heinz Seiler. Er war 45 Jahre alt und schon sechs Wochen in Haft. Den ganzen «Russland-Feldzug» hatte er als Soldat mitgemacht. Heinz war Diplom-Ingenieur und mit der Weiterentwicklung von Dieselmotoren beschäftigt. Er wurde sozusagen mein Lehrmeister für den Knast und nannte mir sofort drei Regeln.

1. *Nicht auffallen!* ist eine alte Landser-Regel, die unangenehme Situationen verhindern soll, indem man unauffällig bleibt.
2. *Immer die Würde behalten!* ist im Verhältnis zu Regel 1 schwer, sind doch die Bedingungen gerade entwürdigend. Die Kunst besteht darin, bei der Bewahrung der eigenen Würde nicht aufzufallen. Das hat mir Heinz nicht verbal erklärt, sondern hat gesagt: «Wenn die kommen und sagen ‚Freistunde‘, dann gehe ich voran, und du machst genau nach, was ich tue.» Er ging immer

langsamer, als die Wärter wollten, liess sich durch ihr Schreien nicht beeinflussen und blieb trotz der Schreie bei dem eigenen Tempo. Dieses kleine Stück Selbstbehauptung war die Würde, die ich während der gesamten Haftzeit behielt und die ich mir auch danach nicht nehmen liess.

3. *Rede nie in der Zelle über den eigenen Fall!* Diese Regel bestimmte den Alltag, denn sie bestimmte die Grenze der Kommunikation zwischen uns. Wir wussten voneinander lediglich, dass wir beide der Spionage verdächtigt wurden. Erst jetzt beim Schreiben erinnere ich mich, warum er diese Regel aufstellte: Sie hatten ihn mit einem Zellenspitzel zusammengebracht, was ihm nicht verborgen geblieben war. Davor wollte er sich und mich schützen.

Weil so ein Nutzen unserer Gespräche für die Stasi ausgeschlossen war, konnten wir unbeschwert miteinander reden. Seiler schilderte seine Erlebnisse aus dem Krieg, der ihn bis kurz vor Moskau und zurück geführt hatte, nannte die Namen der russischen Orte und erzählte von dem, was dort geschah. Aus seiner Kompanie, die mit 100 Mann anfang, haben acht überlebt. Bisher hatte ich nur Schilderungen von Helden gehört und mich schon als Junge gefragt, warum *wir* den Krieg eigentlich verloren hatten. Den Heldengeschichten über die Soldaten der Roten Armee in der Schule hatte ich keinen Glauben geschenkt, war doch meine Mutter 1945 von Rotarmisten vergewaltigt worden und mein Grossvater im Juni 1945 von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet worden und 1947 in Buchenwald¹ umgekommen. Detailliert schilderte mir Heinz die Grausamkeiten des Krieges. Er erzählte mir vieles über die politische Entwicklung in Bernau: Wie Kommunisten und Nationalsozialisten gemeinsam die sozialdemokratischen Polizisten verprügelten, wie nach Ende des Krieges die berühmte Brauerei in Bernau demontiert, in die Sowjetunion gebracht und dort nie wieder aufgebaut wurde – abgeladen, liegengelassen, vergessen. Und er erklärte mir die Beschaffenheit der Erdkruste, die Kontinentalverschiebung, den Zusammenhang zwischen den Gräben, Rinnen und Gebirgen,

die Labilität der äusseren Schale der Erde, kurzum, durch Heinz habe ich am Anfang meiner Haft erfahren, dass ich auch im Knast lebe, weil ich lerne. Diese Haltung hat mich durch den ganzen Knast getragen und so zu meiner relativen Unversehrtheit beigetragen. Sie hat mich in der Schwäche stark gemacht, was mit Sicherheit nicht im Interesse des Dienstes für die Sicherheit dieses von der Sowjetunion installierten Staates war. Die Stasi war nicht allmächtig, obwohl an diesem Mythos fleissig gestrickt wurde, dies- und jenseits von Mauer und Stacheldraht. Leider glauben heute noch viele Meinungsbildner, ohne diesen Mythos nicht auskommen zu können.

Bei einer der nächsten Vernehmungen wollte der Vernehmer dann mehr hören: Wie viele Leute ich noch dem BND «zugeführt» hätte, welche Aufträge ich noch erhalten hätte. Aber es gab nichts mehr, ich hatte alles gesagt, alles gleich auf den Tisch gelegt.

So sass ich auf dem Hocker und stand vor der Aufgabe, diesem Apparat Ministerium für Staatssicherheit zu ermöglichen, die Richtigkeit meiner Aussage herauszufinden. Ich grübelte auch in der Zelle darüber, auf einem festgeschraubten Holzschemel sitzend, links von mir die Zellentür, wo der Spion ab und zu leise klapperte, wenn die Wärter hindurchgesehen hatten, rechts das Fenster aus undurchsichtigen Glasbausteinen, die auch noch meinen Blick einsperrten, vor mir mein Mitgefangener, mit dem ich darüber nicht reden konnte. Deutlich spürte ich hier die Macht der Stasi und die Gefahr einer hohen Bestrafung. Ich dachte dabei an ein Jahr Haft.

Anfang der 90er Jahre las ich in den Akten der Generalstaatsanwaltschaft den ersten Strafvorschlag: acht Jahre. Instinktiv hatte ich diese Gefahr gespürt, sie hatte sich in Gestik, Mimik und der Zielrichtung der Fragen vermittelt. Deshalb hatte ich mir eine Strategie gegenüber dem Vernehmer überlegt. Sie mussten herausfinden können, dass mein Lebenswandel nicht auf eine Spionagetätigkeit hindeutete, dass ich nicht mehr Geld ausgegeben hatte, als mir offiziell zur Verfügung stand, dass ich nicht andere ausgefragt hatte.

Jedesmal die vielen Türen, wenn ich zur Vernehmung geführt wurde, jedesmal fühlte ich die vielen Menschen, die jetzt gegen mich arbeiteten. Im Vernehmerzimmer sass ich nur einem gegenüber, aber der stand manchmal unvermittelt auf, verliess das Zimmer, liess die Tür offen und stellte eine konkrete Frage nach seiner Rückkehr. Es wurde in einem anderen Zimmer mitgehört. Diese wahrnehmbare Überwachung des Vernehmers machte auch mich wacher und gab mir Informationen über die hiesigen Strukturen. Diese kurzen Pausen der Vernehmung nutzte ich zur Reflexion, konnte über Zielrichtung der Fragen nachdenken, darüber, was sie wussten und was sie wissen wollten.

In der Zelle hatte ich Zeit nachzudenken. Wie in einem Schachspiel konnte ich überlegen: Was wollen sie als nächstes? Wie reagierst du darauf? Dies aber alles in einem Schachspiel mit ungleichen Figuren, verschiedenen Waffen. Das Verhältnis war einseitig: der VerNEHMER nahm und ich war der Vernommene, ein GEBER, ich hatte Informationen zu GEBEN. An diesem Verhältnis war nichts zu verändern. Im Auswählen der Informationen sah ich mein einziges Machtmittel. Und das tat ich. Genau weiss ich es nicht mehr, aber ich habe ihnen bestimmt mehr als 120 Personen genannt, die ich in drei Gruppen eingeteilt hatte. Die erste bestand aus jenen, mit denen ich zwangsläufig Kontakt hatte, von denen ich aber nicht viel wusste, das war die grösste Gruppe. Eine andere umfasste die, in deren Umkreis ich Stasispitzel vermutete, und eine kleine Gruppe von mehr oder weniger Prominenten hatte ich mir für den Schluss aufgehoben. Dem lag eine Einschätzung der Spitzeldichte zugrunde, die im Wesentlichen richtig gewesen sein muss, denn in den Akten sind nur wenige Spuren zu finden, nur acht Personen sind noch erwähnt. Den Auswertern machten die Angaben Arbeit. Ich gab den Auswertern Arbeit – ich beschäftigte sie also. Schliesslich hatte ich in der Zelle Zeit, mir alles zu überlegen. «Wir haben Zeit», pflegte der Vernehmer zu sagen, wenn er mit mir unzufrieden war und mich zu weiteren Aussagen bewegen wollte. Sie gaben mir die Zeit, und ich nutzte sie. Dieses Spiel endete, als ich am Ende meiner Prominentenliste angelangt war.

Der Vernehmer sagte wie immer: «Name», ich antwortete: «M.M.», er: «Alter», ich: «20», er: «Wohnung», ich: «Pankow», er: «Strasse», ich: «Weiss ich nicht», (dass es im Regierungsviertel war, verschwieg ich), er: «Beruf», ich: «In der Ausbildung», er: «Wo», ich: «Beim Fernsehen», er: «Einstellung zum Staat», ich: «Mir ist nichts Negatives bekannt», er: «Vater», ich: «Karl», er: «Wo wohnt er?», ich: «Pankow», er: «Wo?», ich: «Weiss ich nicht», er: «Beruf?», ich: «Innenminister».

Die sonst schon recht unbewegliche Mimik wurde noch starrer, der Körper nahm eine Haltung an, als wolle er die Zeit stillstehen lassen. Aber sie stand nicht still, und ich genoss das. Ohne ein weiteres Wort griff er auf eine Taste am Telephon, er sah mich nicht mehr an, bis der Läufer kam und mich in meine Zelle zurückbrachte. Ich sah den Vernehmer nicht wieder.

In der Personalakte des Oberst Dr. Hellmut Müller fand ich in der Beurteilung für den Zeitraum, in dem er sich um mich gekümmert hatte, einen einzigen Satz ohne Lob: «Lediglich in einem sehr geringen Mass traten noch die bisher bei ihm vorhandenen Schwächen hinsichtlich der Wendigkeit bei der Lösung politisch-operativer Zusammenhänge, seiner Eigeninitiative und seines vernehmungstaktischen Vorgehens auf.» Einfacher kann man es nicht sagen. Vom Zimmermann zum Oberst, das ist eine typische DDR-Karriere, wenn man «der Partei der Arbeiterklasse treu ergeben» war. Die Dienstgrade wurden immer höher; vom Wachtmeister über den Unterleutnant zum Oberst. Die Prämien wurden üppiger, die Namen der Orden immer klangvoller. Im Jahre 1982 wurde ihm der «Vaterländische Verdienstorden in Bronze» verliehen. «Durch seine persönlichen Leistungen sowie sein Auftreten und Verhalten als Tschekist und sozialistische Leiterpersönlichkeit hat er sich sowohl in seiner Dienst Einheit als auch darüber hinaus Anerkennung und Autorität erworben.»

Vielleicht hat Oberst Müller noch die Gelegenheit gehabt, vor dem Ausscheiden seine «Eidesstattliche Verpflichtung» von 1959 zu lesen. Darin heisst es: «Bei der Abgabe dieser ehrenvollen Verpflichtung bin ich mir voll bewusst: [...] Das Ministerium für Staatssicherheit ist ein Organ der Regierung der DDR, das wichtige

Aufgaben zur Festigung der Arbeiter- und Bauernmacht, zur Erhaltung und Sicherung des Friedens und zur friedlichen Wiedervereinigung Deutschlands durchführt...»

Seit dem Jahr 2000 bin ich nun wieder in diesen Räumen, erklärend, berichtend von den längst vergangenen Zeiten. Schliesser, Läufer und Vernehmer erscheinen nun in meinen Berichten, Phantasiegestalten an ihren früheren Arbeitsplätzen, die aber mit ihren Erinnerungen nur wenige hundert Meter weiter leben. Heute sehe ich während meiner Führungen auch das Haftkrankenhaus, in das ich nicht mehr kam, weil ich mit Blaulicht in das entfernte Polizeikrankenhaus gefahren wurde, was mein Leben rettete.

Meinen Körper wollte damals nichts verlassen. Ich wollte nicht mehr reden, dem Vernehmer nichts mehr mitteilen, wollte mir keine Informationen mehr ausdenken, mit denen die Stasi nichts anfangen konnte. Ich war erschöpft. Mein Körper verschloss sich mit der Konsequenz, mit der sie mich eingeschlossen hatten. Und war damit klüger als ich. Liess nichts mehr raus. Ende der Vernehmung!, hatte er beschlossen und mich auf diese Weise von der Last der Vernehmungen befreit. Tage später, unter Eis liegend, voll des rettenden Penizillins und Streptomizins, langsam wieder in die Welt kommend, nahm ich ein Frauengesicht wahr und hörte die Frage, ob ich einen Yoghurt wolle. Die Krankheit hatte mir zu einem Urlaub verholfen. Urlaub von dem Brüllen der Wärter, dem metallischen Knallen von Türen, Riegeln und Schlüsseln, den beobachtenden Blicken durch das kleine Loch in der Tür. Aus einer Zelle war ich wieder in ein Zimmer gekommen, und durch das Fenster grüsste mich das Herbstlaub.

Drei Wochen bevor ich ins Krankenhaus kam, hatte ich einen zweiten Vernehmer bekommen. Er war freundlich, nach jeder Vernehmung lächelte er und sagte, ich würde Leseerlaubnis erhalten. Es ging nicht mehr um die «Straftat», sondern um Einschätzungen und Persönliches. Die Zeit zwischen den Vernehmungen wurde länger. Bücher erhielt ich keine, die Gespräche mit Heinz Seiler waren seltener geworden.

Das vorletzte Mal sah ich diesen Vernehmer, als er ins Kranken-

haus kam, er wollte noch Unterschriften unter Protokolle und sagte, bis jetzt hätte ich gelogen; wenn ich zurückkäme, würden die Vernehmungen erst richtig beginnen. Zum letzten Mal sah ich ihn zwei Tage vor dem Prozess, fast vier Monate später. Drei Monate Einzelhaft in der Magdalenenstrasse lagen dazwischen. Er wollte nur sehen, ob ich körperlich und geistig in der Lage war, die mir zuge dachte Rolle in dem Prozess zu spielen. Unbekannt ist mir geblieben, ob die Herren des Verfahrens in dieser Zeit über meine Erkrankung informiert waren. In den drei Monaten Einzelhaft hatte ich in der Zelle nur eine Pritsche zum Schlafen und einen Kübel.

Nach dem Krankenhaus bin ich noch eine Woche in Hohen schönhausen gewesen. Ich kam in «meine Zelle» zurück. Heinz Seiler war weg. Wir waren jetzt zu viert. Die anderen drei sassen wegen versuchter Republikflucht. Einer von ihnen war ein Arzt aus der Charité. Er war in der ersten Augustwoche vom Urlaub in Paris zurückgekommen, so befand er sich am Tag des Mauerbaus auf der falschen Seite, das wollte er später korrigieren, die alte Charité befand sich immerhin direkt an der Grenze. Aber die Flucht klappte trotz dieser kurzen Strecke nicht, und nun musste er den langen Weg durch die vier Tore nehmen. Er war für mich ein Glücksfall. Er klärte mich über die Krankheit auf, die hinter mir lag, und über meine akute Erkrankung, als ich Wasser in den Füßen hatte. Ohne seine Ratschläge hätte ich die Entzündung der Herzinnenwände nicht folgenlos überwinden können. Aber er war noch aus einem anderen Grund wichtig für mich. Innerhalb eines Gesprächs sagte er, Ideologie sei unnötig, die Menschen bräuchten sie nicht; ein Satz, den ich damals nicht verstand, nie vergessen habe und erst spät begriff. [...]

Ende Januar wurden mir mehrere Seiten dünnes Durchschlagpapier in die Zelle gegeben: die Anklageschrift. Ich war überrascht. Hastig las ich die acht Seiten und sollte weiter überrascht werden. War doch auch E.S. angeklagt, die ich als eine Kollegin meines Vaters kannte. Wie weit dies ging, erfuhr ich nun, auch, dass er sie in seine Tätigkeit für den BND einbezogen hatte.

An diesem Tage wurde ich noch zweimal aus der Zelle geholt. Der erste Mann war mein Verteidiger, der mich darüber informierte, ich würde vier Jahre erhalten. Mir wurden die Knie weich wegen dieser Zeitdauer. Aber ich wusste ja nicht, dass dies die geringste Strafe war. Von acht über sechs, dann von fünf auf vier Jahre herunter. Für meinen Vater hatten sie fünfzehn Jahre vorgeschlagen, E.S. sollte acht Jahre bekommen.

Der andere Mann war mein Vernehmer. Freundlichst erkundigte er sich nach meinem Befinden. Er war das, was wir Berliner «sch-eissfreundlich» nennen. Als ich ihm sagte, in der Anklageschrift seien acht Unrichtigkeiten über mich, meinte er, ich könne diese im Prozess richtigstellen.

Während der Fahrt zum Prozess bekam ich meine Hände das erste Mal durch Handschellen verziert. Wir durften nicht reden. Vor dem Saal stand meine Mutter, meine Schwester und ihr Freund, Jutta nicht. Sie durften nicht herein, die Öffentlichkeit war ausgeschlossen. Der Saal war voll. Hier fand eine Weiterbildungsveranstaltung des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik statt. Demnächst werde ich mir aus den Hinterlassenschaften sieben Stunden Tonband-Protokoll anhören und die Stimme des Mini-Freislers Oberrichter Genrich hören können.

Mein Vater erhielt wie vorgeschlagen fünfzehn, ich vier Jahre, E.S. sechs Jahre. Im Jahre 1964 sind wir alle drei, in umgekehrter Reihenfolge zur Strafhöhe, entlassen worden; mein Vater mit der ersten grossen Freikaufaktion im August, E.S. hatte sich im April als Inoffizielle Mitarbeiterin verpflichtet und kam im September heraus – und als letzter ich. Nicht wegen «guter Führung» – sondern auf Grund einer allgemeinen Amnestie anlässlich des 15. Jahrestages der DDR.

1 Das Speziallager Nr. 2 Buchenwald war eines von zehn Speziallagern in der SBZ, die von Mai 1945 bis März 1950 existierten. Vgl. dazu die Einführung zu Beginn dieses Buches.

WOLFGANG KOCKROW Im Lager X

Wolfgang Kockrow (geb. 1932) war Mitglied der West-Berliner Jugendorganisation «Die Falken» und wegen «Nachrichtenübermittlung» von Oktober 1959 bis März 1960 im Arbeitslager des Staatssicherheitsdienstes.

Wir passierten eine Schleuse, wie die Fläche zwischen zwei Toren vor dem eigentlichen Zuchthauskomplex genannt wird. Dann hiess es aussteigen. Ohne Geschrei, ohne Beschimpfungen, ganz gemächlich verliessen wir den Bus. Wie die zuerst Ausgestiegenen blieb auch ich wie angewurzelt stehen.

Es war kaum zu glauben, was ich mit eigenen Augen sah: Strafgefangene mit entblösstem Oberkörper sassen auf Bänken in der Sonne. Einige schwammen in einem zum «Swimmingpool» umfunktionierten Feuerlöschteich. Andere gingen zu zweit oder dritt spazieren und unterhielten sich ungezwungen, ohne Bewachung, ohne Ermahnung, Gleichschritt zu halten.

Wir wurden aus dem Staunen gerissen und zur Kammer geleitet, um neue Häftlingskleidung und die üblichen Toilettengegenstände entgegenzunehmen. Die Uniform war ohne Streifen und die Hemden hatten Kragen. Statt der runden «Krätzchen» – Schirmmützen ohne Schirm – gab es als Kopfbedeckung dunkelblaue «Schiffchen» der ehemaligen Kasernierten Volkspolizei.

Die nächste Überraschung erwartete mich, als ich die zugewiesene Zelle erreichte. Statt der üblichen Zellentür war es eine normale Zimmertür mit einer Klinke innen und aussen. Der Raum war

auch kein Zellenraum, es war eine «Stube», eine Gemeinschaftsunterkunft. Vier Gefangene schliefen in zwei Doppelbetten. Um den Tisch herum standen Stühle, keine Hocker. Der Tisch war bedeckt mit einer Tischdecke, und als Nonplusultra stand eine Vase mit Blumen darauf. Das Fenster war normal gross, keine Glasbausteine versperrten die Sicht. Es hatte richtiges Fensterglas mit freiem Durchblick. Dekoriert waren die Fenster mit geblühten Gardinen.

Seit dem Verlassen des Busses hatten wir keinen Stasi-Schliesser mehr gesehen. Begleitet wurden wir von einem der unrühmlichsten «Funktionshäftlinge», wie wir später erfahren sollten. Dieser wies mir ein Bett zu, zeigte mir meinen Spind und machte mich mit dem Ablauf des Lebens im Lager «X»¹ vertraut. Die Lagerleitung würde am darauffolgenden Tag über meinen zukünftigen Arbeitseinsatz befinden. Er unterrichtete mich, dass das Lager unter Häftlingsselbstkontrolle stehe und nur zu den Zählappellen würde ich Angehörige der Staatssicherheit sehen. Nur in einigen Bereichen der Arbeitsstätten stellten sie die Aufsicht über die Brigaden.

Er nannte mir seinen Namen, Hans Kettner, und stellte sich als stellvertretender Leiter der Lagerselbstverwaltung vor. Wie ich später erfuhr, war er ein straffällig gewordener Offizier der Staatssicherheit,² der für versuchte Republikflucht eine lebenslange Zuchthausstrafe erhalten hatte.

Mit auf meine Stube kam etwas später auch Heinz Klein. Für den Rest des Tages hatten wir Zeit, uns über die neue Lage klarzuwerden. Gefangene informierten uns, dass hier Arbeiten verrichtet werden, die aus Geheimhaltungsgründen nicht in eine der Öffentlichkeitzugängliche Werkstatt vergeben werden können. Was sie im einzelnen taten, trauten sie sich nicht zu sagen. Schnell wurde mir bewusst, dass wir im berüchtigten Lager «X» waren, in dem Gefangene alle nur erdenklichen «besonderen» Arbeiten für das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) verrichten mussten. Die Gefangenen waren zum grossen Teil treue SED-/Stasi-Genossen, die sich in unterschiedlichster Form strafbar gemacht hatten. Die Haupttaten waren Mord, Korruption und überwiegend schwerwie-

gende Sexualdelikte. Ergänzt wurde diese Schar durch hochqualifizierte Häftlinge, die von der Stasi als Fachkräfte für geheime Projekte gebraucht wurden.

Ein breit angelegtes Spitzelunwesen bestimmte das Klima im Lager. Viele Gefangene belauschten sich wechselseitig, um vielleicht die Chance zu haben, vorzeitig entlassen zu werden oder zumindest Strafmilderung zu erreichen.

Obwohl über die Arbeit nicht gesprochen werden sollte, erfuhr ich als erstes von dem «Baukommando Wandlitz». Es war das harmloseste Arbeitskommando in diesem Lager und baute die Siedlung für Ulbricht, für die Mitglieder des Politbüros und der obersten Führungsebene von Stasi, SED und Nationaler Volksarmee. Dabei handelte es sich nicht nur um Wohnhäuser, sondern auch um geheime Bunkeranlagen mit hochtechnisiertem Innenleben und die notwendige Infrastruktur. Dann gab es noch eine Kfz-Werkstatt für Partei- und Regierungsfahrzeuge, eine Druckerei und eine Elektronikbrigade. Mehr war auf Anhieb nicht zu erfahren. Die Gefangenen der Druckerei, der Elektronik und Feinmechanik wurden so scharf überwacht, dass aus Angst vor schwerster Bestrafung keine Einzelheiten mitgeteilt wurden. Ich merkte sehr schnell, dass in diesem goldenen Käfig eine völlig vergiftete Atmosphäre herrschte. Keiner traute keinem! Bildete sich tatsächlich ein Freundschaftsverhältnis zwischen Gefangenen, wurden diese postwendend auseinandergerissen.

Zunächst musste ich über Wochen Autos waschen, überwiegend nur grosse Limousinen russischen Fabrikats wie SIM und SIL, manchmal war es auch ein Wolga, Skoda, Lada oder Wartburg. In einen SIM wurde im Fond eine Fussbank eingebaut, weil die kleingewachsene, berühmte Richterin Benjamin³ mit ihren kurzen Beinen nicht bis auf den Wagenboden reichte. Der unmittelbare Arbeitsplatz durfte nicht verlassen werden, so war es mir auch nicht möglich, einen Blick in die abgetrennte Werkstatt zu werfen, die sich in der Nähe meines Arbeitsplatzes befand. Ich hätte gern einen Blick hinein getan. Die Gefangenen, die dort arbeiteten, taten sehr

geheimnisvoll. Ich interessierte mich deshalb so sehr für diesen Bereich, weil dort Autos westlicher Hersteller bearbeitet wurden.

Es war der Tag vor meinem Geburtstag, der 10. Dezember 1959, als mir ein neuer Arbeitsplatz zugewiesen wurde. Nun sollte ich den abgetrennten Werkstatteil, die geheimnisvolle Halle, kennenlernen. Zuerst fiel mir überhaupt nichts Verdächtiges oder besonders Interessantes auf. Gefangene arbeiteten an Motoren, andere schweißten an Karossen, eine ganz gewöhnliche Werkstatt. Ich bekam den Auftrag, aus Motorblöcken die Motornummern herauszuschleifen. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, warum im Namen der Stasi gerade das gemacht wurde, was üblicherweise von Ganoven gemacht wird, wenn diese gestohlene Autos umfrisieren. Gegen Abend nahm alles plötzlich Gestalt an. Der Motorblock gehörte zu einem Opel-Kapitän mit einem West-Berliner Kennzeichen! Ein anderer Mitgefänger, der an einer Karosserie eines VW-Kombi geschweisst hatte, erzählte mir, dass die Luftschlitze über dem hinteren linken Rad dazu dienen, die dahinter liegende Batterie mit Luft zu versorgen. Es war die Frischluftzufuhr für einen verdeckten Batteriekasten. Dieser VW solle als Rot-Kreuz-Wagen gespritzt werden und ein West-Berliner Kennzeichen erhalten. Siedendheiss durchlief es mich! Ich sollte offenbar indirekt helfen, einen Menschen zu entführen, oder zur Aufdeckung einer oppositionellen Gruppe in West-Berlin beitragen, wenn dieser VW als getarnter Funkpeilwagen durch mein Berlin fährt! Mein Entschluss stand fest: Niemals werde ich mich dafür hergeben! Dem zuständigen Kfz-Meister sagte ich, dass ich am nächsten Tag nicht mehr diese Arbeiten verrichten würde. Fassungslos schaute er mich an und erklärte, dass er das sofort melden müsse und mich eine erhebliche Strafe erwarten würde. Eine Stunde später musste ich meine Sachen zusammenpacken. Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich von Heinz Klein zu verabschieden.

Ein Feldwebel brachte mich zum Tor und übergab mich dort dem Politoffizier des Lagers. In seinem Büro bekräftigte ich meine Meinung, nichts zu tun, was meinem Staat, meiner Heimatstadt und de-

ren Bevölkerung schaden könne. Ich werde jede Arbeit ablehnen, so erklärte ich, die geeignet sei, meinen Mitbürgern Schaden an Leib und Seele zuzufügen. Der Oberleutnant bezeichnete mich als ein «faschistisches Element», das unbelehrbar sei und mit meinen Parteifreunden zusammen einen dritten Weltkrieg provozieren wolle. Elemente wie ich gehören ausgeschaltet, um nicht länger Widerstand leisten zu können gegen den Weg der DDR zu Sozialismus und dauerhaftem Frieden. Über mich ergoss sich eine Kanonade von Beschimpfungen, die gesamte Palette parteichinesischer Phraseologie. Zornesrot befahl er, mich abzuführen. Ich kam in einen Keller, in dem sich mehrere Zellen befanden. Bevor mich die Feldweibel abführten, schrie der Politoffizier, dass mich zweimal 21 Tage verschärften Arrests erwarten würden, sofern der Staatsanwalt «zustimme».

Die Zelle war von gleicher Art wie in Pankow,⁴ das heisst fensterlos und flächendeckend mit einer Holzpritsche ausgefüllt, mit Ausnahme der 75 Zentimeter Abstand zwischen Pritsche und Zellentür. Diese zwei Meter Zellenbreite mal 75 Zentimeter musste ich wieder mit einem Kübel teilen. Der Kontrast zwischen Lagerleben und Kellerzelle war gewaltig, jedoch nicht annähernd so grenzenlos niederschmetternd wie der abrupte Übergang von der Freiheit in West-Berlin zu der Kellerzelle in Pankow. Ich befand mich in einem Wechselbad der Gefühle. Verhalte ich mich wirklich richtig und meiner Situation angemessen? Andererseits, wie sollte ich später in Freiheit leben können, wenn ich mich jetzt füge, Mittäter an Verbrechen gegenüber meinen Landsleuten werde? Sollte ich mich in den grossen Kreis der Denunzianten im Lager eingliedern, meine Persönlichkeit aufgeben? Wie sollte ich als verachtenswertes Individuum eines Tages zu meinen politischen Freunden zurückkehren können?

Im Übrigen war mein Hass grösser als alle anderen Überlegungen. Meine Vorbilder hatten sich auch in zwölfjähriger Kerkerhaft bei den Nationalsozialisten nicht verbiegen lassen. Ich werde es in der Kerkerhaft der Sozialisten sowjetischer Prägung auch nicht zulassen, so mein innerer Schwur.

Es waren fürchterliche Wochen. Ich brauchte meine ganze Kraft,

um über meinen Geburtstag, über die Weihnachtsfeiertage und den Beginn des neuen Jahres zu kommen. In der Nähe des Lagers musste eine Kirche sein, denn am Heiligen Abend hörte ich schwach die Glocken läuten. Ich dachte an meine Familie und an meine Freunde. Mir schossen Tränen in die Augen.

Die zweiten 21 Tage verschärften Arrests nahmen kein Ende. Es schien, dass die Drei-Tage-Abstände zwischen den Mittagessen überhaupt nicht vergehen wollten.⁵ Diese Essen halfen nicht viel, um bei Kräften zu bleiben. Sie signalisierten mehr die Etappen auf dem Wege zum Arrestende.

Der Januar ging in die letzte Woche, als ich aus der Arrestzelle geführt wurde. Das Licht des Tages blendete mich, als man mich zum Frisör und zur Dusche brachte. Obwohl die Lebensgeister ganz langsam zurückkehrten und ich mich einigermassen fühlte, wollte oder konnte ich dem Leben im Lager «X» nichts Positives mehr abgewinnen. Nur wenige Mithäftlinge suchten noch das Zwiegespräch mit mir. Die meisten hatten Angst, mit mir gesehen zu werden. Sie wollten ihr Lagerdasein nicht gefährden. In diesem Lager voller Missgunst, Neid, Anbiederung, Angst, Intrigen und Bespitzelung wollte ich nicht bleiben. Ich sehnte mich nach einer Zellentür, die innen keine Klinke hat, einem Tisch ohne Tischdecke und ohne Vase und nach einem vergitterten Fenster ohne Gardinen! Arbeit bekam ich auf einem Bauplatz. In einer Halle musste ich lose gelagerten Zement in Säcke füllen.

Mein Freund Heinz Klein ging wenige Tage nach meiner Rückkehr in Arrest. Ohne ihn war das Lagerleben noch trister. Er hatte 21. Tage verschärften Arrest bekommen, weil er einen Vorarbeiter auf sein inhumanes Verhalten gegen einen Mitgefangenen hingewiesen hatte. Dabei war der Vorarbeiter über einen Kabelstrang gestolpert und gefallen.

Geduldig wie die Lämmer akzeptierten die meisten Gefangenen, dass Mithäftlinge einander bei der Stasi anzeigten und diesen damit zu langer Kellerhaft verhalfen. Es gab keinerlei Reaktionen gegenüber dem Denunzianten. Das beschreibt die Situation im Lager am besten. Im normalen Zuchthausbetrieb war dies undenkbar. Denun-

zianten wurden von Zuchthaus zu Zuchthaus gemeldet; waren sie einmal bekannt, hatten sie ein schweres Leben.

In der ersten Märzwoche, ich war auf dem Weg zum Zählappell, schrie mich ein Feldwebel an, ich solle gefälligst die Mütze ziehen, so wie es Vorschrift sei, wenn ich an ihm vorüberginge. Ich erwiderte, dass nicht ich bei ihm, sondern er bei mir vorbeigegangen sei. Er habe mich überholt und ich hätte ihn nicht sehen können. Für mich war dies wieder ein Beweis, dass ich planmässig provoziert wurde, um gefügig gemacht zu werden. Ich musste am Ort des Geschehens stehen bleiben. Der Wärter machte Meldung. Und noch vor dem Zählappell wurde ich wieder zur Wache geführt und in meine alte Arrestzelle gesperrt. Ich ging davon aus, dass dieser ganze Vorgang eine geplante Aktion war. Sie wollten mich demütigen, mir aufzeigen, wie wehrlos ich ihnen gegenüber sei. Die begleitenden Beschimpfungen, die alle auf die verhasste Sozialdemokratie verwiesen, belegten es. Wenn nicht gezielt informiert, woher sollten Feldwebeldienstgrade meine politische Herkunft kennen? Ergebnis: Ich erhielt erneut eine Arreststrafe von 21 Tagen.

Diesmal quälten mich nicht allein Hunger und Kälte, sondern etwas ganz Abstruses. Seitlich der Zellenwand verlief eine verkleidete Wasserleitung oder ein verschaltes Heizungsrohr. In dieser Ummantelung hielt sich eine Grille auf. Sie zirpte ohne Unterlass. Das Tier machte mich fast wahnsinnig. Ich opferte grosse Teile meines Gerstenkaffees und schüttete diesen an den Platz, an dem ich das Tier währte. Ich wollte es ertränken oder zumindest verjagen. Beides ist mir nicht gelungen. Pusten, schreien, pfeifen – nichts half. Ich musste das ständige Zirpen ertragen.

Die 21 Tage schlichen dahin! Gehirnakrobatik in vielfacher Form half mir wieder einmal, diese Tage zu überstehen. Verwundert war ich, wie viele Gedichte ich noch auswendig zusammenbekam. Sicherlich war ein gerüttelt Mass an Eigendichtung zur Vervollständigung dabei. Das Lager «X» sah ich nicht wieder. Nach Rasur und Dusche wurde ich zu einem Bus mit den bekannten geweissten Fenstern gebracht. Hier traf ich auch Heinz Klein und wei-

tere Haftkameraden, die ich als zuverlässig eingeschätzt hatte. Es sah so aus, als ob die Stasi sich von all denen trennen wollte, die das Regime im Lager «X» stören könnten. Unsere Fahrt war befreiend, sogar relativ gelöst. Wir hatten das Gefühl, die «besseren» Gefangenen, die Individualisten zu sein, deren Rückgrat noch nicht gebrochen und wohl auch nicht zu brechen war. Nach kurzer Fahrt endete die Reise – die Mauern von Rummelsburg hatten mich wieder.

- 1 Das Lager X war die einzige Strafvollzugseinrichtung des DDR-Staatssicherheitsdienstes. Die Häftlinge arbeiteten im Kfz-Werk, in Reparatur- und Spezialwerkstätten, in der Wäscherei, in Konstruktionsbüros und auf dem Bau. Sie warteten die Dienstfahrzeuge der Staatssicherheit und der DDR-Regierung, entwarfen und errichteten weitere Untersuchungshaftanstalten und Funktionsgebäude des MfS und bauten Wohnhäuser und Anlagen der MfS-Sportvereinigung «Dynamo».
- 2 Hans Kettner, nach anderen Angaben ehemaliger Politoffizier der Kasernierten Volkspolizei im Range eines Hauptmanns.
- 3 Hilde Benjamin (1902-1989), Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR und Vorsitzende in einer Reihe von Schauprozessen; später wurde sie Justizministerin.
- 4 Gemeint ist das Untersuchungsgefängnis der Berliner Bezirksverwaltung des MfS in der Kissingenstrasse.
- 5 Während des Arrestes erhielten die Häftlinge nur ein Drittel der üblichen Gefängnisverpflegung.

SIGRID PAUL
Mauer durchs Herz

Sigrid Paul (geb. 1934) sass wegen «Beihilfe zur Republikflucht» von März bis August 1963 und erneut von Oktober 1963 bis August 1964 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

In Ost-Berlin habe ich am 13. August 1961 den Mauerbau hautnah miterlebt. Die Mauer trennte uns von unserem kranken Baby, das ab März 1961 in der West-Berliner Universitätsklinik behandelt werden musste, weil die Ärzte im Ostteil der Stadt ihm zur damaligen Zeit nicht helfen konnten. Vor dem Mauerbau hatte ich meinen Sohn täglich im Krankenhaus in West-Berlin besucht, doch nach dem Mauerbau war das plötzlich nicht mehr möglich. Ich setzte alles daran, einen Passierschein zu bekommen, jedoch immer wieder vergebens.

Nach neun Wochen Behördenkampf bekam ich endlich den ersehnten Passierschein und durfte anlässlich seiner Nottaufe für wenige Stunden zu ihm. Zunächst war ich überglücklich, mein Baby nach einer so langen Trennung endlich wieder in den Arm nehmen zu können – aber sollte ich nun bei meinem kranken Kind in West-Berlin bleiben? Ohne Arbeit, ohne Unterkunft? Oder sollte ich zurück nach Ost-Berlin zu meinem Mann? Ich entschied mich für die Rückkehr in der Hoffnung, meinem Sohn möge es bald bessergehen und ich könnte ihn bald nach Hause holen. Damals ahnte ich jedoch nicht, dass es noch Jahre dauern sollte, bis es soweit war.

Die ständige Ungewissheit um seinen Gesundheitszustand und ob ich eine Besuchserlaubnis erhalten würde, brachten meinen Mann und mich zu dem Entschluss, im Februar 1962 illegal den Osten des Landes in Richtung Westen zu verlassen. Mit Hilfe präparierter Bundespässe wollten wir über den Transitweg per Bahn vom Berliner Ostbahnhof über Skandinavien zu unserem Sohn nach West-Berlin. Doch bevor wir diesen Fluchtweg nutzen konnten, führten die DDR-Behörden neue Kontrollmassnahmen an den Grenzübergangsstellen ein. Uns fehlte ein Stempel im Pass, und ohne den liefen wir Gefahr, enttarnt zu werden. Weil wir kein Risiko eingehen wollten, gaben wir diesen Fluchtweg auf und planten auch keinen weiteren. Mit drei jungen Studenten, die wie wir mit gefälschten Pässen über die Grenze wollten, blieben wir in der Folgezeit in Kontakt. Sie liessen sich von der Fluchtidee nicht abbringen und planten im Herbst 1962, durch einen Tunnel zu flüchten, mussten jedoch auch dies aufgeben, da er durch einen Wassereintritt unpassierbar geworden war.

Mitte Februar 1963 kam wieder Bewegung auf beim Thema Flucht. Die drei Studenten klopfen erneut an unsere Tür und baten um Quartier. Natürlich war mir sofort klar, dass es sich um eine Flucht handeln müsse. Wie ich später erfuhr, war es wieder ein Tunnelprojekt. Doch was niemand zum damaligen Zeitpunkt ahnte, war, dass dieser Tunnel bereits an die Stasi verraten worden war. Die Stasi wusste seit Mitte Januar 1963 davon. Sie hatte bereits die Regie über das Tunnelprojekt übernommen, was weder von den Tunnelbauern noch von den zu schleusenden Personen bemerkt worden war. Alle Beteiligten wurden verhaftet; unter ihnen die drei Studenten, die kurzzeitig bei uns untergekommen waren.

Vierzehn Tage danach, am 28. Februar 1963, wurde ich morgens auf dem Weg zu meiner Dienststelle von zwei Männern angehalten. Sie fragten erst nach meinem Personalausweis, packten mich dann plötzlich an den Oberarmen und drückten mich in eine schwarze Limousine. Ich war total geschockt, versuchte, mich nach Kräften zu wehren, schlug um mich und schrie um Hilfe. Ein Busfahrer, der alles beobachtet hatte, stoppte seinen Bus neben mir und öffnete die

vordere Tür, damit ich mich hineinretten konnte, doch ich hatte keine Chance, mich loszureissen. Die Männer waren stärker und sichtlich geübt in ihrer Vorgehensweise. Auf diese Art gekidnappt, wurde ich nach Berlin-Lichtenberg gebracht. Nachdem man mir meine Stadttasche, meine Uhr, Gürtel und Schnürsenkel abgenommen hatte, begann das erste Verhör. Ich wurde von mehreren Vernehmern gleichzeitig befragt. In der Hauptsache ging es um die drei Studenten. Konkrete Antworten konnte ich jedoch nicht geben, da ich nichts Genaues wusste. Wie ich später aus meinen Stasi-Akten erfuhr, hatten sie Kuriere mit Informationen für die Studenten in unsere Wohnung geschickt und gingen deshalb davon aus, dass diese auch an mich weitergegeben worden waren. Sie ahnten nichts von unserer Absprache, mich aus allem rauszuhalten, um mich nicht zu gefährden, und wollten daher nicht glauben, dass ich ahnungslos war. Die Vernehmungen waren belastend und quälend zugleich. Sie dauerten den ganzen Tag, gingen abends weiter und wurden die ganze Nacht fortgesetzt. Alle drei bis vier Stunden wechselten die Vernehmer, ich aber wurde nicht in Ruhe gelassen. Diese Prozedur endete erst am nächsten Morgen gegen 6.00 Uhr. Inzwischen waren 22 Stunden vergangen.

Im Anschluss an diese Erstvernehmung wurde ich in die Zelle eines Transportwagens gesetzt, aus der man an keiner Stelle nach draussen schauen konnte. Informationen darüber, wohin ich gebracht wurde, erhielt ich nicht. Nach längerer Fahrt und anschließendem Stopp hörte ich mal Tore quietschen, mal Gitter knallen. Dann fuhr der Wagen mit mir weiter. Als die Zellentür zum Ausstieg geöffnet wurde, befand ich mich in einer sehr hell erleuchteten Garage. Durch den Aufenthalt im Dunkeln der Transportzelle und dem grellen Lichteinfall beim Ausstieg brannten mir die Augen. Sicherlich war das gewollt und bewusst herbeigeführt. Danach wurde ich über einen Gang zu einer Kammer geführt, in der ich mich bis auf die Haut ausziehen musste. Ich musste mich bücken und in die Grätsche gehen. Ein breit grinsender Posten schaute nach, dass ich in keiner Körperfalte noch etwas Persönliches versteckt hielt. Nach

dieser Demütigung bekam ich die sogenannte Anstaltskleidung ausgehändigt, die ausschliesslich Männerkleidung war.

Mit Männerunterwäsche, dicken Stricksocken und Kamelhaarschuhen bekleidet, wurde ich in eine triste anthrazitfarbene gestrichene, mit dunkelrotem Steinfussboden versehene, sehr kalte Zelle gebracht. Zu diesem Zeitpunkt verlor ich auch meinen Namen. Ich wurde Nummer 93/2. 93 stand für die Zelle, in der ich nun leben musste, und 2 stand für die Pritschenseite. Wie ich heute in meiner Stasi-Akte nachlesen kann, hatte ich auch noch eine Häftlingsnummer, die 741.

Das Fenster der Zelle war mit einer doppelten Reihe Glasbausteinen zugemauert. Keine Wolke, keinen Vogel oder Baum konnte ich erkennen, geschweige denn die Vielseitigkeit eines Regentropfens bewundern. In der Zelle standen zwei Pritschen; vor dem Fenster ein kleiner Tisch mit je einem Hocker an der Stirnseite. Das gesamte Mobiliar war mit Winkeleisen am Fussboden befestigt, so dass man keine Veränderung der Einrichtung vornehmen konnte. Der Raum zwischen den beiden Pritschen betrug gerade mal 50 Zentimeter, so dass das Laufen (drei Schritte vor und vier Schritte zurück) nur in Absprache mit meiner Zellennachbarin möglich war. Das Toilettenbecken, welches sich in unmittelbarer Nähe der Zellentür befand, hatte keinen Deckel. Das Liegen auf der Pritsche war tagsüber verboten, und während des Nachtschlafes musste man sich so betten, dass das Gesicht zur Tür zeigte und die Hände auf der Decke lagen.

In den ersten vierzehn Tagen war ich, wie fast alle politischen Häftlinge zu meiner Zeit, einem permanenten Schlafentzug ausgesetzt. Das bedeutete, dass auch in der Nacht das Licht durchgehend an war. Circa alle zehn Minuten schaute ein Posten zur Kontrolle durch den Spion. Dieser Schlafentzug führte unweigerlich zu Konzentrationsschwäche, und auf die hatten es die Vernehmer abgesehen. Auch ich spürte nach einigen Tagen sehr deutlich, dass meine Kräfte nachliessen. Am Ende war ich so ausgelaugt, dass ich mich dem Inhalt der Vernehmungsprotokolle nicht mehr widersetzte und alles unterschrieb, was mir vorgelegt wurde.

Zermürend wirkte sich auch die während der Zeit der Vernehmungen verhängte Kontaktsperre aus. Jeglicher Kontakt mit der Aussenwelt war untersagt. Weder durfte ich mit meinem Verteidiger noch mit meiner Familie sprechen, auch Briefe schreiben war nicht erlaubt. Ich sehnte mich nach Informationen, wie es meiner Familie ging. In der Zelle war nicht das geringste persönliche Detail erlaubt; selbst Zahnbürste, Kamm und Handtuch waren in einem kleinen Kasten ausserhalb der Zelle untergebracht. Da mir auch das Lesen nicht gestattet wurde, war es für viele Wochen und Monate ein grausiger Alltag: Ich war isoliert, allein mit meinen Ängsten und Gedanken. Und wusste nicht einmal, wo ich gefangengehalten wurde. Die Bewacher und der Vernehmer gaben darüber nie Auskunft. Genausowenig erfuhr ich den Namen meines «Hauptsachbearbeiters». Alles blieb geheim. Erst heute, nachdem ich Einsicht in die Stasi-Unterlagen nehmen konnte, weiss ich, dass er Berndt hiess. Seit einigen Jahren suche ich Herrn Berndt. Doch er lehnt ein Gespräch mit mir ab. Das liess er mich jedenfalls wissen.

In der Isolation der Untersuchungshaft wurde meine Sehnsucht nach zwischenmenschlichem Kontakt beinahe unerträglich gross. Jedes Geräusch, das von aussen in die Zelle drang, nahm ich mit grosser Konzentration wahr und versuchte, so gut es eben ging, es zu verfolgen. Sehr bald konnte ich genau unterscheiden, ob eine Zellentür geöffnet wurde, um jemanden zur Vernehmung zu bringen, oder ob sie für den sogenannten «Freigang» aufgeschlossen wurde. Zwischen den Kommandos «Kommse» und «Gehense» hoffte ich, andere, mir vertraute Stimmen zu erhaschen, die meines Mannes zum Beispiel oder die eines der drei Studenten. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Dann kamen andere Geräusche an mein Ohr. Ich bildete mir ein, von Zeit zu Zeit ein Rascheln oder Klopfen an den Wänden zu spüren. Sehr leise, kaum hörbar. Nach Tagen wurde mir klar, dass über diese Klopfzeichen Informationen unter Häftlingen ausgetauscht wurden. Jetzt wurde es immer aufregender. Ich wollte unbedingt daran teilhaben, koste es, was es wolle. Und auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen:

Hier wurde nach dem Prinzip des Alphabets geklopft! Also für den Buchstaben «A» gab es einen Anschlag, für den Buchstaben «B» zwei Anschläge usw. Der Beginn des Klopfens wurde durch ein Geräusch beziehungsweise durch das Rascheln oder Kratzen an der Wand eingeleitet. Als Suchzeichen sozusagen. Wollte man in diese Form der Unterhaltung eintreten, musste man nur zurückrascheln. Wie alles andere auch, unterlag das Klopfen dem absoluten Verbot. Wir Häftlinge durften uns nicht erwischen lassen, denn dann wurden wir entweder sofort in eine andere Zelle verlegt oder hatten mit anderen unvorhersehbaren Konsequenzen zu rechnen. Im Mai 1964 musste ich einmal eine «Gummizelle» bzw. «Dunkelzelle» von Blut und Kot reinigen. Zwei dieser Zellen befanden sich im Keller des neuen Zellentraktes. An den Wänden mit Gummiprofilen ausgekleidet, verfügten sie weder über eine Pritsche noch über einen Kübel. Es gab kein Fenster, keinen Hocker und kein helles Licht. Ich konnte mir jedenfalls vorstellen, welch schreckliche Erlebnisse Häftlinge durch diese Form des verschärften Arrests in der «Gummizelle» bzw. «Dunkelzelle» erleiden mussten. Trotz der immer drohenden Gefahr, beim Klopfen ertappt zu werden, hörte ich nicht auf. Nicht selten passierte es, dass sich ein Posten in das Klopfgespräch einschmuggelte. Meistens wurde das von uns jedoch sehr schnell erkannt, weil sie in einem anderen Rhythmus klopften.

Ich hoffte immer, auf einen meiner Bekannten zu stoßen. Die ersten Worte, die durch die Wand geklopft wurden, fragten dann auch meist nach dem Namen. Waren wir uns fremd, klopfte ich gleich die nächste Frage: «Kennst Du Hartmut?» oder «Wo ist Ulla?» In der Berliner Stasi-Haftanstalt hatte ich nie das Glück, auf einen meiner Leute zu stoßen. Das glückte mir erstmals auf dem Transport von Hohenschönhausen in die Rostocker Stasi-Haftanstalt Anfang Juli 1963. Während der Verlegung nach Rostock sass Werner Coch neben mir in der Zelle des Gefangenentransportwagens. Aufgeregt und verängstigt konnte ich mich erst kaum auf seine Klopfzeichen konzentrieren, wusste ich doch nicht, wohin es ging und was sie mit mir vorhatten. Die schlimmsten Befürchtun-

gen – bis hin zum Erschiessen – gingen mir durch den Kopf und versetzten mich in Todesangst.

Als ich endlich seinen Namen erkannte, wusste ich nicht, was ich denken sollte. Hatte mein Vernehmer mir nicht zu verstehen gegeben, dass Werner an der Grenze durch einen Kopfschuss getötet worden war? Vor dem Umfallen, so die Worte des Vernehmers, soll er noch meinen Namen gerufen haben. Für mich war daher seit einigen Wochen klar, Werner ist tot. Es war nicht leicht für mich, mit dieser Tatsache in der Zelle leben zu müssen, ohne dass ich mit jemandem darüber sprechen konnte. Ich war nur noch wütend und wollte schreien. Und nun? Nun sass Werner plötzlich lebendig neben mir, getrennt durch eine Schottwand!

Als wir in Rostock ankamen, wurden wir sofort wieder in Zellen gebracht. Natürlich ging die Sucherei nach meinem Mann und Bekannten sofort wieder los. Für mich war die Kontaktaufnahme wichtiger als essen und trinken. Das Klopfen war für mich regelrecht zur Sucht geworden. Plötzlich, ich konnte es kaum fassen, wurde die erste Silbe des Wortes durch die Wand geklopft, das war beide, mein Mann und ich, uns als Erkennungszeichen erwählt hatten. Ich ergänzte sofort die zweite Silbe, und schockartig wurde uns bewusst, dass wir nach so vielen Monaten der Ungewissheit endlich wieder direkt Kontakt hatten. Mir wurde ganz warm ums Herz, ich spürte förmlich seinen Atem auf meiner Haut. Er stand unmittelbar neben mir. Die kahlen dunklen Wände und die Eintönigkeit der Zelle nahm ich in diesem Moment gar nicht mehr wahr. Erinnerungen an heisse Küsse und gemeinsam verbrachte Tage und Nächte sowie Gedanken an glückliche, fröhliche Stunden beherrschten mein Denken, und plötzlich fühlte ich mich der schlimmen Situation, in der wir uns befanden, besser gewachsen, fühlte Kraft zum Durchhalten. Wir beide, so dachte ich, wir werden es schon schaffen, egal, was passiert. Irgendwann muss man uns hier wieder herauslassen, irgendwann sind wir wieder zusammen! Der Anstaltsleitung muss sehr schnell aufgefallen sein, welcher Fehler ihnen unterlaufen ist. Noch am selben Tag wurde ich in eine andere Zelle verlegt.

Nach der Verhaftung folgt die sogenannte Untersuchungshaft,

die Zeit vor einem möglichen Prozess. In allen Ländern, ausser in Diktaturen, gilt der Beschuldigte als unschuldig, so lange er nicht rechtskräftig verurteilt ist. Er ist also noch im Besitz seiner bürgerlichen Ehrenrechte. Der Kontakt zu den Angehörigen und dem Anwalt seiner Wahl ist selbstverständlich. Doch in der DDR in Stasi-Haft war das anders. Solange die Hauptvernehmungen liefen, war jeglicher Kontakt nach aussen untersagt. Mein Vernehmer sagte einmal zynisch zu mir: «Sie können sich ja drei Verteidiger bestellen, doch helfen kann Ihnen keiner!» Ich fühlte mich isoliert, desorientiert und gedemütigt. Ich wusste nicht, was mich noch erwartete, wie die Zukunft aussieht, und kam mir vor wie eine wirkliche Verbrecherin.

Tatsächlich bekam ich vor meinem Prozess in Rostock am 15. August 1963 weder die Anklageschrift vorgelegt noch meinen Anwalt zu Gesicht. Erstmals traf ich ihn fünf Minuten vor der Verhandlung. Da gab er mir zu verstehen, dass wir keine Chance auf eine ordentliche Verteidigung hätten. Auch hatte ich das Gefühl, dass der Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Im Saal waren nur wenige meiner Angehörigen zu sehen und eine Menge Stasi-Leute. Insgesamt wurde vier Tage verhandelt. Am Ende wurde ein Urteil von vier Jahren Zuchthaus verkündet, begründet durch § 21 Abs. 1 des Strafrechtsergänzungsgesetzes der DDR wegen «Beihilfe zur Republikflucht».¹ Die Justiz in der DDR urteilte nicht nur nach dem «Strafgesetzbuch der DDR», sondern auch nach einem «Strafrechtsergänzungsgesetz». Aufgrund des «Ergänzungsgesetzes» wurden viele tausend Urteile in der DDR gefällt. Das Urteil bekam ich ebenfalls nicht schriftlich ausgehändigt. Erst nach dem Mauerfall, bei der Einsichtnahme in meine Gerichtsakten, sah ich Anklageschrift und Urteil – genau dreissig Jahre nach dem Prozess.

Diese Verletzungen der Menschenrechte versuchen die Machthaber von damals nun zu leugnen. Dies dürfte ihnen jedoch nicht gelingen, denn die Vorgänge von einst sind tausendfach belegt, nicht zuletzt durch ihre eigene fleissige Aktenführung. In den siebziger Jahren hatte die DDR an den Verhandlungen der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) teilgenom-

men und den Korb zur Einhaltung der Menschenrechte unterschrieben. In der Folge bekamen die Zellen in Hohenschönhausen fließendes Wasser, die Toiletten einen Deckel und die Wände einen helleren Farbanstrich. Die Glasbausteine anstelle der Fensterscheiben blieben jedoch ebenso erhalten wie die verachtende Art der Behandlung der Untersuchungshäftlinge.

Nach der Verurteilung folgte der Strafvollzug. Als Strafgefangene hatte ich Kontakt zu anderen Verurteilten und war nicht mehr so isoliert. Hin und wieder hörte ich auch meinen eigenen Namen wieder. Einmal im Quartal, auf vierzig Minuten begrenzt, hatte ich «Sprecherlaubnis». Schreiben durfte ich auch, aber nur einen Brief im Monat, begrenzt auf 21 Zeilen. Nur einmal im Monat durfte ich einen Brief empfangen.

Berlin-Hohenschönhausen war zwar eine Untersuchungshaftanstalt, doch zur Verrichtung vieler Arbeiten wurden Kommandos von Strafgefangenen eingesetzt. So gab es zwei Kommandos, die ausschliesslich aus Frauen bestanden, und eines, das ausschliesslich aus Männern zusammengesetzt war. Die Frauen mussten kochen, putzen, nähen, waschen und bügeln. Die Männer malern, mauern, tischlern, zimmern, Autos instandhalten und Essenkübel schleppen. Alle Kommandos wurden streng voneinander getrennt gehalten. So hatte zum Beispiel das «alte» Küchenkommando der Frauen keinen Kontakt zu dem «neuen» Küchenkommando der Frauen. Das «alte» war im Keller des alten Gebäudetraktes untergebracht, und das «neue» war im Keller des neuen Gebäudetraktes untergebracht. Dort befanden sich auch die jeweiligen Arbeitsräume. Im alten Gebäudetrakt kochten Häftlingsfrauen für die Vernehmer und das Anstaltspersonal. Mit angegliedert war das Reinigungskommando. In den Nachtstunden putzten die Frauen, und am Vormittag bis in den frühen Nachmittag hinein verrichteten sie Nährarbeiten am Band. Auch ich kam in den Strafvollzug nach Hohenschönhausen und musste diese Arbeiten dreieinhalb Monate ausüben. Danach, das war im Januar 1964, wurde ich dem «neuen» Küchenkommando zugeteilt. Hier hatte ich dann einen ziemlich normalen Tagesablauf. Ich wurde um 7.00 Uhr geweckt und nahm

nach der Morgentoilette und dem Frühstück meine Arbeit im Zahn-techniklabor auf. Bis ca. 17.00 Uhr durfte ich im Labor arbeiten, dann musste ich Feierabend machen. Die Posten achteten streng darauf, dass ich die Zeit nicht wesentlich überzog. Es kam aber auch vor, dass ich manchmal andere Arbeiten mit verrichten musste wie spülen, Gemüse putzen oder Kartoffeln schälen. Das tat ich gern, denn dabei fiel manchmal auch etwas rohes Obst oder Gemüse für mich ab.

Verlegungen vom «alten» in das «neue» Kommando und umgekehrt wurden häufig und plötzlich vorgenommen. Es war keine Zeit für Verabschiedungen, Adressenaustausch oder Verabredungen. Freundschaften sollten auf diese Art unterbunden werden. Gleichgesinnte sollten sich nicht verbrüdern. Um das zu verhindern, wurden auch Mithäftlinge für Spitzeldienste eingesetzt, die eventuell entstehende Freundschaften durch Denunziation wieder kaputt machten. Mit der Zeit bekam ich jedoch ein Gespür dafür, wem ich vertrauen konnte und wem nicht.

Das Jahr 1964 begann in der Berliner Stasi-Haftanstalt ohne grössere Probleme für mich. Einmal im Quartal hatte ich Sprecherlaubnis mit meiner Mutter, und einmal im Monat hatte ich für 30 Minuten Sondersprecherlaubnis mit meinem Mann, der im Arbeitskommando der Männer eingesetzt war.

Trotz aller Erleichterung im Strafvollzug litt ich ständig unter grosser Sehnsucht nach meinem Sohn. Tag und Nacht versuchte ich, ihn mir vorzustellen. Wie mag er jetzt aussehen? Wie gross ist er jetzt? Kann er schon sprechen? Wie klingt seine Stimme? Wachsen ihm schon Zähnen? Was weiss er über seine Eltern? Kann er mit den Begriffen Vater und Mutter überhaupt etwas anfangen? Tagsüber war ich mit meiner Arbeit allein in meiner Zelle und ständig in Gedanken versunken. Das Fenster hielt ich immer einen kleinen Spaltbreit geöffnet, was hier im Kellertrakt möglich war. Einmal, um mich nicht mehr so abgeschottet zu fühlen, und zum anderen, um Frischluft in den Raum hineinzulassen. Dabei drangen manchmal auch Männerstimmen an mein Ohr, und ich hoffte jedes Mal, auch die meines Mannes zu hören. Ab und zu glückte mir das, denn unverkennbar war sein Lachen.

Eines Tages musste ich morgens, unmittelbar nach dem Wecken, dem Posten folgen, der mich in einen Gefangenenentransportwagen setzte. Ich nahm all meinen Mut zusammen und fragte den Posten, wohin ich gebracht werden soll. Doch er schwieg beharrlich. Man brachte mich in die Haftanstalt Berlin-Rummelsburg und dort in eine Einzelzelle. Die Zelle hatte weder eine Pritsche noch einen Hocker, so dass ich stundenlang darin im Stehen zubrachte. Und obwohl es Hochsommer war, fror ich darin erbärmlich. Die Zelle war kalt, feucht und furchtbar schmutzig. Zu essen oder trinken erhielt ich nichts. Abends dann, es muss so gegen 20 Uhr gewesen sein, öffnete sich plötzlich die Zellentür und ein hochdekoriertes Offizier stand im Raum und befahl mir mitzukommen. Er ging mit mir bis zur Pforte. Dort bekam ich meine persönlichen Sachen ausgehändigt, die man mir bei der Verhaftung abgenommen hatte, und stand plötzlich auf der Strasse.

Ich konnte es nicht fassen. War ich nun frei? War das die Entlassung aus dem Gefängnis nach neunzehnmonatiger Haft? Oder war es vielleicht nur ein Traum? Ich hatte keinen Entlassungsschein ausgehändigt bekommen, meine Haft hätte noch 29 Monate andauern sollen, und ich nahm schon an, dass mit mir ein übler Scherz getrieben würde. Wie versteinert stand ich nun auf der Strasse und blickte der untergehenden Sonne nach, die in Richtung Westen gerade noch zu sehen war.

Ich weiss nicht, wie lange ich so erstarrt dort gestanden habe; unfähig, klare Gedanken zu fassen. Wolken zogen über mir dahin. Dazwischen waren die Strahlen der untergehenden Sonne zu sehen, die den Himmel in ein wunderschönes, orangefarbenes Abendrot gefärbt hatte. Ganz langsam, zart und kaum wahrnehmbar, kroch ein Hochgefühl wiedergewonnener Freiheit in mir hoch. Dieser Zustand nach einer so langen Zeit der Entbehrungen und der Sorge um mein Kind war unbeschreiblich schön. Ein Gefühl der Dankbarkeit erfüllte mich und Tränen der Freude liefen mir still über die Wangen. Meine Lebensgeister meldeten sich zurück. Ich war wieder frei.

Irgendwann machte ich mich auf den Heimweg – an einem herrlichen Sonnenabend, wie ich ihn lange, lange nicht mehr erlebt hatte.

- 1 § 21 (Verleitung zum Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik) Abs.1 Strafrechtsergänzungsgesetz der DDR in der Fassung vom 17. April 1963: «Wer es unternimmt, eine Person 1. im Auftrage von Agentenorganisationen, Spionageagenturen oder ähnlichen Dienststellen oder von Wirtschaftsunternehmen oder 2. zum Zwecke des Dienstes in Söldnerformationen zum Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik zu verleiten, wird mit Zuchthaus bestraft; auf Vermögenseinziehung kann erkannt werden.»

DIE 70er JAHRE

KLAUS KORDON
Das Totenhaus

Klaus Kordon (geb. 1943) ist Schriftsteller und war wegen versuchter Republikflucht von September 1972 bis Februar 1973 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

Lenz hatte gehofft, noch vor dem Frühstück geholt zu werden. Seit dem frühen Morgen stand er neben der Tür und lauschte auf Schritte. Er hörte aber nur den Wachposten von Spion zu Spion schlendern und irgendwann auch in seine Zelle spähen. Später vernahm er das Schmatzen von Gummirädern auf Linoleumfussboden. Das Geräusch wurde lauter und lauter, leise Stimmen drangen zu ihm, und er begriff, dass der gummibereifte Wagen, der da offenbar von Zelle zu Zelle geschoben wurde, irgend etwas lieferte. War schon Frühstückszeit? Der Wagen wurde auch vor seine Zellentür geschoben, die Klappe ging. «Schüssel», sagte eine Stimme. Ein Gesicht war nicht zu sehen. Lenz reichte die blaue Plastikschüssel hinaus, und vier dicke, dünn mit Marmelade bestrichene, zu Klappstullen aufeinandergepappte Brotscheiben wurden hineingeworfen.

«Becher.» Er hielt den weissen Plastikbecher hin und erspähte einen Uniformärmel und eine Hand, die aus einer grossen Kanne heissen Muckefuck in den Becher goss. Danach wurde die Klappe wieder geschlossen. Die Brote rührte Lenz nicht an, von dem Kaffeersatz, einer schlimm stinkenden Lorke, nahm er nur einen kleinen Schluck. In der vergeblichen Hoffnung, das heisse Getränk würde ihm guttun. Gleich darauf lauschte er erneut.

Eine Weile war alles still, dann war wieder das Schmatzen der Gummiräder zu hören. Die Frühstücksreste wurden abgeholt. Die Klappe ging. «Sie haben nichts gegessen?» «Wie Sie sehen.» Die Schlüssel wurde über einem Plastikeimer ausgekippt, die Klappe geschlossen und der Wagen weitergeschoben, bis die Gummiräder nicht mehr zu hören waren. Nun war wieder alles still. Lenz lehnte sich an die mit beiger Lackfarbe gestrichene Wand und schloss die Augen. Ruhig bleiben! Vielleicht wollen sie das ja gerade, du sollst nervös werden, damit du leichter zu handhaben bist.

Doch dann wurde es plötzlich sehr laut, Schritte hallten, Riegel klirrten, Schlüssel rasselten. Lenz konnte sich nicht mehr beherrschen und begann in der Zelle auf und ab zu rennen, von der Tür zu den Glasziegelsteinen, die das Fenster ersetzten und hinter denen schemenhaft das Gitter zu erkennen war, und zurück. Acht kurze Schritte hin, acht kurze Schritte her. Die berühmten acht Schritte! Langte er an der Tür an, lauschte er jedes Mal. Näherte sich aber jemand seiner Zelle, hörte er schon bald, wie derjenige sich wieder entfernte. Andere Zellentüren wurden geöffnet. Hatten sie ihn vergessen? Waren sie nicht neugierig auf ihn? War er ein so kleines Licht?

Als dann am späten Vormittag, auf dem Flur war längst Ruhe eingekehrt, sich mit einem Mal doch noch Stiefel seiner Tür näherten, laut krachend erst der obere und dann der untere Riegel zurückgezogen wurde und der Schlüssel ins Schloss fuhr, erschrak Lenz dermassen, dass er bis ans Ende der Zelle zurückwich. Es war der Schliesser vom Abend zuvor, der die Zelle betrat, der nicht ganz und gar unfreundliche Feldwebel, der ihm Bettwäsche, Haftkleidung, Seife, Handtuch, Zahnpasta, Zahnbürste und das Plastikgeschirr gebracht hatte; ein Pickelgesicht mit noch sehr jungen Augen. Da er seinen Namen nicht kannte, hatte Lenz ihn wegen der vielen roten, teilweise erst frisch ausgedrückten Vulkane und Vulkänchen rund um Nase, Stirn und Kinn «Marsmann» getauft.

Der nur mittelgrosse Feldwebel blickte in die Runde, als müsste er sich erst davon überzeugen, dass der Untersuchungshäftling

Lenz in der zurückliegenden Nacht nichts Unschickliches angestellt hatte, dann befahl er: «Von nun an gilt: Betritt jemand von der Wachmannschaft den Verwahrraum, haben Sie sich ordnungsgemäss zu melden. Ihre Verwahrraumnummer ist die Hundertzwo, der Raum ist für zwei Häftlinge vorgesehen. Wer von der Tür aus rechts schläft, bekommt die Nummer Eins. Sie haben die linke Pritsche gewählt, also sind Sie die Nummer Hundertzwo-Zwo. Das gilt auch für die Zeit, in der Sie in Einzelhaft sind. Wird also die Tür geöffnet, treten Sie so weit wie möglich zurück, legen die Hände an die Hosennaht und melden sich mit Hundertzwo-Zwo. Haben Sie verstanden?»

Lenz nickte nur.

«Ob Sie verstanden haben?»

«Ja.»

«Wie melden Sie sich?»

«Mit Hundertzwo-Zwo.»

«Gut! Singen, Pfeifen, lautes Sprechen ist laut Verwahrraum-Ordnung verboten. Auch dürfen Sie sich tagsüber nicht auf die Pritsche legen. Das ist erst zur Nachtruhe gestattet. Haben Sie das verstanden?»

«Ja.»

«Raus treten.»

Wie er aus der Zelle zu treten hatte, hatte ihm der Marsmann am Abend zuvor, als er ihn zur Effektenkammer und zur kriminalistischen Erfassung führte, schon beigebracht. Er musste sich links von der Zellentür aufstellen – Gesicht zur Wand, die offenen Hände auf dem Rücken – und warten, bis die Tür verschlossen war. Setzte der jeweilige Schliesser sich danach in Bewegung, durfte er ihm, Hände auf dem Rücken, im Abstand von drei Schritten folgen.

Wieder musste Lenz die ihm viel zu weite dunkelblaue, ehemalige Volkspolizistenhose auf dem Rücken festhalten, damit sie nicht bis auf die Knöchel runterrutschte; wieder hatte er das Gefühl, in den ihm viel zu grossen, groben Wollsocken, die ihm über die schwarzgelben Filzlatschen hingen, zum Puschenheini degradiert worden zu sein; wieder ging es durch den nur schwach beleuchte-

ten, ebenfalls beige gestrichenen Flur mit den schwarzen Riegeln und Schlosskästen an den grauen Zellentüren links und rechts. Alarmleinen aus Klingeldraht zogen sich in Griffhöhe an den Wänden entlang. Sollte der Schliesser oder Läufer, der den Gefangenen führte, angegriffen werden, brauchte er nur danach zu greifen und schon würde ein Rollkommando herbeigestürzt kommen.

«Was erwartet mich denn heute?» «Seien Sie still!»

Das klang zornig. Musste ein Untersuchungsgefangener sich doch denken können, dass auf den Gefängnisfluren nicht gesprochen werden durfte; schon gar nicht in diesem vertraulichen Ton. Hier wurden keine Freundschaften geschlossen, hier wurde verwahrt und verwaltet, ermittelt und bestraft. «Bleiben Sie stehen!»

Die rote Lampe über der Gittertür, hinter der es nach rechts in einen weiteren Zellenflur ging, war Teil einer Ampelanlage; davor, auf dem Linoleumfussboden, war ein roter Stoppstrich aufgemalt. Vor dieser Markierung musste Lenz stehenbleiben und warten, bis der Marsmann die Ampel betätigt hatte und sicher war, dass keine andere Gefangenenzu- oder -rückführung ihren Weg kreuzte. Erst danach ging es durch die Gittertür und hundert Meter weiter in das zwischen den Etagen mit Stahlnetzen und an den Seiten mit Gittern gegen etwaige Suizidversuche abgesicherte Treppenhaus hoch, das Lenz bereits vom Abend zuvor kannte, als man diesen Weg mit ihm gegangen war, um ihm die Fingerabdrücke abzunehmen und von allen Seiten Fotos von ihm zu schiessen. Für's Verbrecheralbum.

Auch im Treppenhaus sorgte sich der Marsmann vor einer zufälligen Begegnung mit einem anderen Pärchen. Immer wieder liess er einen seiner Schlüssel am Treppengitter entlangschnarren oder rasselte mit dem Schlüsselbund. Ansonsten liefen sie durch ein Totenhaus, überall tiefste Stille.

Zwei Stockwerke höher ging es durch eine schwere Stahltür in einen ebenso stillen, einem Hotelgang ähnelnden Flur hinein. In der Mitte ein roter Läufer, rechts und links hellgestrichene Türen mit schwarzen Ziffern, aber ohne Namensschilder. Vor einer der Türen

blieb der Marsmann stehen und wies Lenz an, sich davor wie vor seiner Zellentür aufzustellen: Gesicht zur Tür, Hände auf dem Rücken. Er wartete, bis Lenz die verlangte Position eingenommen hatte, dann klopfte er, schob den Kopf in den Türspalt, flüsterte irgendwas und öffnete die Tür schliesslich ganz. Lenz durfte eintreten und wurde angewiesen, auf dem Hocker in der äussersten Ecke neben der Tür Platz zu nehmen. So blieb zwischen ihm und den beiden Tischen, die den kleinen Raum fast zur Hälfte füllten, ein grösserer Abstand. Hinter dem Schreibtisch sass ein junger Mann, der Lenz neugierig anblickte. Kastanienbraunes, lockiges Haar, mittelgrosse Knabenfigur, schmaler Kopf, braune Knopfaugen, nicht älter als Mitte Zwanzig. Ein Klassensprecheres Gesicht! Der Typ, den die netten Mädchen und die bequemen Lehrer bevorzugen; keiner, mit dem ein Manfred Lenz sich angefreundet hätte, aber auch kein Unsympath.

Der Klassensprecher gab dem Marsmann zu verstehen, dass er gehen konnte, dann musterte er Lenz, bis der den Kopf abwandte. Links vom Schreibtisch, unter dem wie immer ein wenig zu bunten, farbigen Honecker-Porträt, standen ein niedriges Schreibmaschinentischchen mit abgedeckter elektrischer Schreibmaschine und ein nicht sehr hoher, dunkelbraun gespritzter Panzerschrank, gleich daneben verriet ein mit Stores verhängtes, vergittertes Fenster, dass draussen die Septembersonne schien. Auf dem etwas kleineren, quadratischen Tisch direkt vor dem Schreibtisch gähnte ein grosser, leerer, saubergewischter Aschenbecher, rechts an der Wand erhob sich ein zweitüriger Schrank, auf dem ein paar Bücher und Aktenordner abgestellt waren. Neben dem Schrank führte eine Tür in ein Nachbarzimmer.

«Nun?» kam es mit heller, spöttischer Stimme. «Sind wir wieder zu Hause angelangt?»

«Zu Hause ist vielleicht ein wenig übertrieben.» Zum ersten Mal trafen sich ihre Blicke – und die Fronten waren abgesteckt: Zwei junge Männer, beide voller Vorurteile, würden um ihre Wahrheit ringen wie zwei verliebte Burschen um das schönste Mädchen und ahnten doch schon, dass jeder nur nach seinen eigenen Regeln siegen konnte.

«Wissen Sie denn überhaupt, wo Sie sich hier befinden?»

«In einer Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit.»

«Genauer wissen Sie nicht?»

Genauer wusste Lenz nicht. Er war erst tags zuvor mit einer von der Stasi gecharterten Interflug-Maschine aus Sofia ausgeflogen worden, zusammen mit sechzig, siebzig anderen in Bulgarien Festgenommenen. Am Flughafen Schönefeld waren sie in grün gespritzte fensterlose Barkas-Kleintransporter geladen worden, die in jeweils vier oder fünf enge Verschläge unterteilt waren. In diesen düsteren Kammern, in denen, wer über eins sechzig war, ständig die Arme anwinkeln musste, waren sie forttransportiert worden; wohl jeder in seinen Heimatbezirk zurück. Nur die Berliner blieben in der Stadt. Aber wohin, in welchen Teil der Stadt hatte man sie gebracht?

«Na, Sie müssen ja nicht alles wissen.» Der Klassensprecher lächelte, legte sich ein Formular zurecht und begann Lenz' Personalien aufzunehmen.

Lenz antwortete mit gespielter Gelassenheit. Dass sie ihm nicht sagten, wo er sich hier befand, sollte ihn doch nur verunsichern. Genauso wie die zu grosse Hose, die Socken und Puschen an seinen Füßen, dieser Hocker, der verhinderte, dass er sich zurücklehnen konnte, und vielleicht auch der Aschenbecher, der ihn mit hämischer Freude daran erinnerte, dass er nichts zu rauchen hatte.

Sein Gegenüber tat, als langweilte ihn diese Prozedur. Du, mein Lieber, sollte das wohl heissen, bist für mich nur einer von den vielen Dummköpfen, die auf die Parolen des Klassenfeindes hereingefallen sind. Ein Verirrter, eine unfertige Persönlichkeit. Wenn du klug bist, kooperierst du; ansonsten sehe ich schwarz.

Und du?, versuchte Lenz mit stummer Miene zu antworten. Was bist du denn für einer? Ein Büttel, der sich nur hochdienen will. Doch es erforderte viel Kraft, den Selbstbewussten zu spielen, auf diesem Häftlingshocker und in diesen Klamotten, die ihn zum komischen Vogel machten, und mit all der Sorge um Hannah und die Kinder im Herzen. Er suchte nach einem Rettungsanker, irgendet-

was in diesem Raum, an dem er sich festhalten und vielleicht sogar aufrichten konnte. Sein Blick blieb an dem Honecker-Porträt hängen. Erich anschauen und nicht belustigt sein, war unmöglich. Ein Gesicht, trocken wie ein Furz; nichts als Brille und enger, verkniffener Mund; Farbfoto eines Farblosen.

Der Klassensprecher schloss die Feststellung der Personalien ab und nannte Lenz die Paragraphen, deren Übertretung seine Frau und er sich nach Ansicht der Staatsanwaltschaft schuldig gemacht hatten. Erstens Paragraph 213, Absatz 1 und 2 des Strafgesetzbuches: ungesetzlicher Grenzübertritt in schwerem Fall;¹ zweitens Paragraph 100, Absatz 1: Aufnahme von staatsfeindlichen Verbindungen.²

Lenz versuchte seine Bestürzung zu verbergen. Den Vorwurf des versuchten illegalen Grenzübertritts hatte er erwartet. Aber wieso «schwer»? Und zu welchen Staatsfeinden sollten Hannah und er Verbindung aufgenommen haben?

Der Klassensprecher sah ihm dennoch an, was in ihm vorging. «Sie hätten zuvor mal die Gesetze studieren sollen», freute er sich. «Wer Grenzanlagen beschädigt, Gruppen bildet, gefährliche Gegenstände mit sich führt, im Wiederholungsfall den Grenzdurchbruch versucht oder ihn mit falschen Pässen erzwingen will, hat sich nun mal des schweren Grenzdurchbruchs schuldig gemacht. Höchststrafe acht Jahre. Und in Ihrem Fall treffen mindestens zwei der genannten Tatbestände zu.»

Sag nichts dazu, Manne! Sieh ihn dir nur an, diesen netten jungen Mann, der da so eifrig seinen Staat vertritt.

«Wie darf ich Ihr Schweigen deuten? Wollen Sie sich dazu nicht äussern?»

«Ich bin bereit, mich zu allem zu äussern. Ich würde nur gern vorher einen Rechtsanwalt sprechen.»

Wieder ein Grinsen. «Sie haben zu viele amerikanische Filme gesehen. Sie sind hier aber nicht in Amerika. Erst wird das Ermittlungsverfahren abgeschlossen, dann können Sie einen Rechtsanwalt hinzuziehen.»

Nur ein Bluff? Oder ging es hier wirklich so zu? «Unter diesen Umständen verweigere ich die Aussage.»

«Und wie lange wollen Sie das durchhalten? Wenn Sie nicht mitarbeiten, lasse ich Sie sofort in Ihren Verwahrraum zurückbringen. Irgendwann – und sollte es nach Monaten oder Jahren sein – werden Sie klüger geworden sein.»

«Sie haben mir noch keinen Haftbefehl gezeigt.»

«Keine Angst! Den werden Sie schon noch zu sehen bekommen. In Kleinigkeiten sind wir sehr genau.»

Ein Blick zu Honecker hoch. Gefällt dir das, Erich? Warst doch auch mal Häftling, macht es Spass, uns zuzusehen?

«Jetzt sind Sie beeindruckt, was?» Der Klassensprecher spielte mit seinem Kugelschreiber. «Seien Sie doch vernünftig, Mann! Die Strafprozessordnung garantiert Ihnen das Recht auf aktive Mitwirkung am Strafverfahren. Aber natürlich müssen Sie dieses Recht auch wahrnehmen wollen, indem Sie bereit sind, umfassend und zusammenhängend auszusagen.»

Jemand klopfte. Der Klassensprecher stand auf und öffnete die schalldämmend gepolsterte Tür, die nach innen aufging, so dass Lenz den, der nun dem Klassensprecher etwas zutuschelte, nicht sehen konnte. Die Septembersonne hinter dem Fenster. Diese Helligkeit! Lenz spürte, wie sich alles in ihm zusamm zog. Er hatte darauf vertraut, einen Rechtsanwalt sprechen, sich beraten lassen zu dürfen. Nun war er ganz und gar auf sich selbst gestellt, musste sein eigener Berater sein ...

Die Tür wurde geschlossen, die Vernehmung ging weiter.

«Sie sollten auch an Ihre Kinder denken. Es hängt ganz von Ihnen ab, wann Sie sie wiedersehen.»

«Wo sind meine Frau und die Kinder denn überhaupt? Wo haben Sie sie hingebracht?» Verdammt, das hatte schuldbewusst, vielleicht sogar weinerlich geklungen, und solche Töne hatte er doch vermeiden wollen ... Der Klassensprecher schüttelte den Kopf. «Sie, der Sie uns so wenig entgegenkommen, verlangen von uns Auskünfte?»

«Muss ich erst ein paar Verbrechen gestehen, bevor Sie mir sagen, was Sie mit meiner Frau und meinen Kindern gemacht haben?»

«Was soll das denn heissen?» Jetzt wurde er zornig, der nette

junge Mann mit dem lockigen Haar. «Bei uns muss niemand eine Tat gestehen, die er nicht begangen hat. Und die Unterstellung, wir hätten mit Ihrer Frau und Ihren Kindern irgendwas ‚gemacht‘, verbitte ich mir. Sie allein haben Ihre Familie ins Unglück gestürzt. Ist Ihnen das immer noch nicht klargeworden?»

Das Fenster, der schöne Spätsommertag! Lenz hätte so gern über alles geredet. Doch es ging ja nicht nur um ihn, es ging auch um Hannah und die Kinder. Vor allem um die Kinder! »Ich bleibe dabei. Lassen Sie mich einen Rechtsanwalt kontaktieren und ich bin bereit auszusagen.«

«Na, dann müssen wir das wohl so ins erste Protokoll aufnehmen.»

«Bitte.»

Es dauerte nicht lange, dann war dieses erste, per Hand geschriebene Protokoll zu Papier gebracht. Lenz betrachtete einen Moment lang die noch nicht sehr ausgereifte Handschrift seines Vernehmers, dann unterschrieb er. Die letzten beiden Sätze lauteten: «Dieses Protokoll entspricht in allen Teilen der Wahrheit. Meine Worte sind darin richtig wiedergegeben.» Eine Floskel! Er hatte nichts ausgesagt, wie sollten seine Worte falsch wiedergegeben sein?

Auch der Klassensprecher unterschrieb das Papier. Dabei schirmte er mit der linken Hand die rechte ab, damit Lenz seinen Namen nicht lesen konnte. Schien eine Art ungeschriebenes Gesetz zu sein: Keinen einzigen Namen sollst du erfahren, nicht von den Wachmannschaften, nicht von den Vernehmern. Aber na klar: Anonymität verunsichert! Und kommst du irgendwann hier raus, kannst du nur Typen beschreiben.

Ein Griff zum Telefonhörer, ein paar Worte gemurmelt, und nur wenige Minuten später klopfte ein kleiner, kugelhäufiger Unterfeldweibel mit schütterem Oberlippenbärtchen, um Lenz mit mürrischem Gesicht hinauszuwinken. Sollte er sich verabschieden? Oder schickte sich das an einem solchen Ort nicht? Lenz beschloss, auf jede Grussformel zu verzichten. Er erhob sich, als hätte er in der vergangenen Stunde einem leeren Schreibtisch gegenübergesessen, und folgte dem eiligen Kugelkopf durchs Treppenhaus und die Zel-

lenflure in seine Zelle zurück. Die beiden Riegel schnappten, zweimal der Schlüssel herumgedreht und er war wieder mit sich allein.

Stille umfing ihn, ihm wurde kalt. Am Abend zuvor, aus bulgarischen Gefängnissen zurücktransportiert, hatte er in dieser Zelle für kurze Zeit aufgeatmet. Welch ein Luxus! Etwa dreieinhalb mal zweieinhalb Meter Raum, hell gestrichene Ölsockelwände, Linoleumfussboden, Neonröhre an der Decke! Links von der Tür ein sauberes Spülklosett, gleich daneben ein Waschbecken mit fließend kaltem und warmem Wasser, zwischen den beiden Holzpritschen mit jeweils drei aufeinandergestapelten Matratzenteilen und zwei Stoffdecken ein schmaler Gang zum Auf- und Abgehen. In Bulgarien war den Untersuchungshäftlingen nicht so viel «Komfort» zubilligt worden.

Noch immer die Hände auf dem Rücken, trat er an die fenster-grosse Mauer aus Glasziegelsteinen. Was für eine Schikane! Nirgendwohin darf dein Blick schweifen; kein Stückchen Himmel, kein anderes Zellenfenster sollst du zu sehen bekommen. Klappe zu, Affe tot; hier bist du eingesperrt wie der Maikäfer in der Zigarrenkiste. Über den Glasziegelsteinen befand sich eine ins Mauerwerk eingelassene Belüftungsklappe. Lenz hatte sie die ganze Nacht und auch den Vormittag über offengelassen, so sehr hatte es ihn nach frischer Luft gedürstet. Jetzt schloss er sie. Unterhalb der Glasziegelsteine, hinter einem engmaschigen Gitter, war ein Heizkörper angebracht. Davor standen ein schmales Tischchen und zwei Hocker, alles mit gelbem Kunststoff bezogen. Er setzte sich auf einen der Hocker, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände und blieb lange so sitzen. Bis er es irgendwann nicht mehr aushielt, aufsprang und erneut in der Zelle auf und ab zu laufen begann. Acht kurze Schritte hin, acht kurze Schritte zurück; vom Tischchen unterhalb der Glasziegelsteine bis zur Tür und von der Tür zurück zum Tischchen. [...]

Sechs Uhr Wecken, zweiundzwanzig Uhr Nachtruhe. Beides wurde durch ein Klingelzeichen angekündigt. Dreimal am Tag ging die

Klappe: «Schüssel!» Dann reichte Lenz die blaue Plastikschüssel raus, setzte sich an seinen Tisch und ass, was man ihm in die Schüssel getan hatte. Das waren morgens nach wie vor Klappstullen mit Marmelade oder Pflaumenmus; Brote, die so trocken waren, dass sie ohne den unangenehm duftenden Muckefuck gar nicht runterzubekommen waren. Hatte er sie endlich verdrückt, kippte er den Rest Morgenlorke weg und begann mit seiner Gymnastik: Liegestütze und Kniebeugen und davon jeden Tag mehr.

Jeden zweiten Tag bekam er vor oder nach dem Frühstück Trockenrasierer und Handspiegel in die Zelle gereicht. Nie zuvor hatte er sich so gründlich rasiert; jede Minute, die er mit einer Beschäftigung verbrachte, verkürzte den Tag.

Nach dem Rasieren oder gleich nach der Gymnastik startete er den ersten seiner Zellenmarathonläufe. Gut zwei Stunden lang acht kurze Schritte hin, acht kurze Schritte her. Nach dem Mittagessen – Eintopf oder Kartoffeln mit Sosse und Fleisch und wenig Gemüse – neue Kniebeugen, neue Liegestütze. Danach Start zum nächsten Marathonlauf. Oft lief er in seiner Zelle auf und ab, bis er das Gefühl hatte, sich selbst entgegenzukommen. Zwischendurch holten sie ihn zur Freistunde. Dann rannte er zwanzig bis dreissig Minuten in einem mit Maschendraht nach oben hin abgesicherten Zementkäfig im Kreis, ebenfalls ganz mit sich allein, aber wenigstens an der frischen Luft.

Einmal in der Woche wurde die Unterwäsche gewechselt und er durfte unter die Dusche. Karg bemessene Wasserspiele für einen einzelnen Herrn und dennoch jedes Mal ein Grund zur Freude.

Abends gab es Margarinebrote und noch mal eine Portion Muckefuck. Nur mittwochs, da startete das Fest der Feste, da wurden am Abend auf dem doppelstöckigen Wagen mit den Schmatzrädern kein Ersatzkaffee, sondern Pfefferminztee und zu den Broten ein Scheibchen graue Teewurst oder ein Stückchen magerer Käse herangekart. Manchmal, sehr selten, gab es dazu auch noch einen Plastikbecher mit Kraut oder Möhrengeschnipsel. Damit die Gefangenen keinen Skorbut bekamen. Lenz freute sich jedes Mal schon

am Morgen auf dieses abendliche Festessen und staunte dabei mal wieder über sich selbst: So wenig braucht der Mensch, um für kurze Zeit so etwas wie ein Glücksgefühl zu verspüren? Als eines Mittwochs die Bescherung ausblieb, war er so enttäuscht, dass es zu einer Geruchshalluzination kam: Er roch Pfefferminztee, obwohl nur Muckefuck zu ihm hoch stank. Nach dem Abendbrot: der dritte Marathonlauf. Bewegte Lenz sich nicht, sass er auf dem Hocker. Auf der Pritsche, auf der er jeden Morgen die Matratzen zusammenlegen und das Bettzeug obendrauf tun musste, durfte er weder liegen noch sitzen. Nicht mal die Beine durfte er drauflegen, wenn er auf dem Hocker sass. Auch durfte er sich beim Sitzen nicht anlehnen. Weil er es dennoch hin und wieder tat, bemerkte er bald, dass es unter dem Wachpersonal unterschiedlich strenge Dienstauffassungen gab. Es gab Schliesser, die über sein Vergehen gegen die Verwahrraumordnung hinwegsahen – Faulheit oder Menschlichkeit, das war hier die Frage –, andere rissen sofort die Klappe auf und schissen ihn lautstark zusammen, wieder andere kamen mit wutverzerrtem Gesicht in die Zelle gestürmt und drohten ihm alle möglichen Strafen an.

Wie die Zeit verging, konnte er nur am Stand der Sonne überprüfen, die ab dem frühen Vormittag über die Zellenwand kroch und ein zweites, sehr diffuses Gitter in den Raum zauberte. Schien keine Sonne, drang nur wenig Licht durch die Glasziegelsteine, dann musste er sich auf seine innere Uhr verlassen, die ihn anfangs oft narrete. Aber er hatte ja längst begriffen: Desorientierung, Isolation und Langeweile, das waren die drei Foltermethoden, mit denen sie ihre Gefangenen zum Sprechen bringen wollten. Dass Untersuchungshäftlinge wie Unschuldige zu behandeln waren, interessierte nicht. Die sozialistischen Gesetzeshüter nahmen ihre eigenen Gesetze nicht ernst, erwarteten aber von allen anderen, dass sie sie respektierten. Absurdes Theater auf höchstem Niveau.

Das Klingelzeichen zur Nachtruhe empfand Lenz jedes Mal als Erlösung. Wieder ein Tag geschafft! Auch wenn er nicht wusste, wie viele Tage insgesamt er auf diese Weise hinter sich zu bringen

hatte, die imaginäre Zahl X war um einen Tag geschrumpft. Kaum jedoch war das Licht ausgeschaltet, ging es wieder an – und so quälten sie ihn die ganze Nacht hindurch: An – aus! An – aus! An – aus! Alle vier, fünf Minuten wurde das Licht angeschaltet und durch den Spion in die Zelle gespäht, um nachzuschauen, ob sich der Untersuchungshäftling Lenz inzwischen auch nichts angetan hatte, oder um ihn noch ein bisschen zu zermürben. War dann sein Gesicht nicht zu sehen oder lagen die Hände nicht vorschriftsmässig auf der Bettdecke, ging die Klappe, und er wurde angebellt, sich gefälligst an die Verwahrraumordnung zu halten. Er war aber ein Seiten- und kein Rückenschläfer, es fiel ihm schwer, auch im Schlaf an die Verwahrraumordnung zu denken, und so konnte er immer nur in Intervallen schlafen.

Anderen Gefangenen ging es anscheinend nicht anders, und so vertrieben sie sich durch unentwegtes Klopfen an den Wänden oder Heizungsrohren die Zeit. Eine Selbstbeschäftigungstherapie, die Lenz' Schlafbereitschaft nicht gerade förderte. Er versuchte auch gar nicht mitzuverfolgen, was da für Knastgespräche geführt wurden, obwohl es sich um ein sehr einfaches, leicht zu entschlüsselndes Morsesystem handelte. Einmal klopfen stand für a, zweimal klopfen für b, dreimal klopfen für c und immer so weiter; Gespräche, die auch jeder Stasi-Mann mühelos mitverfolgen konnte. Dennoch ging es in den Abend- und Nachtstunden oft stundenlang: tak, taktak, taktaktaktaktak.

Der Rhythmus der Klopfzeichen, die ihn aufforderten, sich ebenfalls zu melden, erinnerte Lenz an Filme über den Zweiten Weltkrieg. Immer dann, wenn wahrheitssuchende Deutsche, den Kopf unter der Bettdecke, Radio London eingestellt hatten, war es zu hören gewesen, dieses Bumbumbumbum. Er aber war ein schlechter Untersuchungsgefangener, spielte nicht mit, meldete sich nicht. Seine Nachbarn in den Zellen neben, unter und über ihm mussten die 102 für nicht belegt halten. Es interessierte ihn einfach nicht, wer da in den Nachbarzellen sass. Konnte ja auch ein Stasi-Mann darunter sein, der hoffte, auf diese Weise aus ihm herauszubekom-

men, was er während der Vernehmung nicht hatte sagen wollen. Und wenn nicht, wozu sollte er einem anderen Gefangenen irgendwelche Unschuldsbeteuerungen zumorsen?

Der Besuch beim Haftrichter hatte nichts gebracht. Sein Argument, dass Hannah und er die Tat, die ihnen zur Last gelegt wurde, ja noch gar nicht begangen haben konnten, zweihundert Kilometer vom Tatort entfernt, hatte der grauhaarige Endfünfziger mit den dicken Tränensäcken unter den Augen locker weggewischt: «Auch Vorbereitungen zum illegalen Grenzübertritt sind strafbar.» Also: keine Hafthinderungsgründe, da eine zu erwartende Strafe erkennbar sei.

Ähnlich der noch recht jugendlich wirkende Haftarzt in der Stasi-Uniform unter dem weissen Kittel. Er befragte Lenz nach Vorerkrankungen, liess sich die Zunge zeigen, horchte ihn ab, kuckte ihm unter die Vorhaut und klopfte ihm mit dem Reflexhämmerchen aufs Knie. Danach durfte der U-Häftling Lenz unterschreiben, dass er gesund war; eine Art Blankoscheck für alles Weitere.

Nein, kein Beistand von irgendeiner Seite her; du bist und bleibst hier drin und alle finden das gut so. Also nimm es hin und vertreib dir die Zeit, indem du kleine Filme in deinem Kopf ablaufen lässt: Szenen aus deiner Kindheit, aus Kinofilmen und Theaterstücken, die du mal gesehen, aus Romanen, die du gelesen hast. Oder denk dir selbst was aus. Ein Talent, das Lenz schon als Kind ausgezeichnet hatte. Als Siebenjähriger war er mal von einem Pkw angefahren worden, als Neun- oder Zehnjähriger gegen einen Briefkasten gerannt, als Zwölfjähriger mit dem Fahrrad gegen einen parkenden Lkw gerast; alles nur, weil er mal wieder gesponnen hatte. Wie hatten Robert und Wolfgang, seine beiden grossen Brüder, oft über ihn gespottet! Jetzt war er dankbar für diese Fluchtmöglichkeit; einen anderen Weg heraus aus diesen Mauern gab es ja nicht. [...]

Ein doppelter Witz, dieses «Sie sind hier nicht in Amerika». Wie oft hatte der kleine Manni Lenz sich, wenn er allein sein wollte, in Mutters Abstellkammer zurückgezogen, die er sein «Amerika»

nannte, ohne zu wissen, wo dieser weit entfernte Kontinent denn überhaupt lag und wie er aussah. In seinem Amerika hatte er sich frei gefühlt von allem, was ihn bedrängte, hatte er träumen und sich als sein eigener Herr fühlen dürfen. Nun hatte dieses Stasi-Männchen mit dem Klassensprechergesicht gesagt, er sei hier nicht in Amerika; wenn der wüsste, wie recht er damit hatte!

Es widerstrebte Lenz, vor diesem Staatsdiener klein beigegeben zu müssen, doch machte er sich nichts vor: Auf die Dauer würde er die Aussageverweigerung nicht durchhalten. Er stand einem Staatsapparat gegenüber, der sich nicht scheute, ein halbes Volk einzusperren, nur um es einem gesellschaftlichen Experiment zu unterziehen – weshalb sollte dieser Apparat mit einem Manfred Lenz zimperlich umgehen? Redete er nicht, würden sie ihn in seinem eigenen Saft schmoren lassen, bis er darin ersoffen war. Wenn er es also irgendwann doch tun musste, weshalb nicht gleich? Wozu sich erst foltern lassen? An manchen Tagen bedauerte Lenz es, kein wirklich aktiver Feind dieses Staates zu sein. Wer einer Idee nachlebte, hatte es im Gefängnis leichter, fühlte er sich durch seine Märtyrerrolle doch sicher oft noch gestärkt. Er, Lenz, konnte sich auf nichts als seine Ablehnung des Bestehenden berufen, ihm half kein «Kriegsziel», keine Philosophie und kein Gott, er musste selbst mit allem fertig werden.

Wollte er sich Luft machen, entwarf er Verteidigungsreden. Ein rhetorisches Meisterwerk löste das andere ab. Sprach er dabei laut vor sich hin, dauerte es nie lange und die Klappe ging und ihm wurde befohlen, still zu sein. Ob er denn die Verwahrraumordnung noch immer nicht kapiert habe? Sprach er danach leise weiter, beobachteten sie ihn durch den Spion. Dann juckte es ihn, dem, der da zu ihm hereinlinste, einen Vogel zu zeigen. Sie sollten nicht um seinen Verstand fürchten, sondern um ihren.

Einmal, von Wut und Übermut erfasst, lehnte er sich gegen dieses ständige Im-Visier-Sein auf und verschwand einfach mal von dem Präsentierteller, auf dem er sich sogar beim Pinkeln und seinen vergeblichen Scheissversuchen befand, indem er sich links von der Tür an die Wand presste, der einzige tote Winkel in dieser Zelle.

Wie da sofort die Riegel krachten und der Schlüssel ins Schloss fuhr und der Falke, ein noch sehr junger, schnabelnasiger Unteroffizier mit eng zusammenstehenden Späheraugen, ihm mit vor Empörung geschwollenem Hals Arrest, Essensentzug und andere unangenehme Zusatzstrafen androhte. «Sie sind hier nicht im Kindergarten. Hier wird nicht Verstecken gespielt.»

Er aber freute sich noch lange über diesen «Scherz». Endlich war mal wieder was passiert!

Es war diese ewige Ruhe und Einsamkeit, die die Zeit so unerträglich langsam verrinnen liess. Dieses vollkommene Nichts. Kein Baum, kein Strauch, kein Stern, kein Himmel. Immer nur die beigefarbenen Wände und dazu die Schritte der Wachposten, die von Zelle zu Zelle schlenderten; immer nur der Wagen mit den schmatzenden Gummirädern, der zu allen Essenszeiten und auch dazwischen hin und wieder durch den Flur geschoben wurde.

1 § 213 (Ungesetzlicher Grenzübertritt) StGB der DDR in der Fassung vom 12. Januar 1968: «(1) Wer widerrechtlich in das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik eindringt oder sich darin widerrechtlich aufhält, die gesetzlichen Bestimmungen oder auferlegte Beschränkungen über Ein- und Ausreise, Reisewege und Fristen oder den Aufenthalt nicht einhält oder wer durch falsche Angaben für sich oder einen anderen eine Genehmigung zum Betreten oder Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik erschleicht oder ohne staatliche Genehmigung das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik verlässt oder in dieses nicht zurückkehrt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung, Geldstrafe oder öffentlichem Tadel bestraft. (2) In schweren Fällen wird der Täter mit Freiheitsstrafe von einem bis zu fünf Jahren bestraft. Ein schwerer Fall liegt insbesondere vor, wenn 1. die Tat durch Beschädigung von Grenzsicherungsanlagen oder Mitführen dazu geeigneter Werkzeuge oder Geräte oder Mitführen von Waffen oder durch die Anwendung gefährlicher Mittel oder Methoden durchgeführt wird; 2. die Tat durch Missbrauch oder Fälschung von Ausweisen oder Grenzübertrittsdocumenten, durch Anwendung falscher derartiger Dokumente oder unter Ausnutzung eines Verstecks erfolgt; 3. die Tat von einer Gruppe begangen wird; 4. der Täter mehrfach die Tat begangen oder im Grenzgebiet versucht hat oder wegen ungesetzlichen Grenzübertritts bereits bestraft ist.»

- 2 § 100 (Staatsfeindliche Verbindungen) StGB der DDR in der Fassung vom 12. Januar 1968: «(1) Wer zu Organisationen, Einrichtungen, Gruppen oder Personen wegen ihrer gegen die Deutsche Demokratische Republik oder andere friedliebende Völker gerichteten Tätigkeit Verbindung aufnimmt, wird mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu fünf Jahren bestraft.»

JÜRGEN FUCHS
Dann kommt die Angst

Jürgen Fuchs (1950-1999) war Schriftsteller und befand sich wegen seiner Kontakte zum SED-Kritiker Robert Havemann von November 1976 bis August 1977 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

19.11.

Zeigen Sie Ihren Personalausweis. Steigen Sie aus. Schliessen Sie die Wagentür. Folgen Sie uns zu diesem Fahrzeug. Steigen Sie ein. Die Wagentür wird zugeschlagen und von innen verriegelt. wer sind sie? Ministerium für Staatssicherheit. Gegen Sie liegt eine Anzeige vor. Wir bringen Sie zu unserer Dienststelle. Dort erfahren Sie alles Weitere, was für eine Anzeige, wer hat mich angezeigt? Alles Weitere erfahren Sie in unserer Dienststelle. warum behalten sie meinen Ausweis? Das ist bei uns so üblich, sagt er, das ist das Recht des Gastgebers.

Als ich meinen Ausweis gezeigt hatte, dachte ich: Vielleicht meinen sie einen anderen. Vielleicht meinen sie einen von denen, die auch im Wagen sassen, einen von meinen Freunden. Einen anderen, nicht mich. Aber sie meinten mich. Und keinen anderen.

Schweigen / Leere / diese Gesichter und ihr Lächeln / sie brüllen nicht / sie schlagen nicht / warum brüllst du nicht / warum schlägst du nicht um dich / was ist sinnvoll, was sinnlos / und worin liegt der Sinn / und wo die Absicht / und wohin und warum.

Woher kommt dieser Schock? Es ist etwas eingetreten, womit zu rechnen war. Aber womit habe ich denn gerechnet? Ich habe von «der Möglichkeit einer Verhaftung» gesprochen. Aber das waren Worte. Ich habe doch gar nicht gewusst, was es heisst, verhaftet zu werden. Ich habe Worte verwendet, deren Bedeutung, deren Erlebnisinhalt ich nicht kannte. Ich habe nicht gewusst, wovon ich sprach.

Aber / kläglich und wirr kommt es hoch / aber: ich bin doch unschuldig / also wird alles schnell wieder gut / und klärt sich auf / und stellt sich heraus / als halb so schlimm / als Einschüchterung / als Schuss vor den Bug / Bäume / Kreuzungen / der Geruch des Polsters / das Geräusch eines Autos, das nicht schneller fährt, als es die Strassenverkehrsordnung zulässt / in geschlossenen Ortschaften.

Wohin bringen Sie mich? – Das werden Sie schon sehen.

Das Erschreckende und Beispiellose besteht nicht in dem gewöhnlichen, alltäglichen Vorgang einer Verhaftung, der unzählige Entsprechungen hat. Das Nicht-Sagbare besteht darin, dass du verhaftet wirst. Du und kein anderer. Auf eine Art und Weise wie viele andere. Warum ist es kein Krimi, warum keine Erzählung, warum kein Traum, meinetwegen ein Angsttraum, bei dem man aufwacht und schreit? Warum ist es die Wirklichkeit? Alles ist so, wie du es geahnt hast, und das gerade ist das Furchtbare, das Banale. Sie sind drei und du bist allein. Sie steuern den Wagen, ohne zu sagen, wohin sie fahren. Fragen werden nicht beantwortet oder nach Schablone abgewimmelt. Sie geben Befehle, die du zu befolgen hast. Ein fremder Wille dominiert und ordnet dich unter. Im Namen eines «Ministeriums», eines «Staates», des «Rechts». Aber die es sagen, sind Menschen. Menschen mit Köpfen, Armen und Beinen, Menschen wie du. Was sie von dir unterscheidet ist etwas Unsichtbares, Ferngelenktes, Anmassendes: Macht. Sie haben «die Macht» und du nicht. Kusch – müssten sie von Anfang an sagen, auf den

Bauch, wir sind die Stärkeren. Kusch, müsstest sie sagen. Aber das sagen sie nicht. Jedenfalls nicht gleich.[...]

Korridore / Treppen / zwei Uniformierte an einem Hinterausgang / ein grauer Kastenwagen wartet mit offener Luke und laufendem Motor / einer in Uniform macht sich an deinen Händen zu schaffen / blicklos und eisern und zum erstenmal: Handschellen / Sie haben Spass gemacht / sie haben dich oben nur ein wenig beschnuppert / jeder wollte mal sehen, wer da gekommen ist / und wie er faselt im ersten Schock / auf Wiedersehen / und das Geräusch der Schellen / und das Vorzeigen der Hände, als wüssten sie lange Bescheid / sie haben Spass gemacht / hier ist Ihr Ausweis / der denkt, es geht heimwärts zu Frau und Kind / Lili¹ / Lili / «schau heimwärts, Engel» / setz dich in diesen Käfig und beginn deinen Tanz / eng soll dir werden, eng und kalt / kalt in der Seele, weil du jetzt weisst, wo Gott wohnt / und mulmig im Kopf / dass kein Gedanke mehr hochkommt / der sich lässig zurücklehnt und kühl kalkuliert: Angst, du alte Bekannte, hau jetzt ab, verschwinde / wir brauchen dich nicht.

Eine kurze Fahrt, vielleicht zehn Minuten, eine der sieben winzigen Zellen, fensterlos, ohne Lüftung, wird geöffnet, die Handschellen werden aufgeschlossen.

Aussteigen.

Ein Flur mit Bürotüren und einem langen roten Teppich / «Vom Rot, das brennt, wünsche ich mir die Welt / und dass man sie beim Namen nennt» / Mensch, Pannach.²

Hier rein. Ausziehen.

Einer in Zivil sitzt am Schreibtisch, ein anderer steht neben dir, an der Tür ein junger Mensch in Uniform, ein Soldat, siehst du an den Schulterstücken. Es ist November, sie werden ihn gerade eingezogen und abkommandiert haben zum Gefängnispersonal.

Seine Augen sind wach, sie nagen nicht, sie sehen einen Menschen, der sich auszieht: Zuerst die Lederjacke, dann die Schuhe, die Hose, das Hemd, das Unterhemd, die Strümpfe. Jetzt zögert er.

Runter mit den Turnhosen.

Jetzt ist er nackt. Das ist nicht der «nackte Mann auf dem Sportplatz», das ist kein DEFA-Film, Drehbuch Konrad Wolf, das ist keine Plastik, das lebt ja und zuckt und will sich verbergen.

Bücken. Die Backen auseinander, mit den Händen, wie sonst.
Die Vorhaut zurück.

Sieh hin, Soldat / pass gut auf / du bist hier die Wache / dass nur niemand wegrennt oder flennt oder spuckt / pass gut auf, deine Augen sind sanft / was wird aus ihnen werden im Laufe dieser Zeit / Vielleicht kommt einer nach dem anderen / und du musst hier an der Tür stehen und zusehen und mitmachen und alles in Ordnung finden / was wird aus dir werden, Soldat im Grundwehrdienst, abkommandiert zur Wachmannschaft U-Haft Hohenschönhausen? / was wird bloss werden.

Anziehen, Sie bekommen Hausschuhe, die Lederjacke brauchen Sie nicht, bei uns ist geheizt. Hier ist die Anstaltsordnung, gut durchlesen und alles beachten, da sind wir pinglig.

Bürotüren / wieder dieser Teppich und sein Rot / eine Eisentür wird geöffnet / du bist im Gefängnis / Zellentüren / Riegel / Spione / Eisengitter / glänzender Fussbodenbelag / grelles, künstliches Licht / sieh doch nicht hin / nimm es nicht an / aber wo soll ich denn hinsehen / es ist doch überall.

Gehn Sie rechts, Mann. Halt. Hier rein.

Borchert hast du gelesen. Du weisst also, wie eine Tür von aussen verriegelt und verschlossen wird. Borchert hast du gelesen.

Aber jetzt wird wirklich eine Tür verriegelt und verschlossen. Und der da in der Zelle steht, bist du selbst. Und das ist eine richtige Zelle und ein richtiger Spion, der dich immer ansieht, auch wenn niemand vor der Tür steht, und da eine Pritsche und ein Wasserhahn und ein Klobecken. Mit Wasserspülung. Und ausserdem ist das keine Zelle, sondern ein Verwahrraum, laut Anstaltsordnung.

Wo ist das Fenster / wo ist denn das Fenster / das ist doch kein Fenster / zwei Reihen Glasziegel, dazwischen ein Spalt / und atmen, wie soll ich denn atmen / das könnt ihr doch nicht machen / doch, das können sie machen / das machen sie / und nicht nur mit dir / denk bloss nicht, nur mit dir / und denk bloss nicht, nur hier.

Gegen neunzehn Uhr (die Uhr wurde mir abgenommen) wird die Zelle geöffnet: «Kommse.»

Warum gehst du so schnell? / läufst du etwa dieser Uniform nach, die zwei Schlüssel in der rechten Hand hält, zwei Schlüssel, die immer aneinanderschlagen beim Treppensteigen / warum folgst du so gehorsam diesem fremden Menschen? / weil er deine Zelle aufgeschlossen und «kommse» gesagt hat? / weil er irgend etwas zu sagen hat? / hier, in diesem Treppenhaus, wo überall Lämpchen angebracht sind / Drähte an den Wänden / auf dem Fussboden weisse Striche / eine Puppenstube, die ein besessener Vater elektrifiziert hat / ein anderer Gebäudetrakt: Stahltüren / dann parfümierter Bürogeruch und ein sehr langer Gang, der sich verzweigt / Türen rechts und links / keine Riegel / keine Eisenbeschläge / Holz / Halbdunkel / Türklinken / Sicherheitsschlösser / winzig / zivil / kleine Schildchen mit Zimmernummern / dreistellig / 754 / hier hocken sie / «Das Schloss» / «Der Prozess» / Kafka, du hast es geahnt / und wir erleben es / nur die «Verwandlung» gelingt nicht / du bleibst ein Mensch und starrst diese Türen an / und läufst im Eilschritt dieser Uniform nach / hier hocken sie.

Halt. Mit dem Gesicht zur Wand. *Eine Doppeltür, schalldicht, wird geöffnet und geschlossen.*

I hinter dem Schreibtisch, fast vergnügt: Nehmen Sie Platz. Sie sehen, es ist ernst.

Ich sehe: einen Schreibtisch / ein Glasfenster / Gardinen / vor dem Fenster ein Gitter mit Verzierungen / keine gewöhnlichen Stäbe / einen Safe, auf dem ein Tonbandgerät steht / einen Schrank / Polsterstühle / einen Tisch mit Kunststoffbelag / abwaschbar, pflegeleicht / ein Regal / ein halb verwelkter Gummibaum / links an der Wand: Thälmann³ / eine Fotografie / rechts Dserschinskij⁴ / eine Zeichnung / seine Augen auf den «Beschuldigten» gerichtet / nicht auf den Vernehmer.

I: Setzen wir das Protokoll fort. Ich hoffe, Sie haben Ihre neue Heimstätte zur Kenntnis genommen. Der Ton in der Anstalt ist etwas rauher als im Zivilleben, aber Sie waren ja bei der Armee, da werden Sie nicht sonderlich überrascht sein. Und bei mir hier, gefällt Ihnen die Einrichtung? Sie sehen sich alles sehr interessiert an. Ach ja, Dsiershinskij – *lacht* –, na, Stalin hängt nicht mehr hier ... doch zurück zum Protokoll. Was sind Sie von Beruf, was soll ich eintragen? Ausgeübte Tätigkeit?

Tragen Sie ein, was Sie für richtig halten. Ich beschreibe Papier. I: Na, dazu werden Sie noch ausreichend Gelegenheit haben. Oder wollten Sie damit etwa sagen, dass Sie ein Schriftsteller sind? Als Psychologe waren Sie nicht tätig, also: ohne Beschäftigung, nicht wahr?

Was Sie da aufschreiben oder für sich notieren, ist mir völlig gleichgültig. Schreiben Sie meinetwegen Schmierfink oder Strassenkehrer.

I: Na, zur Sache.

Zeit gewinnen / du lebst im Schock / du weißt nicht, was sie wollen / Kommunikation abbrechen / keinen Unsinn reden / zur Ruhe zwingen / beobachten / Zeit gewinnen / schweigen.

Der Vernehmer versucht mehrfach, das Verhör fortzusetzen: freundlich, schmeichelnd, witzig, sachlich, gehässig, stichelnd, uninteressiert, hektisch. Er verlässt den Raum, kehrt zurück, öffnet den Safe, bepackt den Schreibtisch mit Aktenbergen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, einen sprechenden Menschen zu ignorieren, auf Sprache nicht zu reagieren, sich einem angestrebten Dialog zu entziehen. Dein eigenes Verhalten verunsichert dich. Du willst sprechen, erwidern, aber die Zentrale sagt: stopp, sinnlos, schweig. Ablenken. Ich notiere einiges auf die Tischplatte.

I: Ach, Sie dichten wohl?

«Wenn das Reden überflüssig geworden ist / fällt es nicht schwer zu schweigen» / das Schwere an meinem Schweigen: das Anfängen / ich bin nicht im Irrenhaus / das ist keine Folterkammer / das ist ein Büro mit einem mickrigen Gummibaum und grünen Gewächsen an der Wand / halbhoch, in deiner Nähe: Dsiershinskij / Lenin starb / Stalin auch, aber erst später / und gab es noch andere, die gestorben sind, Genosse Dserschinskij? / und der polnische Kleinadel? / an Kipphardt⁵ musst du denken: gibt es den psychischen Mord? / du bist nicht im Irrenhaus / dennoch bleibt das Künstliche, Schizophrenie, Erpresserische dieser Situation / sie tragen Brillen und haben Augen / wer kann dich zwingen, mit diesen Menschen zu sprechen? / woher kommt dieser Druck?

I liest offensichtlich Prosa von mir, ohne aufzublicken: Nein, so was, Sie sind ja ein Schwindler, ein dreckiger kleiner Schwindler, nein, so was. *Liest weiter.*

Nach etwa zwei Stunden öffnet sich die Tür.

II: Na, Fuchs, was muss ich sehen, frostiges Schweigen? So geht das aber nicht. Solange Sie so ein Verhalten zeigen, dreht sich hier kein Rad weiter. Wie heisst es doch: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. So ist das. Wir erwarten nichts Unmöglich-

ches von Ihnen. Sie sollen nur von Ihrem hohen Ross herunterkommen und zur Kenntnis nehmen, dass wir auch noch da sind. Na, wie ist es, sind wir noch da? *Nähert sich meinem Gesicht*: Um Sie kümmerst dich doch keiner: Havemann⁶ und Biermann⁷ haben jetzt andere Sorgen. Niemand wird überhaupt zur Kenntnis nehmen, dass Sie hier sind. Sie sind doch ein kleines Licht. Solche Fehler wie mit Biermann passieren uns nicht zweimal, den haben wir zehn Jahre wirtschaften lassen. Bücher, Platten und so weiter. Das war falsch. Biermann war nicht in Bautzen. Wer dort rauskommt, ist still. Sie werden sehen. *Winkt ab*. Also gut, brechen wir ab. Schluss für heute. Unterschreiben Sie das Protokoll?

Nein.

1: Wie Sie wollen, das werden Sie aber bereuen. *Telefoniert*: «754» – *Zimmer, in dem ich mich befinde* – «abholen».

Ein Uniformierter erscheint und bringt mich zurück in die Zelle.

Nach 22 Uhr: Wenn die Leuchtstoffröhre an der Zellendecke vom Flurposten ausgeschaltet wird, kommt nicht das Dunkel und nicht die Nacht. Wenn die Leuchtstoffröhre an der Decke ausgeschaltet wurde, kommt der Posten und schaltet die Lampe über der Tür ein, um von aussen das Geschehen im Inneren des Verwahrraums zu erkunden, indem er mit einem Auge durch den Spion sieht. Wenn dieser Posten keine Verstösse gegen die Anstaltsordnung entdeckt, der Gefangene also mit geschlossenen Augen auf seiner Pritsche liegt oder auf dem Klo sitzt oder mit offenen Augen auf der Pritsche liegt – was keinen Verstoß darstellt –, löscht er das Licht und sieht in anderen Verwahrräumen nach dem Rechten, um danach im Abstand von wenigen Minuten bis zum Morgen erneut den Verwahrraum III in Augenschein zu nehmen. Wenn die Leuchtstoffröhre an der Decke vom Flurposten ausgeschaltet wird und eine Klingel die Nachtruhe verkündet, kommt nicht das Dunkel und nicht die Nacht.

Schlafen / abschalten / zur Wand drehen / is was / Freundchen / wir haben Zeit / es ist ernst / das werden sie bereuen / vielleicht erlassen sie keinen Haftbefehl / 24 Stunden können sie dich festhalten / morgen gegen elf / vielleicht erlassen sie keinen Haftbefehl / dein Feind heisst: Hoffnung, Amnestie, Entlassung, vielleicht schon morgen / er will dich fertigmachen: du sollst hoffen, enttäuscht werden und zerbrechen / abschalten / zur Wand drehen / sofort, unbedingt / «die Tiere haben Höhlen und die Vögel unter dem Himmel haben Nester».

20.11.

I: Guten Morgen, Herr Fuchs, haben Sie gut geschlafen? Ich habe Ihnen einiges mitzuteilen. Also, wir haben uns überlegt, dass Sie als schwerer Fall zu betrachten sind. Gestern sprach ich vom § 220⁸, der findet ab heute keine Anwendung mehr. Der geht bis zwei Jahre. Wir haben uns gedacht, dass der § 106⁹, «staatsfeindliche Hetze», für Sie das Angemessene ist, ich darf mal vorlesen: «(1) Wer mit dem Ziel, die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung der DDR zu schädigen oder gegen sie aufzuwiegeln,

1. Schriften, Gegenstände oder Symbole, die die staatlichen, politischen, ökonomischen oder anderen gesellschaftlichen Verhältnisse der DDR diskriminieren, einführt, herstellt, verbreitet oder anbringt;

2. Verbrechen gegen den Staat androht oder dazu auffordert, Widerstand gegen die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung der DDR zu leisten;

3. Repräsentanten oder andere Bürger der DDR oder die Tätigkeit staatlicher oder gesellschaftlicher Organe und Einrichtungen diskriminiert;

4. den Faschismus oder Militarismus verherrlicht, wird mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu fünf Jahren bestraft. (2) Wer zur Durchführung des Verbrechens Publikationsorgane oder Einrichtungen benutzt, die einen Kampf gegen die DDR führen oder das Verbrechen im Auftrage derartiger Einrichtungen oder plan-

mässig durchführt, wird mit Freiheitsstrafe von zwei bis zehn Jahren bestraft.»

Ja, für Sie trifft der zweite Abschnitt zu, also von 2 bis 10. Sie werden vielleicht heute noch dem Haftrichter vorgestellt, da haben Sie's dann schriftlich.

Meine literarischen Arbeiten, die zum Teil in der DDR gedruckt wurden, sind also ab heute «staatsfeindliche Hetze»?

I: Nun, Literatur, darüber lässt sich streiten, oder besser, darüber wird noch zu reden sein. Sie stehen im dringenden Verdacht, gegen den § 106 des Strafgesetzbuches verstossen zu haben. Die endgültige Entscheidung liegt natürlich beim Gericht. Wir ermitteln hier nur. Das ist ein Ermittlungsverfahren.

Wann wird der Prozess stattfinden?

I: Der Prozess? *Lacht:* Na, das wird sich zeigen. Sie sind ein komplizierter Fall. Vielleicht in einem halben, vielleicht in einem Jahr. Das hängt von verschiedenen Dingen ab. Und vor allem von Ihnen selbst, wie Sie im Verfahren mitarbeiten ...

Mitarbeiten?

I: Nun, wie Ihre Aussagebereitschaft ist zum Beispiel.

Paragrafen / das Zeichen auf der Schreibmaschine über der Neun / Zahlen / 117 / 754 / 220 / 106 / sind Gesetzbücher auch Bücher? / Abkürzungen / StGB / U-Haft / Verbrechen gegen die DDR / gegen mein Land? / gegen Jena? / gegen Grünheide? / gegen meine Freunde? / ein Verbrecher / brechen / zehn Jahre / wie lange noch, wieviel Zeit haben wir noch / das ist doch mein Leben / in zehn Jahren ist doch alles vorbei / zehn Jahre / warum sagen sie so etwas? / das sind doch Menschen / sie tragen keine Zeichen an der Stirn, sie tragen vielleicht Brillen / und Hass, ich habe doch gar keinen Hass / ich kann mich doch gar nicht wehren / ich habe immer was aufgeschrieben in schwarze Hefte / damit ich davonkomme / damit ich noch einen Tag lebe / eine Stunde / so war das doch / aber das kann ich doch keinem sagen / schon gar nicht solchen Leuten / Wolf¹⁰ ist drüben / wen haben sie noch verhaftet, Pannach? / der spielt doch Gitarre / sie können doch keinen in eine Zelle einschliessen, der singt und Gitarre spielt / «wozu Dichter in dürftiger Zeit?» / Zeit

der Zäune / sind Menschen, hinter Gittern gehalten, auch Menschen? / Guten Morgen / haben Sie gut geschlafen? / Sie Schwindler, Sie dreckiger Schwindler / Weggehen / wegdenken / Wege / Windeln / Zellstofftaschentücher / Babycreme / aufwachen / einen Waldweg finden ohne Wurzeln, auf dem sie nicht gleich hinfällt / sie lernt doch gerade erst laufen / sie heisst doch Lili / sie kennt mich doch.

I: Ich lasse Sie jetzt abholen, der Haftrichter wartet.

Ich werde abgeholt und einem jungen Mann mit Parteiabzeichen und modischer Krawatte vorgeführt, der neben einer blicklosen Sekretärin sitzt, die von einer überdimensionalen Schreibmaschine halb verdeckt wird. Er liest den Paragraphen 106 vor und fragt mich, ob ich Einspruch erheben wolle.

Ja, ich erhebe Einspruch. Ich protestiere gegen meine Inhaftierung und fordere meine sofortige Freilassung.

Gut, sagt er, setzen Sie ein Schreiben auf, das Gericht wird Ihre Beschwerde innerhalb von acht Tagen behandeln. So, sagt er, das wär's.

Gegen vierzehn Uhr –

I: Sehen Sie, nun hat alles seine Ordnung, jetzt sind Sie verhaftet. Ich möchte Sie noch auf folgendes hinweisen: Sie haben das Recht auf Verteidigung laut Strafprozessordnung. Sie können sich also einen Verteidiger nehmen. Wen, bestimmen Sie. Haben Sie schon bestimmte Vorstellungen?

Dr. Götz Berger.¹¹

I: Ach, Dr. Berger, den also. Hat er nicht auch die Söhne von Havemann¹² verteidigt damals 68? Und jetzt im Fall Biermann ist er ja auch aktiv geworden. Sogar sehr aktiv. Nur, er ist doch schon ziemlich alt, ich glaube nicht, dass er noch so schwierige Fälle übernehmen wird, gibt es denn keinen anderen?

Ich möchte ihm schreiben und ihn bitten, dass er meine Verteidigung übernimmt.

I: Hoffentlich haben Sie keine falschen Vorstellungen über die Möglichkeiten eines Verteidigers in einem solchen Verfahren. In

der Gerichtsverhandlung kann er natürlich einiges sagen, warum nicht, aber bis dahin werden wir keinesfalls gestatten, dass er mit Ihnen über die Sache spricht. «Sprecher mit Auflage» nennen wir das, zu Ihrer Information. Und bei den Vernehmungen hat er natürlich nichts zu suchen. Aber bitte, schreiben können Sie, das ist Ihr gutes Recht.

Ich erhalte Zettel und Kugelschreiber, I liest den Brief.

I: Na, das ist ja lustig, was soll denn das: «mit sozialistischem Gruss». Was soll denn das bedeuten?

Wieso, ich verstehe nicht.

I: Aus der U-Haft mit «sozialistischem Gruss», soll das eine Provokation sein?

Sozialismus hat für mich wenig mit dieser Haftanstalt zu tun, wenig auch mit Ihnen, aber viel mit Menschen wie Dr. Götz Berger, der in Spanien kämpfte und auch in diesen Tagen weiss, was ein Genosse tun muss.

I: So, na, wir werden diesen Brief abschicken, wenn der aufsichtführende Staatsanwalt keinen Einspruch erhebt. Dr. Berger wird Ihnen dann sicher antworten.

(Was ich nicht wissen konnte: Dr. Berger wird aus dem Kollegium der Rechtsanwälte ausgeschlossen, weil er sich bereit erklärte, als Anwalt von Robert Havemann aufzutreten. Er rät, Dr. Vogel¹³ die Verteidigung zu übertragen.)

Allein sein, obwohl du nicht allein bist: Vor der Zellentür gehen sie auf und ab und sehen mit einem Auge herein. Du hörst ihre Schritte, ihre Schlüssel, du spürst ihren Blick. Um dich Mauern und verschlossene Türen, die nicht schützen, sondern ausliefern, in einer Örtlichkeit festhalten, in der du kein Versteck findest, keine Möglichkeit, dich ihren Blicken und Absichten zu entziehen.

Die Klappe in der Zellentür wird geöffnet / «Schüssel» / kein Mund ist sichtbar / nur eine ungeduldig wartende Hand, der du eine grüne Plasteschüssel übergibst / Brot, Margarine, Wurst / die Sprache der

Hände / das Füllen von Plasteschüsseln / das Aufnehmen von Nahrung / das Abgeben von Speiseresten / zum Inventar gehört noch ein rosa Plastelöffel / kein Messer / keine scharfen Gegenstände / kein Glas / keine Schnüre / allein sein / gesehen werden, ohne die Beobachter sehen zu können / eingeschlossen auf einem Präsentierteller / die Lähmung überwinden / Gymnastik / Kniebeugen / Liegestütze / Notizen auf die Tischplatte / leise singen / «am Grund der Moldau wandern die Steine» / andere in die Zelle holen / nach innen leben / lachen / trauern / nicht krampfen / aber am Glasziegel-schacht¹⁴ hörst du die Stadt / Autohupen / Strassenbahnen / aber am Glasziegel-schacht wird dir bewiesen: das Leben geht weiter und hupt und kreischt in den Kurven / aber am Glasziegel-schacht kommt es hoch und taumelt zurück und will nichts mehr hören / und gar nicht mehr singen / und gar nicht mehr sein.

Die Lähmung überwinden: Ich versuche, mit dem Finger auf die Plastetischplatte zu schreiben. Wenn ich aufdrücke, kann ich einige Buchstaben erkennen. Später notiere ich mit Stiften aus Silberpapier (Schokolade) und schreibe mit abgebrannten Streichhölzern auf Papierreste. Einzige Möglichkeit des Aufbewahrens: auswendig lernen. Mein Gedächtnis funktioniert gut, aber es sind nur Notizen, hastig hingeworfene Splitter. Was bald deutlich wird: Ich notiere die Reden derer, die nicht gern aufschreiben, was sie sagen, die aber gesagt haben, was ich auf den Tisch kritzle, um diese heimlichen Reden einzufangen, festzuhalten, auch, um sie zu beantworten und so zu bewältigen. Es wäre schade, denke ich mir, die eigenständige Sprache dieses Geheimdienstes, die sich in manchem von der «offiziellen» Sprachregelung des Apparats unterscheidet, nur ertragen zu müssen. Und nicht aufzubewahren, um sie im Kopf nach draussen zu transportieren. Irgendwann. Irgendwohin.

21.11.

I: Heute ist Sonntag, da wollte ich eigentlich zu Hause sein, aber Sie sehen, der Dienst geht vor. Ach so, wenn Sie rauchen wollen, ich habe einen Aschenbecher bereitgestellt.

Sie wissen genau, dass ich keine Zigaretten habe.

I: Ach so, natürlich, Sie hatten noch keinen Einkauf, monatlich für 30 Mark, da können Sie dann auch Zigaretten kaufen. Aber solange das nicht geschehen ist, könnten Sie sich ja an mich wenden. Ich habe nämlich welche im Schreibtisch liegen, «Club».

Ich soll Sie also um eine Zigarette bitten.

I: Zieren Sie sich doch nicht, immer heraus mit der Sprache.

Rauchen Sie Ihre Zigaretten selbst, ich bin kein Kettenraucher. Es macht mir nicht viel aus, auf Nikotin zu verzichten.

I: Sind Sie aber empfindlich, das werden Sie sich bald abgewöhnen.

Es geht nicht nur um das Rauchen einer Zigarette, es geht vor allem darum, dass du diesen Menschen um eine Zigarette bitten sollst. Er wollte sehen, ob du bereit bist, dich zu demütigen. Du sollst einen Menschen, der dich beleidigt hat und als Feind behandelt, um eine Gefälligkeit bitten. Ausserdem soll ein ohnehin bestehendes Abhängigkeitsverhältnis auf einen sehr persönlichen Bereich ausgedehnt werden. Es werden Bedingungen gestellt, die du zu erfüllen hast: Du bekommst die Zigarette erst dann, wenn du deinen Wunsch ausgesprochen hast. Möglichst freundlich, möglichst verbindlich, wie im Kindergarten, wenn das züchtige «Bitte-Sagen» geübt wird. Du bekommst ein Bonbon, aber vorher musst du «bitte-bitte» sagen. Oder im Zirkus: Wenn der Willen des Dompteurs erfüllt wurde, kommt die Belohnung. Klassisches Konditionieren. Hier, um Devotion, Unterordnung, Zweckverhalten zu erreichen. Ausserdem soll deine Passivität durchbrochen werden. Und wenn der erste Kniefall erfolgte, wird der zweite vorbereitet: Sie bekommen Zigaretten und Kaffee, wenn Sie diese und jene Aussage machen, das und das Protokoll unterschreiben. Eine durchsichtige Methode, die aber sicherlich ihre Erfolgsbilanz hat. Du bist kein starker Raucher, aber wer

draussen fünfzig am Tag rauchte und hier tage- und wochenlang ohne Zigaretten auskommen muss, wird sicher ganz andere Augen machen, wenn er dieses Gesäusel hört. Der grosse Irrtum: «Es geht doch nur um eine Zigarette ...» Nein, es geht immer um alles, besonders in diesen kleinen, nebensächlich erscheinenden Situationen. [...]

23.11.

«Freistunde» / zum erstenmal / du bist «auf dem Hof», das heisst in einem rechteckigen, abgetrennten Zementstall / allein, natürlich allein / oben ist kein Himmel fürs erste / oben ist Maschendraht / über der Tür ein eiserner Laufsteg / dort promenieren die Posten / du stehst nur und starrst / jetzt hat alles seine Ordnung / jetzt stehen sie über dir mit Schuhen und Sohlen und Socken / wo ist der Soldat mit den wachen Augen vom ersten Tag? / jetzt stehen sie oben und sehen herab und gehen weiter und kommen zurück / junge Männer mit verschiedenen Gesichtern / Unteroffiziere / Feldwebel / sie sind schon länger hier / sie kennen sich aus / sie sind im Dienst / und ihre Gesichter auch / sind die da oben «deinesgleichen und nicht ewig auch unbelehrbar»? / Pelagea Wlassowa¹⁵, hatte dein Sohn recht? / und Gorki? / und Brecht? / und was ist mit diesen Mauern und Maschendrähnen und Schuhsohlen? / und was ist mit diesen Wolken? / so hoch und ungeheuer oben / wenn du nicht hinaufsiehst / und der Posten aufschliesst und «kommse» sagt?

24.11.

I: Nun, wie steht es?

Ich möchte Ihnen nur drei Punkte zu Protokoll geben: 1. Ich protestiere gegen meine Inhaftierung. 2. Ich fordere meine sofortige Freilassung. 3. Ich lehne jedes weitere Gespräch mit Ihnen ab.

I notiert, was ich sage.

I Das ist eine sture Haltung. Das ist ganz und gar nicht der konstruktive Dialog, den ich mir vorgestellt habe.

Ich schweige, sehe aus dem Fenster, notiere einiges auf die Tischplatte.

I: Herr Fuchs, Sie haben eine Schwester, nicht wahr? Die wohnt in Saalfeld und hat drei Kinder, ist das richtig? Sie ist Lehrerin. In welchem Verhältnis stehen Sie zu ihr, ist es gut, ist es schlecht?

Meine Schwester / was sollen diese Fragen / sie werden doch nicht etwa / das ist doch ganz unmöglich / was ist unmöglich?

I: Sie haben ein gutes Verhältnis zu ihr, wir wissen das. Sie haben sie öfters besucht, ihr neue Arbeiten gezeigt, mit ihr diskutiert. Sie hat gewisse strafbare Handlungen offensichtlich geduldet, ohne Anzeige zu erstatten. Wissen Sie, was das heisst, ich meine, für sie?

Sie suchen nach deinen Schwachpunkten. Und Schwachpunkte sind die Menschen, die du liebst. Sie wollen dich verletzen, zu Reaktionen zwingen, Panik und Angst erzeugen. Das, was sie dir sagen, sind Andeutungen. Du sollst weiterdenken und weiterfühlen. Informationssperre, -auswahl, -Verzerrung, Falschinformationen, Teilwahrheiten und Wahrheiten, die dir unangenehm sind, werden ausgewählt. Was ist wie und wo einzuordnen? Die Beantwortung dieser hochbedeutsamen Fragen wird um so schwieriger, je länger du in Haft bist, je mehr «Aussen-Film» fehlt. Das wissen sie. Damit rechnen sie. Danach handeln sie. Gezielt, kundig, ohne moralische Schranken. Du bist ein «Feind». Der Einsatz vielfältiger Mittel ist erlaubt, wenn nur der «Sieg» errungen wird. Und ihr «Sieg» ist deine Niederlage, dein Zusammenbruch, deine Unterwerfung, die sie «Einsicht» nennen oder «Mitarbeit im Verfahren».

25.11

[...] *Sie wollen deine Orientierung zerstören, du sollst ins Schlingern kommen. Menschen, die du schätzt, werden geringschätzig ab-*

getan. Alles, was dir wertvoll ist, soll in diesen Zimmern seinen Wert verlieren. Vor allem dein eigener Menschenwert soll dir zweifelhaft erscheinen. Ihre Absicht ist, dir eine neue Rolle aufzuzwingen, die du zuerst mitspielen und anschliessend leben sollst. Es hat immer welche gegeben, die sagen, mit Gewalt sind Menschen nicht zu ändern. Aber sie sagen: Dass Menschen mit Gewalt nicht zu ändern sind, ist nicht gesagt, denn wir beherrschen unser Handwerk und haben viel Zeit. [...]

«Man schlage Ihnen die Fressen mit schweren Eisenhämmern ein» / ich weiss jetzt, wann solche Worte gefunden werden / ich weiss jetzt, woher sie kommen / aus einem Schweigen / aus einem Stillhalten / aus einem Nicht-Zuschlagen / aus einem kleinen Frieden in einem grossen Krieg / aus einem Hass gegen den Hass / aus einer Schwäche und einer Trauer / und einem Schmerz / der sich nicht auf Herz reimt / der sich gar nicht reimt / der sich nur festkrallt / an einem Stuhl / einem Tisch / einem Fenster / an einer Zeile: «Man schlage Ihnen die Fressen mit schweren Eisenhämmern ein» / aber es sind Menschen. [...]

Weggehen / raus aus diesem Gefängnis / aus diesem Zimmer / ganz schnell / sofort / jetzt gleich / aber in ein anderes Land? / vielleicht werden sie sagen: «Wenn Sie hierbleiben wollen, na bitte, dann bleiben Sie eben hier, in diesem Gefängnis» / das, was du nicht willst, verbinden sie mit dem, was du ganz sehr willst / oder ist es nur eine Finte? / um zu erreichen, dass du bald gar nichts mehr willst / und am Ende bist / und alles tust und sagst und unterschreibst / vielleicht wollen sie das / oder beides / oder gar nichts / Weggehen / durch diese Wände / durch diese Türen / einfach so / lachend und leicht / aber dieses Land, das sind doch nicht nur die Mauern und Gefängnisse / dieses Land / sind doch nicht nur die Spitzel und Heuchler / dieses Land / das bist du doch auch selber / und die Freunde / und die Feinde / das bist du doch auch selber.

Hier, in diesem Gefängnis, möchte ich nicht gern bleiben ...

I: So. *Lacht*: Warum denn nicht? ... aber dafür um so lieber in der DDR. Und täuschen Sie sich nicht, so leicht werden Sie mich nicht los, auch wenn dieses Gerede nur eine Finte sein sollte. Das ist nicht Ihr Land, die DDR gehört nicht der Staatssicherheit.

I: Wir sind ein Organ dieses Staates.

Ein Organ, ja. Es ist schlimm: Wenn ich den Gang entlangkomme und diese endlose Reihe von Türen sehe ... was machen Sie denn hier, wer hat Ihnen denn gesagt, dass das richtig ist, was Sie hier tun ... und Sie wagen es, sich «Genosse» zu nennen.

I: Wir nennen uns so, wie wir es für richtig halten, ausgerechnet Sie wollen uns belehren, ach, was rege ich mich auf, bei Ihnen hat es doch keinen Sinn. Herr Fuchs, ich kann auch anders, reizen Sie mich nicht.

Ja, das glaube ich Ihnen. Sie können auch anders. Was für ein Aufwand, was für eine Geheimniskrämerei, welche Geschäftigkeit. Ich habe den Eindruck, dass in diesen Bürozimmern Schlimmes geschieht. Hier werden Menschen gedemütigt und verletzt, ohne sich wehren zu können. Hier ist etwas Böses und Menschenfeindliches am Werk.

I: Was ereifern Sie sich denn so, bleiben Sie ruhig, ganz ruhig, was Ihnen so böse vorkommt, «böse», was ist das überhaupt für ein Wort. *Winkt ab*: Ja, das ist nichts anderes als die Diktatur des Proletariats in Aktion. Wir können Leute wie Sie nicht mit Glacéhandschuhen anfassen, Herr Fuchs.

Und das ist für mich das Schlimmste: Dass Sie die Stirn haben, solche Begriffe zu verwenden, dass Sie es wagen, das Vokabular des Marxismus zu gebrauchen, dass Sie versuchen, Ihre Spinnennwelt in eine Beziehung zu arbeitenden Menschen zu setzen. Ich spreche Ihnen ab ...

I: Nun mal langsam, sonst passiert was.

Und das ist das Ende Ihrer Argumentation: die plumpe Drohung im Schlägerjargon.

I *brüllt*: Schluss jetzt. *Ergreift den Telefonhörer, wählt: «754 abholen.»*

Diese Ohnmacht / die Ohnmacht des Wortes / «aus Mündungen kommt die Macht ja und kommt aus den Mündern nicht»¹⁶ / Wolf, du hast recht / aber es ist schlimm / so schlimm / und es hilft nicht, recht zu haben / ich komme nicht gegen sie an / sie sagen: «Schluss jetzt» / und schaffen mich weg / und holen mich wieder / warum sind wir so schwach / diese Ohnmacht / aber sie haben doch gar keine Argumente.

26.11.

Da du nicht weisst, wann sie dich zum Verhör holen, bist du ständig in Erwartung. Heute holen sie dich nicht, aber das wissen nur sie. Du musst davon ausgehen, dass sie dich holen. Plötzlich kann die Tür aufgeschlossen werden, plötzlich kann jemand in der Tür stehen und irgend etwas sagen oder tun. Auf dieses «plötzlich» kommt es ihnen an. Natürlich wissen sie, dass du ständig auf dem Sprung bist und keine Ruhe findest. Heute holen sie dich nicht, aber das weisst du nicht. Erst am Abend wirst du wissen, dass tagsüber keiner kam und die Zelle aufgeschlossen hat. Du wirst einen ganzen Tag warten, alle Flurgeräusche registrieren, hin und wieder aufspringen, wenn Nachbarzellen geöffnet oder verschlossen werden. Heute wirst du nicht geholt, aber das weisst du nicht. Morgen erst kannst du sagen: Gestern kam keiner, gestern wurde ich nicht geholt.

27.11.

Ein Buch / zumindest ein Buch / irgend etwas lesen / Christa Wolf, «Lesen und Schreiben»¹⁷, da ist die Rede von dem undenkbaren Umstand, ohne Bücher leben zu müssen / von heute auf morgen / auf einem Hocker sitzen und gelesene Bücher erinnern / das Vergnügen / die Überraschung, wenn Buchstaben Worte ergeben / Worte zu Sätzen werden / zu Gedanken / zu Gefühlen / «der Baum / grösser als die Nacht» / Sprache / Schrift / aufstehen / setzen / der Weg vom Fenster zur Tür / von der Tür zum Fenster / Lesen: die Rückseite des Waschmittelpakets, das hinter dem Klobecken steht

/ IMI / eine Waschanleitung / eine Gebrauchsanweisung / Herstellungsort / Betriebsteil soundso / Worte / Sätze / sinnvolle / sinnlose / über das Reinigen von stark verschmutzten Textilien / Wäsche waschen / Gehirnwäsche waschen.

28.11.

Sonntag. Keine Vernehmung. «Gehirnwäsche»? Du wirst in ein Bürozimmer geführt, zum Beispiel in ein Bürozimmer, vor einen Schreibtisch gesetzt, und verschiedene Herren reden lange und immer wieder auf dich ein, taktisch, also: freundlich, feindlich, laut, leise, sachlich, witzelnd, ironisch, zynisch, kumpelhaft, verbindlich etc. Was sie auch sagen, immer hat es einen «Grund», erfüllt es einen «Zweck», liegt eine «Absicht» vor. Sie verhalten sich taktisch, aggressiv, egal, ob sie sich feindlich oder freundlich geben, ob sie mit offenen Karten spielen oder kaschieren. Sie wollen, was du nicht willst, ohne zu sagen, was sie wollen. Du fühlst dich bedroht und wirst bedroht, unmittelbar und anschaulich: Mauern, Pritschen, Glasziegel, Spione, Gitter, Schreibtische, Vernehmer sind gegen dich, spürbar, hörbar, sichtbar. Aber noch bedrohlicher wird deine Lage, wenn du an das denkst, was sie dir verkünden, mit Nachdruck prophezeien: lange U-Haft, Prozess, Bautzen, zehn Jahre. Alles liegt im Bereich des Möglichen, wenn du deine Phantasie einsetzt. Sie schlagen ihre Gesetzbücher auf und spielen Schicksal, sie illustrieren Gefahren und versprechen dir deine baldige Vernichtung, die sie lachend oder lächelnd «Erziehung» nennen. Aber was sind wirkliche Gefahren, was manipulierte? Was ist Drohung, Einschüchterung, und was wird wirklich geschehen? Gehirnwäsche: Sie erzeugen eine wirkliche Gefahrensituation, in der deine Lebensinteressen in Frage gestellt werden, sie sperren dich ein und führen dich vor, und dann versuchen sie dir mit Hilfe verschiedener Methoden klarzumachen, dass auch die ferne Zukunft so aussieht wie diese düstere Gegenwart, wenn nicht. Wenn du keine «Einsicht» zeigst. Zeigst du «Einsicht», ist alles «in Ordnung».

wehrst du dich aber, wird dir bewiesen, dass dies «nichts einbringt». Dein Ausbruch, dein Angriff scheitert, die Gefahr bleibt und wächst an. Und was kommt dann? Dann kommt die Angst, dann kommt das Schluchzen, dann ist es soweit: aufbäumen, scheitern, zerbrechen, das möchten sie gern. «Gehirnwäsche»: kultiviert, wissenschaftlich, mit hoher Erfolgsbilanz, alle Beteiligten waschen ihre gepflegten Hände in Unschuld und im Recht: Hat etwa jemand die Hand erhoben? Nein? Na also, was wollen Sie denn. Und stellen Sie mal gefälligst dieses Imi-Paket wieder hinter das Klobecken, wo es hingehört.

Du weisst, was sie wollen / aber du weisst nicht, ob du widerstehen wirst / vielleicht wirst du schwach / weil du weisst, was sie wollen / wer weiss. [...]

30.11.

[...] Er lächelt / seine Backenknochen mahlen / er spricht leise und freudig / er ist «ehrlich, anständig, kameradschaftlich» / zu seinesgleichen / «ich habe ein gutes Herz und will nur das Beste, aber wenn es nicht anders geht» / es stimmt nicht / es sind keine Ungeheuer / keine Dämonen / keine Supermänner / keine Kümmerlinge / sie sind zur Schule gegangen / und vorher haben sie in Sandkästen gewühlt wie alle / sie haben studiert / und Lehrgänge besucht / Vorlesungen / «sozialistisches Recht» und «marxistische Sozialpsychologie» / und dann kam die Firma und fragte höflich an / und die Aufgabe war wichtig / und richtig / und leider geheim / vielleicht hat die Mutter gezögert und gefragt / vielleicht war ein klein wenig Unbehagen dabei / aber dann war er drin / und unter seinesgleichen / dann kamen die Witze / und dann das Lachen / und dann die Zyne / und dann dieses Lächeln hinter der dunklen Brille / und die Einteilung der Menschheit in solche und solche / die einen sind dafür / die anderen dagegen / die einen sitzen vor dem Schreibtisch / und er sitzt dahinter / er ist ein freundlicher Mensch, aber eines hat er

gelernt in diesen Zimmern: dass man ganz andere Saiten aufziehen muss, wenn einen jemand dazu zwingt / wenn einer frech wird / oder schweigt? oder die Angst nicht kommt nach vier Wochen / wie er das sagt: «spezifische Mittel» / wie er sich sicher fühlt und anbändelt mit dieser Technik / wie ihm das imponiert / zuerst war es der Kassettenrecorder / und dann ein Motorrad / und der Traum vom schnellen Wagen / der reagiert auf jeden Sohlendruck / die Technik, die alles mitmacht und keine Fragen stellt / die abhört und fotokopiert / kontrolliert und übermittelt / die alle Beweise liefert / und nicht zögert / und zickt / und losbrüllt bei «Kleinigkeiten» / gemessen am Ziel / am Auftrag / am Befehl / und jetzt ist er im Dienst / und ein wichtiger Mann / der fast alles darf und manches kann / und jetzt legt er los / und ist sich sehr sicher / dass er den da schafft / auf diesem Stuhl / in seinem karierten Hemd / der sich an seine eigenen Klamotten klammert und keinen Anstaltstrainingsanzug anziehen will / der dasitzt wie alle / und keinen Ausweg weiss. [...]

Was ist denn / wenn die Lokomotiven wieder von den Brücken fallen / und die frischgebügelten Uniformen aus den Schränken geholt werden / und die Stiefel dazu / was ist denn / wenn alles aufhört / und etwas beginnt / etwas Lautes / in aller Stille / das strammsteht / und immer näher kommt / und nicht mehr haltmacht / immer näher / bis an dein Gesicht / ganz dicht heran / und nicht haltmacht / und immer weitermarschiert / auf leisen Sohlen / was ist denn / wenn kein Wort mehr hilft / und kein Buch / und kein Schrei. [...]

2.12.

IV: Möchten Sie einen Brief schreiben? Schreiben können Sie ab heute alle zehn Tage. Eine Seite. An eine Person Ihrer Wahl. Ich nehme an, Sie werden an Ihre Frau schreiben wollen. Hier sind Papier und ein Briefumschlag. Beachten Sie, was in der Anstaltsordnung steht, ich darf mal vorlesen:

10. Persönliche Verbindungen

10.1. Persönliche Verbindungen werden durch den Staatsanwalt oder in seinem Auftrag genehmigt.

10.2. Im Briefverkehr und beim Besuch können sich Inhaftierte über persönliche, betriebliche und gesellschaftliche Probleme austauschen. Es ist untersagt, dabei über die mit dem Strafverfahren oder anderen Straftaten im Zusammenhang stehenden Probleme, über Angelegenheiten der Vollzugseinrichtungen, über Angehörige der Untersuchungshaftanstalt und des Untersuchungsorgans oder über andere Inhaftierte zu schreiben oder zu sprechen ...

Ich habe auch nichts dagegen, wenn Sie zum Beispiel einen Vierzeiler einflechten oder ein, zwei Zeilen auf die Rückseite schreiben, falls Sie vorn nicht ganz fertig werden, wir sind da nicht kleinlich. Sie müssen sich nur an die Auflagen halten, also nichts über den Gegenstand des Ermittlungsverfahrens schreiben, keine Provokationen und so weiter ...

Ich schreibe, stecke anschliessend den Brief in den Umschlag.

[...] Sie wollen dich uneingeschränkt beherrschen. Sie sagen: Alle zehn Tage können Sie einen Brief an Ihre Frau schreiben. Und dann lesen Sie dir vor, dass der Staatsanwalt alle «persönlichen Verbindungen» genehmigen muss. Er hat dir also genehmigt, einen Brief zu schreiben. Möglicherweise wird er dies alle zehn Tage gestatten. Aber nur, wenn er will. Er muss nicht. Du hast nicht das Recht zu schreiben, sondern dir wird etwas «gestattet», gnädigerweise. Du hast keine Rechte, sondern im günstigsten Fall Privilegien, für die du wahrscheinlich noch dankbar sein sollst. «Einen Brief schreiben», das heisst nicht nur, mit einem Kugelschreiber ein Blatt kleinkariertes Papier zu füllen, sondern das heisst auch, alle Einschränkungen zu beachten, die Hauptsache nicht zu schreiben, einen Text zu formulieren, der deinen eigentlichen Zustand kaschiert, die wesentlichen Gedanken und Gefühle ausspart. Du sollst mitspielen, du sollst deiner Frau nicht das sagen, was du ihr gern sagen möchtest, sondern nur das, was vorgeschrieben ist. Durchbrichst du diese «Auflage», wird der Brief nicht abgeschickt, es sei

denn, du formulierst neu. «Einen Brief schreiben», das heisst auch, ertragen zu müssen, wie ein fremder Mensch, der sich feindlich verhält, deinen Brief ergreift, vor sich auf die Schreibtischplatte legt und sorgfältig zu lesen beginnt, Bemerkungen macht, Korrekturen fordert oder seinen Segen erteilt: «So geht es.»

Mal sehen, sagen sie, wie das Rennen steht, wie es innen aussieht, mal sehen, sagen sie, was er schreibt.

6.12.

Beobachtung: Wenn in den Vernehmungen schwierige Situationen auftreten, klingelt das Telephon, oder die Tür öffnet sich und ein «Kollege» betritt den Raum, oder der Vernehmer verlässt das Zimmer, tuschelt im Gang, kehrt zurück und setzt sein Verhör fort. Wenn schwierige Situationen auftreten, kommt «Verstärkung», eine telefonische Weisung oder ein «Besucher». Der Krisenstab hört mit und greift ein. Operativ. [...]

15.12.

Jeden Mittwoch: Duschen. Du bist noch nicht lange hier – wenn der Posten nach zwei Minuten «Fertig werden» ruft, stellst du das Wasser ab. In ein paar Wochen wirst du ihn rufen lassen, zweimal, dreimal: «Fertig werden.» Fertig-Machen. Nicht-fertig-machen-Lassen. «Fertig» – was für ein Wort.

17.12.

[...] Das «Untersuchungsorgan» hat eine zweite Front eröffnet: Das erzwungene Zusammenleben, die Konfrontation oder das Miteinander in der Zelle. Je nachdem, wie sich die Beziehungen entwickeln und welche «Aufgaben» anstehen. Offensichtlich, wenn auch für dich nicht sofort einsehbar, zielen sie auf einen «Zellenkrieg». Sie rechnen damit, dass du diesen Menschen zumindest verdächtigst, ein Spitzel zu sein. Dieser Verdacht soll genährt werden: Das «Distler»-Foto in der Vernehmung war abstossend genug, die Rei-

he der verwandtschaftlichen Berühmtheiten setzt zumindest Fragezeichen. Auch der Versuch, Rechtsanwalt Vogel zu diffamieren, soll dich verunsichern. – Die Staatsanwaltschaft wird in der Folgezeit nichts unversucht lassen, einen von dir ausgehenden Verteidigerwechsel zu erreichen. – Das Verhalten deines Pritschennachbarn zielt auf Dominanz, er will die «Führung» übernehmen: mit Hilfe des Grosskapitals, des Verteidigungsministeriums, des Staatsschutzes, einiger Privilegien (zum Beispiel Pakete), seiner breiten Schultern. In den nächsten Tagen wirst du entdecken, dass sein Trinkbecher seit langer Zeit benutzt wurde (Belag), jedenfalls nicht erst seit Oktober 76. Verhaftete erhalten bei der Einlieferung neues Geschirr. Auch seine Filzlatschen verraten eine längere Benutzung. Wenn du dein Unbehagen aussprichst, Zweifel anmeldest, weisst du, was dir blüht, «ganz Norddeutschland» kennt seine Prügelkünste. Sie kalkulieren aber auch eine andere Möglichkeit ein: Weil so vieles für den Spitzelverdacht spricht, könntest du auf die Idee kommen, dass dieser Mensch gerade aus diesem Grunde «in Ordnung» ist, dass erzeugtes Misstrauen und Zellenkrieg zu ihrer Strategie gehört. Eine Folge könnte sein: Vertrauen. Und noch etwas: Die Anwesenheit von «spezifischen Mitteln» wurde dir in der vorangegangenen Zeit glaubhaft bewiesen. Die «Einkreisung» scheint lückenlos. Sie kommt daher mit einem freudigen Ereignis: dem Ende der Einzelhaft. Und Weihnachten steht vor der Tür, das «Fest des Friedens und der Familie».

J: Mein Vernehmer hat mir gesagt: Über Weihnachten geben Sie sowieso auf, Sie werden schon hören, wie viele in ihren Zellen durchdrehen.

Zurückdrehen / nicht ins Quatschen kommen / es ist ein angenehmes Gefühl, mit einem Menschen zu sprechen, der neben dir auf der Pritsche liegt und nicht hinter einem Schreibtisch sitzt / zuhören / orientieren / kommen lassen / sie wollen eine schnelle Entscheidung herbeiführen und fordern dich heraus, Entscheidungen herbei-

führen zu wollen, die nicht bei dir liegen / koexistieren / sollen sie abhören und sich die «Finger wundschieben» / du hast nichts zu verbergen / und was sie nicht unbedingt wissen müssen, vergisst du schnell / denk an den «Baum Griehn», den kein Sturm umwerfen konnte / denk an seine «unerbittliche Nachgiebigkeit» / also: keinen Zusammenstoß / keinen Kampf / lächeln / prüfen / aktive Passivität / zurückziehen, um eine Niederlage zu verhindern. [...]

20.12.

Der erste «Sprecher»: Eine halbe Stunde sass ich unter fremden Augen meiner Frau gegenüber. Dann wurden wir getrennt, dann wurde ich abgeführt, dann wurde ich erneut verhaftet. Eine mit Datum und Uhrzeit anberaumte Qual. Zwei Herren sahen zu. Ich wollte sprechen, ohne Krampf und Pathos. Aber dann habe ich nur gestammelt und auf ein Zeichen gewartet, auf irgendein Wort, das alles erklärt, eine Frist, ein Datum, das Ende der Haft, irgendein Zeichen, das keiner geben konnte.

Zigaretten, Kekse und Obst darf ich in Empfang nehmen, nachdem alles durchsucht wurde. Ich zähle die Äpfel und Apfelsinen und ermittle den dazugehörigen Buchstaben in der alphabetischen Reihenfolge. Ohne Erfolg.

111: Herr Fuchs, das schätze ich an Ihnen: Der erste Sprecher und ohne Tränen. Gratuliere. Auch wenn es nur Krampf war, einmal Schluchzen kostet nichts. Wir sehen nicht hin. Vielleicht hätten wir doch anordnen sollen, dass Ihr Kind mitkommt.

21.12.

[...] Träumen / nach 22 Uhr / in einer Höhle sein, die keiner findet / weit weg / hoch oben / tief unten / Wärme / Schutz / Sicherheit / träumen / eine Maschinenpistole / ein volles Magazin / nicht wehrlos sein / wenn sie kommen / träumen / die Zudecke über den Kopf

ziehen / sie ist ein Panzer, den nichts durchdringt / träumen / nach 22 Uhr / auf einer Pritsche aus Holz / auf der Matratze liegen.

25.12.

In einer der Nachbarzellen hämmert seit etwa fünfzehn Minuten ein Mensch rhythmisch gegen die Tür und ruft irgend etwas. Jetzt kommen mehrere Posten. Sie schliessen auf. Geschrei. Stille. Die Tür wird verschlossen. Die Posten entfernen sich. Einen höre ich im Gang sagen: «Durchgedreht.» Das Hämmern beginnt erneut. Bald werden sie ihn in den Keller schaffen. Dort befinden sich die Arrestzellen. [...]

17.1.

Täglich von acht bis sechzehn Uhr, abgerechnet eine Stunde Mittagessen in der Zelle, lesen sie mir meine Arbeiten vor und verlangen «Stellungnahmen».

111: Bis Sie es einsehen.

J. entpuppt sich. Anfang des Jahres wollte er mir einreden, West-Berlin sei «militärisch einverleibt» worden. Das hätte ihm sein Vernehmer erzählt. Seine biographische Story enthält Widersprüche, ich frage ihn immer wieder nach bestimmten Details und entdecke Abweichungen zu früheren Schilderungen. Politisch ist er nicht zu orten: Reden über «Gross-Deutschland» wechseln mit DKP-Argumenten. Er sei Mitglied dieser Partei gewesen. Mitunter stellt er sich als Spion vor, der eine Doppelrolle spielt. Ich soll die Orientierung verlieren.

Angenommen / er ist nur ein Spitzel / und wird erpresst / und erstattet Bericht / dann sitzt er doch auch nur in dieser Zelle / und starrt Wände an / und mich dazu / im Trainingsanzug / Filzlatschen an den Füßen / raucht er Zigaretten und hockt auf dem Klo / angenommen / er ist ein Spitzel.

Gegen Abend öffnet ein Posten die Tür Luke: Eins und zwei, packen Sie Ihre Sachen. J. spricht von Entlassung. Wir werden in eine kleine Zelle geführt (306) – stickig, überheizt, etwa 40 Grad. J. raucht verstärkt. Atembeschwerden. Gleichgewichtsstörungen. Sie wollen «den Durchbruch erzielen».

28.1.

«Und weil der Mensch ein Mensch / Hat er Stiefel im Gesicht nicht gern / Er will unter sich keinen Sklaven sehn / Und über sich keinen Herrn.»¹⁸ Beim leisen Absingen des Refrains öffnet der Posten die Klappe: «Hörnse auf mit dem Gesinge.»

«1.4. Den Inhaftierten ist untersagt:

– in den Verwahräumen zu lärmern, zu pfeifen, zu klopfen, zu rufen, zu singen oder auf andere Art und Weise die Ruhe und Ordnung zu stören ...»

(aus: Anstaltsordnung des MfS)

Manchmal singe ich Lieder. Manchmal öffnet der Posten die Klappe. [...]

16.2.

Zehnminütiges Gespräch mit Rechtsanwalt Vogel in einem Besucherzimmer. U-Haft-Anstalt Magdalenenstrasse. Polstermöbel, Aktenberge. «Möchten Sie rauchen?» Nervosität, «keep smiling». Vernehmer IV ist anwesend. Gespräche «über die Sache» sind verboten. Wenn sich der Dialog Unerlaubtem nähert, unterbricht der Stasi-Überwacher. «Nicht-zur-Sache-Sprechen» ist schwer, wenn nicht gesagt wird, was «Sache» ist. Ich ziehe in Zweifel, dass die Bezeichnung «Ermittlungsverfahren» zutreffend ist, und werde vom «Untersuchungsorgan» verwarnt.

«§ 64 – Rechte des Verteidigers

(1) Der Verteidiger hat das Recht

- den Beschuldigten oder den Angeklagten zu sprechen;
- Beweisanträge zu stellen;
- an der gerichtlichen Hauptverhandlung mitzuwirken;
- Rechtsmittel einzulegen und im Rechtsmittelverfahren mitzuwirken;
- Vorschläge zu den gerichtlichen Entscheidungen bei der Verwirklichung der Strafen zu unterbreiten.

(2) Der Verteidiger ist nach Abschluss der Ermittlungen zur Erhebung der Anklage befugt, Einsicht in die Strafakten zu nehmen. Schon vor diesem Zeitpunkt ist ihm die Einsicht in die Strafakten zu gestatten, wenn dies ohne Gefährdung der Untersuchung geschehen kann. Unter denselben Voraussetzungen ist dem Verteidiger die Teilnahme an von ihm beantragten Beweiserhebungen im Ermittlungsverfahren zu gestatten.

(3) Der Verteidiger kann mit dem in Untersuchungshaft befindlichen Beschuldigten und Angeklagten sprechen und mit ihm korrespondieren. Im Ermittlungsverfahren kann der Staatsanwalt hierfür Bedingungen festsetzen, damit der Zweck der Untersuchung nicht gefährdet wird.»

(aus: Strafprozessordnung der DDR)

Der Staatsanwalt hat «Bedingungen festgesetzt», die es erlauben, achselzuckend über gesundheitliche Befindlichkeiten zu plaudern. Und vielleicht noch über das Wetter.

§ 61 – ... «das Gericht, der Staatsanwalt und die Untersuchungsorgane haben das Recht auf Verteidigung zu gewährleisten ...»

V: Selbstverständlich gewährleisten wir das Recht auf Verteidigung. Was wir im einzelnen darunter verstehen, ist unsere Sache. Hin und wieder gibt es eben gewisse Beschränkungen, um den Zweck der Untersuchung nicht zu gefährden. So ist das.

Dr. Vogel: Ich muss mich an die Auflagen des Staatsanwalts halten, sonst verliere ich mein Mandat.

Wenn ich nur lachen könnte / und im Zirkus wäre / und nicht allein auf dem Weg zurück in die Zelle / dort steht ein junger dicker Mensch / mit Lederstiefeln und Reithosen / dort an der Ecke / mit kleinen, zugewachsenen Augen / steht und sagt: «Beeilse dich» / wenn ich nur lachen könnte / an solchen Ecken / nach solchen Gesprächen / vor solchen Stiefeln. [...]

20.2.

Die Atmosphäre in der Zelle wird unerträglich. J. ereifert sich jetzt schon, wenn ich hin und wieder halbe Melodien summe: «Mit diesem Geleier kannst du keinen hinterm Ofen vorlocken.» Ich vermeide jeden Gefühlsausbruch. Lesen, Tischnotizen, belanglose Gespräche, versuchsweise freundlich. [...]

22.2.

[...] Bis zum 10. Mai 1977 breche ich jegliche Kommunikation mit den Vernehmern ab. Ich arbeite, konzentriere mich auf das «Beschreiben der Tischplatte». Dabei geht es nicht darum, sichtbare Schriftspuren zu hinterlassen, sondern über diese Art des «simulierten Schreibens» zu erreichen, dass Gedanken zu Ende gedacht, Gefühle beschrieben werden, Gehörtes notiert wird. Auch wenn es nicht schwarz auf weiss nachzulesen ist – in der Zelle schreibe ich mittlerweile mit Silberpapierstiften auf den Kunststoffbelag der Tischplatte –, was da formuliert wird: Im Kopf steht es. Zumindest zu einem grossen Teil. Ich reproduziere auch Gedichte, stelle kleine Anthologien zusammen, aktualisiere bisher Geschriebenes. Mitunter singe ich leise. Ich werde fast täglich von acht bis fünfzehn, sechzehn Uhr geholt – die Wochenenden zum Teil ausgenommen. Auch zu Ostern. Mein «Zellengenosse» zielt auf Konfrontation. Am 17. März gibt er vor, einen «Sprecher» mit seinem «Bayer-Kon-

zern-Onkel» (existiert nicht) gehabt zu haben. Dieser hätte ihm geraten, «alles auf den Tisch zu legen», da eine Amnestie bevorsteht: «Aber nur für die Untersuchungsgefangenen, deren Verfahren abgeschlossen ist.»

31.3.

V: Manche sind eben korrupt, das ist eine menschliche Eigenschaft, wer sie hat, hat sie. Mit wem liegen Sie zusammen? *Anschliessend Detailinformationen über mein Zellenverhalten.* Ihr Ermittlungsverfahren kommt jetzt in eine entscheidende Phase, Sie spüren das sicher selbst. Einmal läuft der Eimer auch bei Ihnen über.

In der Zelle teilt mir J. mit, was mein Vernehmer sagte. Wörtlich.

J: Ich weiss alles. Du musst zu einem Gentlemen's Agreement kommen, sonst machen sie dich fertig. *Ich antworte nicht und beginne zu lesen.*

1.4.

J: Jetzt reicht mir's. Ich gebe dir noch drei Tage. Wenn du dann nicht aus dieser Zelle verschwunden bist, müssen sie dich raustragen. Im Übrigen bist du egoistisch. Denk auch mal an deine Frau. Wenn eine Amnestie kommt, vielleicht nach Ostern, und du kommst nicht mit raus, wird sie wahnsinnig. Du bist vielleicht ein Idiot.

Wenn ich auf der Pritsche liege, läuft er stundenlang auf und ab – Pritschenabstand etwa 70 cm –, schlägt im Vorbeigehen rhythmisch auf die Tischplatte, pfeift und trällert die Lieder, die ich mitunter gesungen habe. Nachts verursacht er laute Geräusche, lässt den Wasserhahn tropfen. Wenn ich ihn abdrehe, bringt er ihn erneut zum Tropfen. Seine Prügelfristen verlängert er in kleinen Intervallen. Keine Gespräche.

12.4.

Die Nacht ist gespalten / sie ist grün / sie ist ein Baum / hoch über den Strassen / sie ist hell / sie blendet nicht / dort ist ein Weg / ich gehe / ich winke / keiner kommandiert mich / wenn ich innen lebe / ganz innen / gibt es Wege / und Worte / und eine Antwort / die nicht zuschlägt. [...]

16.8.

IV: Legen Sie sich später nicht mit uns an. Wir finden Sie überall. Auch im Westen. Autounfälle gibt es überall. Aber nach dem Westen wollen Sie ja nicht. Sie meinen, das ist eine Drohung, na klar, was denn sonst.

- 1 Lili Fuchs, Tochter von Jürgen Fuchs, war zum Zeitpunkt seiner Verhaftung ein Jahr alt.
- 2 Der Liedermacher Gerulf Pannach (1948-1998) war mit Jürgen Fuchs befreundet.
- 3 Ernst Thälmann (1886-1944), seit 1920 Mitglied der KPD und ab 1925 bis zu seiner Verhaftung durch die Nationalsozialisten 1933 Vorsitzender der KPD und Mitglied des Reichstags. 1944 erfolgte seine Erschiessung im KZ Buchenwald. In der DDR stilisierten ihn die Machthaber zum Symbol für kommunistischen Widerstand und gründeten 1958 die «Pionierorganisation Ernst Thälmann», eine Massenorganisation für Kinder.
- 4 Feliks E. Dserschinskij (1877-1926), Leiter der 1917 gegründeten sowjetischen Geheimpolizei Tscheka. Von 1922 bis 1926 Leiter der GPU, unterstützte nach Lenins Tod (1924) Stalin.
- 5 Heinar Kipphardt (1922-1982), Schriftsteller und Dramaturg, siedelte 1949 nach Ost-Berlin über und arbeitete dort ab 1950 als Dramaturg am Deutschen Theater. Aufgrund zunehmender kulturpolitischer Repressionen und öffentlicher Angriffe kündigte er 1958 seine Stellung beim Deutschen Theater und nutzte einen Arbeitsaufenthalt in Düsseldorf, um mit seiner Familie in die Bundesrepublik auszureisen.
- 6 Robert Havemann (1910-1982) engagierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg als Wissenschaftler und Funktionär zunächst für den Aufbau der DDR, war Wissenschaftler an der Berliner Humboldt-Universität und Informant des Staatssicherheitsdienstes. Zunehmend übte er Kritik an der Machtausübung der SED und wurde daraufhin aus der SED ausgeschlossen und erhielt Berufs- und Publikationsverbot. Nach Protesten gegen die Biermann-Ausbürgerung wurde er zu einer

hohen Geldstrafe verurteilt und von 1976 bis 1979 unter Hausarrest gestellt. Bis an sein Lebensende war er ständiger Repression und Überwachung ausgesetzt. Sein vehementes Eintreten für Freiheit und Demokratie machten ihn zum Symbol der DDR-Opposition.

- 7 Wolf Biermann (geb. 1936), Dichter und Liedermacher, gründete 1961 das «Berliner Arbeiter- und Studententheater», das er bis zu dessen Verbot 1963 leitete. Immer wieder von Auftrittsverboten unterbrochen, trat er von 1962 bis 1965 öffentlich mit Liedern und Gedichten in der DDR auf. Nach Veröffentlichung seines ersten Gedichtbandes «Drahtarfe» (1965) erhielt er Auftritts- und Publikationsverbot, Bücher und Schallplatten kursierten dennoch illegal in der DDR. Ein Konzert in Köln 1976 nahm die SED-Regierung zum Anlass, Biermann die Staatsbürgerschaft abzuerkennen.
- 8 § 220 (Staatsverleumdung) StGB der DDR in der Fassung vom 19. Dezember 1974: «(I) Wer in der Öffentlichkeit 1. die staatliche Ordnung oder staatliche Organe, Einrichtungen oder gesellschaftliche Organisationen oder deren Tätigkeit oder Massnahmen; 2. einen Bürger wegen seiner staatlichen oder gesellschaftlichen Tätigkeit, wegen seiner Zugehörigkeit zu einem staatlichen oder gesellschaftlichen Organ oder einer gesellschaftlichen Organisation verächtlich macht oder verleumdet, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung, Haftstrafe, Geldstrafe oder mit öffentlichem Tadel bestraft. (2) Ebenso wird bestraft, wer in der Öffentlichkeit Äusserungen faschistischen oder militärischen Charakters kundtut.»
- 9 § 106 (Staatsfeindliche Hetze) StGB der DDR in der Fassung vom 19. Dezember 1974.
- 10 Wolf Biermann (geb. 1936), vgl. Anm. 7.
- 11 Dr. Götz Berger (1905-1996), vgl. Anm. 19 im Beitrag von Kurt Müller.
- 12 Frank und Florian Havemann wurden 1968 verhaftet, weil sie gegen die Okkupation der CSSR protestiert hatten. Mit anderen Kindern von Parteifunktionären standen sie am 26. Oktober 1968 vor dem Berliner Stadtgericht.
- 13 Dr. Wolfgang Vogel (1925), Rechtsanwalt, DDR-Bevollmächtigter für humanitäre Fragen mit Anwaltszulassung in Ost- und Westberlin, war Organisator des ersten Agentenaustauschs im Kalten Krieg und Unterhändler der DDR beim sogenannten Häftlingsfreikauf sowie Anlaufstelle für ausreisewillige DDR-Bürger. Seit Anfang der 90er Jahre häuften sich Vorwürfe gegen Vogel unter anderem wegen seiner Stasi-Mitarbeit. 1992 gab er zu, als IM «Eva» bzw. IM «Georg» in den 50er Jahren mit dem MfS zusammengearbeitet zu haben.
- 14 Die Zellenfenster waren mit Glasziegeln vermauert.
- 15 Pelagea Wlassowa: Figur aus «Die Mutter» von Maxim Gorki.
- 16 Zitat aus dem Lied «Der Kameramann» (1975) von Wolf Biermann.
- 17 Christa Wolf: «Lesen und Schreiben. Aufsätze und Betrachtungen» (1971).
- 18 Zitat aus dem «Einheitsfrontlied» (1934) von Berthold Brecht und Hans Eisler.

DIE 80ER JAHRE

WALTRAUD KRÜGER Im Haftkrankenhaus

Waltraud Krüger (geb. 1942) wurde wegen wiederholter Ausreisearträge im Mai 1980 verhaftet und war vom 9. Juni bis zum 14. Juli im Haftkrankenhaus des Staatssicherheitsdienstes.

Ich kam in eine Zelle, die sehr sauber war. Auch war ein Fenster drin, allerdings nur aus Glasbausteinen. Von innen konnte das Fenster nicht geöffnet werden. Erst als eine Schwester kam, begriff ich, dass ich mich in einer Krankenstation befand. Wachposten holten alles aus der Zelle heraus, was lose an der Wand oder am Waschbecken hing: Handtücher, Zahnbecher, sogar die Seife. Als ich aufstehen wollte, brüllte mich einer der Wachposten an: «Los, hinlegen, hier werden keine Fisimatenten gemacht!» Sofort legte ich mich mit meinen Sachen aufs Bett.

Die Schwester brachte mir ein Nachthemd und Abendbrot. Ich lehnte das Essen ab. Die Schwester sagte keinen Ton. Nun kam ein Arzt im weissen Kittel. Er stellte sich an mein Bett und befahl mir zu essen. Ich weigerte mich. Der Arzt drohte mit einer Zwangsernährung. Eine künstliche Ernährung sei sehr schmerzhaft. Ich stellte meine Ohren auf Durchzug. Wie die drei berühmten Affen wollte ich es machen: Nichts hören, nichts sagen und nichts sehen! Das war leichter gedacht als getan.

Ich wollte wissen, wo ich sei. Der Arzt erklärte mir, ich befände mich in der Krankenabteilung, die zur Untersuchungsanstalt gehöre. Draussen vor der Zellentür standen die Wachposten, die zu jeder Zeit durch den Türspion sehen konnten. Der Arzt sagte mir

weiter, der Bezirksstaatsanwalt habe eine gründliche Untersuchung angeordnet. Der Arzt nannte sich Psychiater. Sofort fiel mir ein, wie man vor Jahren schon einmal versucht hatte, mich für unzurechnungsfähig zu erklären. Der Arzt sagte, die Staatssicherheit und der Bezirksstaatsanwalt seien der Meinung, bei mir könne psychisch nicht alles in Ordnung sein. Hier in der Krankenabteilung sollte ich untersucht werden.

Ich wusste sofort, hier wollte man mich für verrückt erklären. Der Staatsanwalt würde mich dann für eine Weile in eine Psychiatrische Klinik stecken lassen. In der Klinik könnte ich dann Eingaben und Beschwerden schreiben, soviel ich wollte. Nie würde ich eine Antwort erhalten. Weil ich das Essen verweigert hatte, nahm es die Schwester wieder raus. Der Arzt verordnete ein Medikament, das gespritzt werden sollte. Ich weigerte mich, weil man mir nicht sagen wollte, um welches Medikament es sich handelte. Aus meinen Krankenunterlagen war ersichtlich, dass ich verschiedene Medikamente nicht vertragen würde.

Den Arzt interessierte dies nicht. Ein Pfleger kam mit der Spritze. Es sollte ins Gesäss gespritzt werden. Dazu sollte ich mich auf den Bauch legen. Ich weigerte mich. Der Arzt lächelte: «Vergessen Sie nicht: Sie sind eine Untersuchungsgefängene. Sie haben sich nach dem zu richten, was wir hier sagen und tun.»

Ich weigerte mich immer noch. Der Arzt holte Verstärkung. Zwei weitere Pfleger kamen. Mit einem Ruck legten sie mich auf den Bauch, hielten mich fest, und der Pfleger spritzte. Die Schwester zog mich aus.

Am nächsten Morgen kam ich zu mir. Wie im Traum klopfte ich an die Wand. In Magdeburg hatte ich auch immer Klopfzeichen gegeben. Zweimal lang, dreimal kurz. Kaum hatte ich zum zweiten Mal mein Klopfzeichen gegeben, wurde die Zellentür aufgeschlossen. Sofort stand der Arzt an meinem Bett. Wie im Traum hörte ich: «Sie sind hier nicht in Magdeburg, bei uns werden keine Klopfzeichen gegeben.»

Der Arzt wollte mich davon überzeugen, dass Ausreiseanträge stellen keine «normale Sache» sei. Wenig später kam ein zweiter Arzt, der sich als Internist vorstellte. Ich musste es glauben. Beide

Ärzte fragten mich über meine Gesundheit aus. Was anzugeben war, sagte ich. Trotz meiner Müdigkeit hörte ich, was die beiden vorhatten. So sagte der Psychiater: «Wir haben die Absicht, Sie mit Medikamenten zu behandeln. Vielleicht finden Sie dann wieder in den normalen Alltag zurück!» Auf meine Frage, welche Krankheit eigentlich bei mir behandelt werden sollte, bekam ich zur Antwort: «Für uns Ärzte steht im Vordergrund das, was von der Staatsanwaltschaft angeordnet wurde.» Gemeinsam mit der Staatsanwaltschaft des Bezirkes Magdeburg überlegten die Beamten der Staatssicherheit also, was mir angehängt werden könnte.

Der Arzt fragte mich, ob ich bereit sei, die vorgesehenen Medikamente zu nehmen. Ich lehnte ab. Dann müsse man Gewalt anwenden, wurde erklärt. Einen Tag später begann der Arzt mit seiner Therapie. Morgens, mittags und abends bekam ich Medikamente gespritzt. Es war furchtbar! Mir war aber alles so egal. Die Zeit verging. Ich lag in meinem Bett und sah an die Decke. Am zweiten Tag der Therapie wurde ich morgens nach der Spritze aus dem Bett geholt. Ein Wachposten schob mich durch eine Art Schleuse. Meine Hände musste ich auf dem Rücken lassen. Es dauerte eine Weile, bis der Wachposten auf der anderen Seite die Tür aufschloss und mich in eine andere Zelle brachte.

Der Arzt und der Magdeburger Vernehmer waren schon da. «Sehen Sie, wie besorgt wir um Sie sind? Wir reisen Ihnen sogar nach Berlin nach», sagte der Vernehmer. Ich sagte nichts und liess mich kraftlos auf den angebotenen Stuhl fallen. «Soviel Mühe, wie wir uns mit Ihnen geben, soviel Mühe würde man sich in der Bundesrepublik nicht machen!» sagte der Vernehmer weiter. Als er erklärte, in der Bundesrepublik sei ich nicht mehr gefragt, hätte ich fast gesagt: «Ich bleibe in der DDR.»

Und schon legte mir der Vernehmer einen Bogen Papier vor. Dort stand: «Ich, Waltraud Krüger, bin bereit, in der Deutschen Demokratischen Republik zu bleiben. Ich nehme zur Kenntnis, dass die staatlichen Organe bemüht sind, mir bei meinen Schwierigkeiten zu helfen.» Dann sollte die Unterschrift folgen.

Obwohl ich mehr als müde und abgespannt war, konnte ich doch

noch so weit denken, dass ich nicht unterschreiben durfte. Diesen Triumph wollte ich der Staatssicherheit nicht gönnen. Ich erklärte: «Ich bleibe bei meinen Ausreiseanträgen.» Der Arzt sagte: «Wir müssen Ihnen die Medikamente geben, weil wir vermuten, dass eine Fehlsteuerung des Gehirns vorliegt.»

Ich wollte etwas fragen, aber der Vernehmer liess mich eiskalt abblitzen: «Hier stellen wir die Fragen, Sie haben zu antworten!» Dennoch warf ich ein: «Für mich ist sicher, die Bundesbürger haben mich nicht vergessen. Sonst würden Sie als Staatssicherheit nicht so ein Theater machen.»

Ich wollte wissen, wie man die angebliche Fehlsteuerung bei mir begründe. Die Antwort: «Wer in einem sozialistischen Staat geboren, aufgewachsen und geformt worden ist, wer sich von Grund auf, ohne fremde Hilfe eine Existenz aufgebaut hat und wer dann sein Wissen und Können den Feinden zur Verfügung stellen will, bei dem Menschen kann nur eine Fehlsteuerung vorliegen.» Der Arzt sagte weiter: «Im Sozialismus ist jeder für jeden verantwortlich. Im kapitalistischen Westen fragt niemand nach den armen und kranken Menschen. Sie sind noch in der DDR, und so lange fühlen wir uns verantwortlich.» Nach diesem Satz wurde ich in die Krankenzelle zurückgebracht.

Wie der Arzt angeordnet hatte, bekam ich dreimal am Tag eine Spritze. Später erfuhr ich zufällig, dass es Luminal¹ war. Als zusätzliches Medikament bekam ich alle sechs Stunden eine «entzündungshemmende» Spritze.

Ich kämpfte gegen meine Müdigkeit und unterschrieb nicht. Der Arzt gab mir jetzt Infusionen. Die Nieren brauchten Flüssigkeit. Ich weigerte mich. Aber ich wurde am Bett festgebunden.

Die Infusionen bekam ich täglich. Ich ass und trank nichts, also musste ich künstlich ernährt werden. Ich war von Natur nicht so, dass ich leicht kapituliert hätte. Hier aber war ich nicht mehr ich selbst. Trotz der hohen Dosis an Luminal wurde ich jeden Tag verhört. Dem Vernehmer machte es offensichtlich nichts aus, zwischen Berlin und Magdeburg hin- und herzufahren. Ich hatte jetzt kein Interesse mehr zu fragen, was meine Tochter mache und wie es meinem Mann gehe. Ich war fest der Meinung, meine Tochter

sei in «Freiheit». Bei den täglichen Vernehmungen erfuhr ich nichts von ihr und meinem Mann. Ich war auch nicht mehr in der Lage zu unterscheiden, ob es Tag war oder Nacht.

Die Einzelhaft und die Medikamente brachten mich an einem Abend dazu, an Selbstmord zu denken. Ich nahm aus meinem Bett das Laken, stieg auf das Fensterbrett und versuchte über einen kleinen offenen Spalt, das Laken am Gitter zu befestigen. Plötzlich ging die Zellentür auf. Mit einem Ruck zog mich ein Wachposten vom Fensterbrett. Ich fiel auf die Knie. Mit einem Fusstritt wurde ich ins Bett gestossen. Ich liess die Gewalt über mich ergehen.

Dem Arzt und meinem Vernehmer dauerte mein Hungerstreik zu lange. Sie wurden noch brutaler. Ich wurde aus meiner Zelle 3 geholt. Man gab mir einen Bademantel, den ich über das Nachthemd zog. Im Arzttzimmer forderte man mich auf, mich auf eine Liege zu legen. Der Arzt sagte: «Wir wollen mal sehen, ob Sie nicht doch trinken werden!»

Ich legte mich auf die Liege. Hätte ich mich geweigert, wären die beiden Sanitäter auf mich zugekommen. Bis jetzt standen sie nur so im Raum. Vermutlich dachte der Arzt, ich würde mich weigern. Aber mir war alles egal. Mir wurde der Bademantel abgenommen, die Schuhe musste ich ausziehen. Dann streifte der Arzt das Nachthemd hoch, so dass die Oberschenkel frei wurden, und ein Ständer mit einer Infusionslösung wurde an die Liege geschoben. Der Arzt sagte: «So, jetzt bekommen Sie einmal auf andere Art und Weise Flüssigkeit in den Körper!» Er stach in beide Oberschenkel eine Nadel. Mit den ersten Tropfen der Lösung durchzuckte mich ein furchtbarer Schmerz. Ich glaubte, mir würden die Beine abgerissen. Ich wollte hoch und die Nadeln aus den Oberschenkeln ziehen. Sofort waren ein Pfleger und ein Wachposten in Uniform da. Der Wachposten riss meine Arme hoch und kniete sich darauf. Der Sanitäter hielt meine Beine fest. Der Arzt sass in der Ecke und beobachtete mich. Die Schmerzen wurden unerträglich. Mir liefen die Tränen übers Gesicht. Es war furchtbar. Ich bat den Arzt, er möge diese Infusion abbrechen.

Er grünte: «Wenn Sie etwas trinken und unterschreiben, dass Sie in der DDR bleiben wollen, breche ich die Infusion ab.» Der Arzt drückte mir ein Stück Papier in die Hand: Trotz der unerträglichen Schmerzen lehnte ich die Unterschrift ab. Die Flaschen waren nach 45 Minuten leer, und der Arzt zog die Nadeln aus den Oberschenkeln. Ich schrie.

In meiner Zelle sah ich mir meine Beine genauer an. Ich erkannte sie nicht wieder. Die Einstichstellen waren dick angeschwollen, und jede Bewegung tat mir weh. Tellergröss waren die schneeweissen Flecken an den Oberschenkeln. Obwohl nun keine Lösung mehr lief, krümmte ich mich vor Schmerzen. Ich wollte ein Schmerzmittel haben, aber der Wachposten rief durch die Zellentür: «Holen Sie sich doch vom Westen ein Medikament!»

Am folgenden Tag fragte der Vernehmer, wie es mir ginge. Ich antwortete, dass ich eine schriftliche Beschwerde wegen brutaler Gewalt einlegen würde. Der Vernehmer lachte und meinte, ich mache Spass, gab mir aber Papier und Kugelschreiber und liess mich schreiben. Er las die Beschwerde durch, lachte wieder und zerriss den Bogen. Mir wurde übel. Ich lief zum Toilettenbecken und übergab mich. Schliesslich rief der Vernehmer nach einem Arzt. Der unterbrach das Verhör für drei Stunden, gab mir aber wieder eine Infusion.

Mein körperlicher Zustand verschlechterte sich weiter. Nierenbluten setzte ein. Ich hatte keinen Anspruch auf Hilfe. Ich wünschte mir sehr, jetzt mit einem Menschen reden zu können. Ich wäre jetzt zu gern zu Hause gewesen. Trotz der Medikamente tauchte die Sorge um die Familie wieder auf. Ich hatte sie vorübergehend aus meinem Gedächtnis verdrängt.

Die Tage vergingen. Der Arzt sollte ein Gutachten machen – für den Staatsanwalt. Ich sollte in Kürze einen Gerichtstermin haben. Dieser Staatsanwalt hatte mir angekündigt, dass ich unter fünf Jahren nicht wegkäme.

Die Vernehmungen waren eine reine Strafarbeit. Ich war manchmal nicht mehr in der Lage, ihnen zu folgen. Die Fragen waren immer die gleichen. Alles drehte sich um den Kontakt zu Bundesbür-

gern. Hinzu kam, dass es Veröffentlichungen in der westlichen Presse über unser Schicksal in der DDR gegeben hatte.² Wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte sich der Staatssicherheitsdienst sicher noch viel brutaler aufgeführt. Die Veröffentlichungen kannte ich nicht. Aber der Vernehmer las sie mir Wort für Wort vor. Entweder war der Vernehmer dumm oder er tat nur so. Sobald er mir vorhielt, dass es schon wieder eine Veröffentlichung gegeben hatte, freute ich mich sehr.

Noch immer verweigerte ich die Nahrung. Mein Gewicht wurde von Tag zu Tag weniger. Das störte die Ärzte und den Vernehmer. Der Staatsanwalt des Bezirks Magdeburg liess sich täglich über meinen Gesundheitszustand unterrichten.

Wieder wurde ich eines Morgens aus der Zelle geholt, aber nicht zum Verhör. Ich kam ins Arztzimmer. In der Mitte des Raumes stand ein Stuhl. Auf diesen Stuhl musste ich mich setzen. Zwei Pfleger waren da und noch eine Schwester. Der Arzt hatte einen Schlauch in der Hand. Meine Hände wurden auf den Rücken gelegt und am Stuhl befestigt. Die Beine wurden rechts und links an ein Stuhlbein gebunden. Dann hielt ein Pfleger meinen Kopf nach hinten. Durch die Nase wurde ein Schlauch geschoben. Durch einen Trichter goss eine Schwester eine Flüssigkeit. Ich versuchte, mich zu wehren, aber jemand riss mir den Kopf nach hinten. Ich schrie. Aber je mehr ich mich wehrte, desto mehr zog man mich an den Haaren. Die Anweisungen kamen nicht nur vom Arzt, auch der Vernehmer machte mit. Ich war der menschlichen Würde beraubt. Schliesslich kam ich wieder in meine Zelle. Ich war am Ende. Lange hatte ich meinen Glauben verdrängt. Nun betete ich um Trost und Heilung meiner Schmerzen. Ich musste leiden und Gott tat nichts. Ich rang mit mir. Sollte ich jetzt eine Unterschrift geben, damit ich Ruhe hätte?

Der Vernehmer sagte, ich sollte doch im Interesse der Familie die Ausreisearträge zurücknehmen. Ich lehnte ab. Darauf kamen ein paar Worte, die ich noch heute in den Ohren habe: «Wir müssen Ihnen mitteilen, Ihre Tochter ist ebenfalls in Haft!»

Jetzt war alles aus! Fassungslos suchte ich nach einem Wort und fand es nicht. Man gab mir den Brief. Es war die Handschrift mei-

ner Tochter. Aber aus dem Brief war nicht zu erkennen, wie es ihr ging und seit wann sie in Haft war. Lediglich ein Satz beschäftigte mich: «Liebe Mutti, tue für uns alle eine Lösung finden!» Dieser Satz war so verdreht, dass ich den Vernehmer fragte, was dies zu bedeuten habe. «Schlimm, wenn Sie als Mutter nicht wissen, was Ihre Tochter meint.»

Der Vernehmer sagte, meine Tochter hätte mich stark belastet. Sie sollte angeben haben, dass ich die war, die alle Briefe geschrieben und den Kontakt zu Bundesbürgern gehalten hätte. Ich erwiderte: «Bitte zeigen Sie mir das Protokoll, in dem meine Tochter so etwas gesagt hat.» Das konnte der Vernehmer nicht. So war das Thema beendet.

Ich wollte meiner Tochter antworten. Ich bekam auch Papier und Bleistift. Schreiben konnte ich nicht viel, denn mir liefen die Tränen übers Gesicht. Der Vernehmer tat so, als hätte er Mitleid: Wenn ich den Hungerstreik abbrechen würde, könnte man meine Tochter aus der Haft entlassen. An meine Tochter schrieb ich nur wenige Sätze. Ich bat sie innig, sie möge bei der Wahrheit bleiben und sich nicht ausquetschen lassen, wie man eine Zitrone ausquetscht.

Als ich in meine Zelle zurückkam, war ein zweites Bett aufgestellt. Eine Frau von etwa sechzig Jahren sass darauf. Kurz begrüßten wir uns. Sie war aus dem Potsdamer Gefängnis zu uns auf die Krankenstation verlegt worden. Ich konnte mich nicht gross unterhalten, denn ich war mit meinen Gedanken immer bei meiner Tochter. Wann wurde sie verhaftet? Wieso musste sie für das büssen, was ich getan habe?

Am Abend kam der Arzt in die Zelle. Meine Beine waren stark entzündet, und er sah sich das an. Eine Salbe wurde verordnet, und dann kam ein Verband über die Wunden. Als ich versorgt war, bekam ich die zweite mich niederschmetternde Nachricht: «Frau Krüger, ich muss Ihnen sagen, Ihr Mann ist hier – auf der Krankenstation.» Wieder kamen mir die Tränen. Ich machte mir grosse Sorgen, denn ich wusste ja nicht, was man mit meinem Mann gemacht hatte, dass er nun hier auf der Station lag. Ein paar Zellentüren weiter musste er sich befinden.

Ich war am Ende meiner Kräfte. Diesmal war ich froh, als die Schwester mit der Spritze kam. Im Schlaf wollte ich vergessen, was ich gehört hatte. Aber die Wirklichkeit liess sich nicht vergessen. Der Arzt bat mich recht höflich, ich möge doch endlich von den Ausreiseanträgen Abstand nehmen. Er werde sich am kommenden Tag mit mir ausführlicher unterhalten.

Tatsächlich, am nächsten Tag war der Arzt da. Er sprach diesmal ruhiger als sonst. Er meinte, ich sollte meinen Hungerstreik abbrechen, dann gäbe es für alles eine Lösung. Solange ich aber beim Hungerstreik bliebe, könnten meine Tochter und auch mein Mann zur Verantwortung gezogen werden. Man würde beiden eine Mitwisserschaft anhängen. Das wäre ein Straftatbestand. Wenn ich aufhörte, würde aber nur ich bestraft.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, scharf nachzudenken. Ich wollte aus Protest den Hungerstreik so lange fortsetzen, bis ich mein Ziel erreicht hatte: den Tod oder eine Ausreiseerlaubnis. Ich hatte mich noch nicht zu einer Entscheidung durchgerungen, als ich wieder zum Verhör musste. Ich konnte kaum auf dem Stuhl sitzen. Bei der Vernehmung kamen wieder die alten Fragen auf mich zu. Welche Einstellung ich zum Staat habe. Ich erwähnte noch einmal die Spitzeltätigkeit von Michael Schilling³, diese Tatsache brannte mir nach wie vor auf den Nägeln. Würden die Verantwortlichen bestraft? Der Vernehmer sagte, ich wisse nicht, was draussen geschehe. Man könne nicht alle, die an dieser Sache beteiligt waren, bestrafen. Das war für mich wie ein Geständnis. Eine grosse Blamage für die Staatssicherheit!

Ich machte mir bei dem Vernehmer so richtig Luft. Jetzt, wo mein Mann in der Krankenstation lag und meine Tochter in Haft war, konnte ich reden. Um meinen Mann und meine Tochter zu entlasten, gab ich offen zu, ich sei die Rädelsführerin. Was sollte denn nun noch geschehen? Ich hatte nur einen Wunsch: Aufhören mit den Medikamenten und eine Verurteilung, damit ich in einem normalen Zuchthaus zur «Ruhe» käme. Ich würde wissen, wie lange ich in Haft bleiben müsste, und damit hätte ich ja auch wieder ein Ziel.

Der Vernehmer bat mich, genau wie der Arzt, den Hungerstreik

zu beenden. Wenn ich dies nicht tue, müssten mein Mann und meine Tochter mitbestraft werden. Bei dieser Vernehmung bekannte ich mich zur Bundesrepublik Deutschland und zum 17. Juni. Ich nannte diesen Tag den «Tag der Deutschen Einheit». Die Vernehmung wurde beendet, und ich konnte wieder in meine Zelle zurück.

In der Zelle war die alte Dame, die auch gerade vom Verhör gekommen war. Ich nannte sie Omi, was sie sehr gut fand. Wir verstanden uns, was allerdings dem Arzt und dem Vernehmer nicht gefiel. Die sechzigjährige Oma hatte wegen Fluchthilfe eine andert-halb-jährige Haftstrafe abzusitzen. Manchmal hatte ich das Gefühl, diese Oma sollte mich aushorchen. Vielleicht war es aber nur ein unberechtigtes Misstrauen von mir.

Ich verlor nach und nach das Gefühl für die Zeit und die Wirklichkeit. So sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte nicht mehr klar denken. An einen Tag erinnere ich mich aber sehr gut. Der Arzt kam in die Zelle und legte mir eine Infusion an. Danach blieb er noch. Die Oma musste raus, und ich war mit ihm allein. Er setzte sich auf einen Stuhl und fragte mich, ob ich wisse, wo ich sei. Natürlich wusste ich, wo ich war. Ich antwortete ihm, ich sei im Krankenhaus der Staatssicherheit. «Wie fühlen Sie sich?» fragte er weiter. Ich erklärte, mir ginge es gut. Ich wollte ihm gegenüber keine Schwäche zeigen. Dann fragte er: «Was halten Sie davon, wenn wir Sie nach Hause entlassen?» Dieser Gedanke und auch die Frage waren mir sehr fremd. Nach Hause? Wo war denn mein Zuhause? Ich konnte nicht gleich antworten. Auf mich stürmten zu viele Gedanken ein. Da sagte er: «Wollen Sie wirklich noch in die Bundesrepublik? Wissen Sie eigentlich, dass kranke Menschen im Westen nicht behandelt werden? Ein kranker Mensch hat in der Bundesrepublik weder Pflege noch Geld.» Jetzt musste ich aber eine Frage stellen: «Herr Doktor, warum leben eigentlich so viele Menschen in der Bundesrepublik? Warum kommen diese Menschen nicht in die DDR, wenn im Westen alles so schlimm ist?» Der Arzt antwortete nicht.

Mein Körper begann zu schweben. Ich hatte das Gefühl, ich würde mitsamt meinem Bett langsam dahinfliegen. Was war heute

in dieser Infusion gewesen? Meine Glieder, die vorher so furchtbar schwer waren, wurden ganz leicht. Irgendwie erschien mir dieser Zustand recht angenehm zu sein. Der Arzt fragte nun nach meiner Kindheit, Jugend und Ehe, auch nach meinen Hobbys. Wie eine Maschine antwortete ich. Meine Zunge schien heute locker zu sein. Ich wollte gar nicht so viel reden, aber verhindern konnte ich es nicht.

Als die Infusion beendet war, musste ich zum Verhör. Der Vernehmer übergab mir einen Brief. Der Berliner Rechtsanwalt Vogel teilte mir mit, er sei bereit, meine Verteidigung zu übernehmen. Ich fragte meinen Vernehmer, was das Ganze zu bedeuten habe. Er sagte: «Der Rechtsanwalt Vogel hat in der DDR bestimmte Privilegien, die ein anderer Anwalt nicht hat.» Eigentlich hatte ich mir ja einen anderen Rechtsanwalt ausgesucht. Aber wenn dieser Rechtsanwalt Vogel Privilegien hat, könnte er auch mehr für mich tun. Bisher hatten mir die Vernehmer verweigert, überhaupt ein Gespräch mit einem Anwalt zu führen. Dies war gesetzwidrig, aber ich war ja in einem Haftkrankenhaus.

An diesem Tag wurde ich noch einmal auf die Schwere meiner Tat hingewiesen. Aber ich hörte auch, dass noch immer viele Menschen in der Bundesrepublik zu unserer Familie ständen.

Ich musste wie jede Woche eine Liste unterschreiben, in der die eingehende Post an mich aufgeführt war. Wie immer sollte ich anstreichen, welche Personen ich kennen würde und mit wem ich wie lange korrespondiert hätte. Der Vernehmer sagte, dass der Name von uns auch im Ausland bekannt sei. Ich freute mich. Der Vernehmer meinte, diese Post werde mich bei der Verurteilung belasten. Mit diesen Briefen und Karten könne man beweisen, dass ich «staatsfeindliche» Verbindungsaufnahme betrieben hätte.

Der Vernehmer fragte plötzlich: «Wie verhalten Sie sich, wenn Sie die Genehmigung erhalten, in den Westen ausreisen zu dürfen?» Ich fragte, ob diese Ausreise für die ganze Familie gelten würde. Da kam die Antwort: «Ihr Mann und Ihre Tochter haben erklärt, sie wollten nicht in den Westen!»

Die Staatssicherheit fand immer neue Mittel, um mich kleinzu-kriegen. Ich sagte dem Vernehmer, ich fände diese Art der Erpres-sung nicht gut. Auch die Verhaftung meiner Tochter hielt ich ihm vor. Wie könne ein junger Mensch, der verhaftet und eingesperrt sei, in diesem Staat bleiben wollen? Hatte die Staatssicherheit nicht selbst schuld an diesem Ausreisewunsch meiner Tochter? Ich bestand darauf, die Unterschriften von meinem Mann und meiner Tochter zu sehen. Natürlich gab es keine.

Mir war klar, unter gewissen Umständen könnte einer von uns die Unterschrift geben. Wenn ich an meine Tochter dachte und sie beim Verhör sah, dann rechnete ich damit, dass sie schwach werden würde. Den brutalen Verhören der Staatssicherheit war nicht jeder gewachsen. Auch bei meinem Mann rechnete ich eines Tages mit der Unterschrift. Ich musste mir klar darüber werden, dass ich meiner Familie schadete, wenn ich meinen Hungerstreik fortsetzte. Der 17. Juni war vorbei. Körperlich und seelisch war ich zum Wrack geworden. Unter den Drogen und der ständigen Anspannung war nicht viel von mir übriggeblieben. Ich wurde täglich auf eine Waage gestellt. Jetzt wog ich nur noch 42 Kilo.

Als der Vernehmer von meinem Gewicht erfuhr, brüllte er mich an: «Sie sind ein ganz ekelhaftes Weib! Ihre Auffassung, uns mit dem Hungerstreik erpressen zu wollen, geht nicht auf! Sie können verhungern, wenn es Ihnen Spass macht!» So wütend hatte ich den Vernehmer noch nie gesehen. Aber seine Wut war sicher auch eine Art von Hilflosigkeit. Genau wie er mich beobachtete, so beobach-tete ich ihn. Immerhin schien mir erstaunlich, als er sagte: «Wir wissen sehr gut, hier in der DDR ist längst nicht alles in Ordnung.» Das war ein Geständnis. Und recht hatte er.

Ich sass noch eine Weile im Zimmer des Vernehmers und sagte dann: «Ich bin bereit, meinen Hungerstreik abubrechen, wenn ich die Gewissheit habe, dass weder meinem Mann noch meiner Toch-ter etwas geschieht.» Sichtlich atmete der Vernehmer auf. Um mich aber beim Wort zu nehmen, rief er den Arzt, der meine Worte vom Tonband hörte. «Wir können ja prüfen, ob sie Ernst macht oder nur so tut», sagte er.

Von der Küche der Haftanstalt wurde eine Tasse Brühe geholt. Aber der Körper weigerte sich, die Nahrung anzunehmen. Nachdem ich die Brühe ausgebrochen hatte, kam ich in meine Zelle zurück. Dort war ich jetzt wieder allein. Die alte Frau war in Potsdam. Die Infusionen wurden noch zwei Tage fortgesetzt, bis ich die erste feste Nahrung essen konnte.

Eigenartigerweise erholte ich mich sehr schnell. An den träumenden Zustand hatte ich mich gewöhnt. Nach wie vor wurden mir Luminal-Spritzen gegeben. Als ich wieder essen konnte, verkraftete ich die Spritzen auch besser.

Das letzte Gespräch in Berlin im Haftkrankenhaus führten wieder zwei Vernehmer. Wieder einmal war der kleine dicke Hauptmann aus Magdeburg mitgekommen. Ich erfuhr, dass bald die Verhandlung stattfinden würde und ich in ein anderes Zuchthaus kommen würde. Ich nahm es zur Kenntnis.

Am 14. Juli 1980 wurde ich frühmorgens aus dem Bett geholt. Ich war noch sehr schwach in den Beinen. Ein Wachposten gab mir einen Bademantel und brachte mich in eine Nachbarzelle. Dort lagen meine privaten Kleidungsstücke. Ich musste mich anziehen. Ich sass eine Weile halb zusammengesunken auf dem Stuhl. Da wurde die Zellentür geöffnet. Der Wachposten rief: «Drei-eins raustreten!» Die Drei war die Nummer der Zelle. Die Eins war mein Name. Ich lag in Zelle 3 und war die 1. Gefangene.

Ich trat raus, so gut ich konnte. An der Wand wollte ich Halt suchen. Aber da rief der Wachposten: «Laufen Sie ja in der Mitte des Flures.» Von vorne kam eine Aufseherin, die mich bis zum Ausgang begleitete. Ich musste ein paar Stufen runter. Mir wurde schwarz vor den Augen. Nur mit Hilfe der Aufseherin schaffte ich es weiterzugehen. Wie damals bei der Ankunft stand wieder ein Krankenwagen vor der Tür. Ich wurde auf eine Trage gelegt. Als man mich ins Auto schob, sass plötzlich mein Mann neben mir. Ich wollte ihm um den Hals fallen, aber mir wurde ein absolutes Sprechverbot erteilt.

Mein Mann sah mich an, ich ihn. Wir waren beide über das Aussehen des Anderen so erschrocken, dass uns die Tränen in die Augen traten. Die Fahrt ging los. Aber wohin? Immer wieder wollte

ich meinen Mann ansprechen, aber im Wagen sass eine Beamtin der Staatssicherheit. Ich kannte sie aus Magdeburg. Sie hatte mich schon auf der Fahrt nach Berlin bewacht. Ich fing an, mir die schlimmsten Sachen auszumalen. Sollten wir wieder getrennt werden? Natürlich, denn in einem Zuchthaus durften wir ohnehin nicht zusammensein.

Nachtrag des Herausgebers: Im September 2000, wenige Tage vor der Verjährung aller SED-Unrechtsstrafatbestände ausser Mord und Totschlag, fand vor dem Landgericht Berlin ein Prozess gegen den Mediziner und Neurologen Horst Böttger statt. Von 1978 bis 1988 arbeitete Böttger als Psychiater im Haftkrankenhaus des Staatssicherheitsdienstes. 1985 promovierte er an der MfS-Hochschule in Potsdam mit einer Kollektivdissertation über «Die weitere Erhöhung der Effektivität der Vorbeugung und Bekämpfung feindlich-negativer Handlungen durch das MfS».⁴ In dem Prozess bezeugten zwei Gutachter, Böttger habe Waltraud Krüger ein Medikament gegeben, das ausschliesslich als «letztes Mittel» bei akuten Psychosen zu verwenden sei. Die Verwirrung der Inhaftierten, die noch Wochen nach der Haft andauerte, sei darauf zurückzuführen gewesen. Das Gericht befand jedoch, dass eine absichtliche Fehlbehandlung «nicht nachweisbar» sei, und sprach Böttger frei.⁵ Er betreibt heute unweit seiner alten Arbeitsstätte beim Staatssicherheitsdienst eine Praxis für Neurologie.

- 1 Luminal: Medikament gegen Epilepsie, wird häufig im Zusammenhang mit den Euthanasieverbrechen während der NS-Zeit genannt. Durch Verabreichung einer Überdosis Luminal wurden Kranke damals aktiv getötet. Über die zwangsweise Verabreichung von Luminal und anderen Medikamenten durch Mitarbeiter der Staatssicherheit mit dem Ziel der Ruhigstellung bzw. Gefügigmachung von Häftlingen ist bisher wenig bekannt.
- 2 So titelte zum Beispiel die «Berliner Morgenpost» am 4. Juni 1980: «Sechs Jahre um die Ausreise gekämpft – jetzt verhaftet.»

- 3 Michael Schilling war von der Stasi auf Anita, die Tochter der Krügers, angesetzt. Er sollte die Familie aushorchen und bespitzeln. Darüber hinaus sollte er Anita Krüger heiraten und zum Bleiben in der DDR bewegen. Später gab er das gegenüber den Eheleuten Krüger zu.
- 4 Peter Jaskulski/Christian Rudolph/Horst Böttger/Wolfgang Grüneberg/Albert Mautsch: «Zu den Ursachen und Bedingungen für die Herausbildung feindlich-negativer Einstellungen in feindlich-negative Handlungen von DDR-Bürgern. Konsequenzen für die weitere Erhöhung der Effektivität der Vorbeugung und Bekämpfung feindlich-negativer Handlungen durch das MfS», BStU, ZA, JHS 21975.
- 5 Renate Oschlies, «In der Haft war alles möglich». Stasi-Arzt vom Vorwurf der Körperverletzung an Häftlingen freigesprochen, in: «Berliner Zeitung», 23. September 2000.

VERA LENGSFELD Das Untersuchungsorgan

Vera Lengsfeld (geb. 1952) war eine führende DDR-Bürgerrechtlerin und im Januar und Februar 1988 wegen «versuchter Zusammenrottung» in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

Ich wurde in den blauen Bus geschoben und in einen Metallspind mit Luftlöchern gleich neben der Tür gesteckt. Kaum war ich drin, wurde die Tür wieder aufgerissen. Eine Beamtin legte mir Handschellen an. Ich solle die Gelenke nicht bewegen, sonst würden die Schellen fester.

Nach wenigen Minuten wurde die Tür noch einmal geöffnet, und ein Mann nahm mir die Handschellen wieder ab. Ich bedankte mich. Ob ich nicht wüsste, dass ich hier nicht sprechen dürfte? Ja, ja, das sei mir klar. Aus den anderen Spinden drang daraufhin ein Hüsteln und Scharren, aber keiner der Männer sagte etwas. Nach mir wurde niemand mehr gebracht, und der Menschentransport fuhr bald ab.

Als er endlich wieder hielt, wurde ich als letzte rausgelassen. Beim Aussteigen erblickte ich nur Scheinwerfer und Uniformierte. Der Bus war ganz dicht neben eine weit geöffnete Tür gerollt, hinter der ein langer, hellerleuchteter Flur sichtbar wurde. Er war durch viele Eisentore mit jeweils zwei schweren Eisenriegeln oben und unten und einem riesigen Schloss in der Mitte mehrmals abgeteilt.

Eine junge, grazile, zartgesichtige Frau in der Uniform der Ge-

fängnisaufseherinnen führte mich in eine Zelle, in der ich mich ausziehen musste. Die Zarte schaute mir dann ausser in Mund und Ohren auch in alle anderen Körperöffnungen. Dann musste ich mit vorgestreckten Händen und gespreizten Beinen drei Kniebeugen machen. Dabei bemerkte ich, dass ich durch das Guckloch in der Tür beobachtet wurde. Als ich protestierte, sagte mir die Zarte kühl, dass ich mich ja beschweren könne.

Von einer anderen, einem verblühten Wesen, das zuvor meine Kleidung und Wäsche durchsucht hatte, bekam ich Gefängniskluft, die ausgesucht hässlich war, vom Omaschlüpfer über die Silastik-Trainingshose bis zum Silastik-Pulli. Ich war jedoch in diesem Augenblick so froh, frische Wäsche anziehen zu können, dass es mir nicht in den Sinn kam, auf meinen eigenen Sachen zu bestehen. Ich bekam noch Nachthemd, Handtücher, Waschlappen, Seife, Zahnbürste, Zahnpasta und wurde in eine Zelle im ersten Stock geführt – Nummer 133.

Die Zelle war leer, etwa fünf Meter lang, drei Meter breit. Anstelle eines Fensters waren Glasbausteine in die Mauer eingelassen, oben befand sich eine Lüftungsklappe. Rechts und links zwei Holzpritschen mit ansteigendem Kopfende. Ein kleines Holztischchen, zwei Holzhocker, ein kleiner Wandschrank, ein Waschbecken und neben der Tür, im Sehbereich des Gucklochs, eine Toilette. Die Beamtin sagte, ich solle mich beeilen, weil schon längst Nachtruhe wäre. Also zog ich das Nachthemd an, bezog das Bett, benutzte mit Überwindung die Toilette und wollte das Licht ausmachen, indem ich auf den Schalterknopf neben der Tür drückte. Das Licht ging nicht aus. Ich versuchte es noch einmal, resignierte dann und legte mich auf eine Pritsche.

Bald rasselte es an meiner Tür, und die kleine Klappe in der Mitte wurde geöffnet. Ein Aufseher fragte durch die Öffnung, was ich wünsche. Als ich es ihm sagte, knipste er das Licht von aussen aus. Ich musste über meine Naivität lachen: Natürlich hat eine Gefangene nicht das Recht, über das Licht in ihrer Zelle selbst zu bestimmen. Die Erschöpfung war grösser als mein Unbehagen. Ich bemerkte noch, dass in Abständen die in die Mauer eingelassene Lampe über der Tür aufleuchtete, wenn die Aufseher durch das

Guckloch schielten, dann bekam ich nichts mehr mit, bis mich am anderen Morgen grelles Neonlicht weckte.

Nach dem Frühstück – mit Plastikbesteck – wurde ich gefragt, ob ich zur «Freistunde» wolle. Ich bejahte und wurde auf den gepflasterten Hof geführt. Der Hof war lang gestreckt, sehr schmal und durch einen garageähnlichen, langgestreckten Zementbau begrenzt, der viele Zellentüren hatte. An beiden Ecken befanden sich Gitterplattformen für die Wachposten, die durch einen Steg miteinander verbunden waren. Der Freiluftkäfig, den man mir aufschloss, war acht mal vier Meter gross, umgrenzt von doppelt mannshohen Mauern und oben mit Maschendraht verschlossen, der an der Seite, wo die Mauer an die Begrenzung der Gefängnisanlage stiess, mit Stacheldraht verstärkt war. Ich war weniger erschrocken als erstaunt über die perverse Fantasie, die in dieser Anlage zementiert war.

Als ich im Frühsommer 1990 als Volkskammerabgeordnete das Stasi-Gefängnis in Hohenschönhausen noch einmal besuchte, gab es die Freiluftkäfige nicht mehr. Die Trennwände waren niedergelassen worden, der Maschendraht verschwunden, es standen Bänke und sogar Betonblumenkübel herum. Nur wenn man genau hinsah, konnte man auf dem Betonboden erkennen, wo die Trennmauern gestanden hatten. Verschwunden waren auch die Holzpritschen, auf denen man so liegen musste, dass das Gesicht dem immer wieder aufflammenden Neonlicht schutzlos preisgegeben war. Die Hausordnung schrieb überdies vor, dass die Hände stets sichtbar auf der Zudecke zu liegen hatten.

Nicht mehr aufzufinden waren auch die Gefängniswagen mit den Metallspinden, in denen wir transportiert worden waren. Ein Mann vom Bürgerkomitee zur Auflösung der Staatssicherheit hatte ganz am Anfang noch einen gesehen und leider zu spät daran gedacht, wenigstens ein Exemplar für das Museum zu retten. Die Arrestzellen, die ich als Gefangene nicht kennengelernt hatte, aber als Abgeordnete besichtigen wollte, waren, wie übrigens auch in Rummelsburg, so mit Gerümpel zugeschüttet worden, dass kaum etwas

zu erkennen war. Die Staatssicherheit hat gewusst, warum, wo und welche Spuren sie zuerst beseitigen muss.

Inzwischen sind die Arrestzellen geräumt, wie ich mich bei einem zweiten Besuch in Hohenschönhausen überzeugen konnte. Als alles Gerümpel beseitigt war, stellte man fest, dass die Staatssicherheit kaum Spuren ihrer ausgeklügelten Folterwerkzeuge hinterlassen hatte. Nur noch eine der mit schwarzem Leder gepolsterten Zellen für Gefangene, die den Verstand verlieren sollten, war noch vorhanden. Bei der anderen hatte man das Leder bereits entfernt, die nackte Polsterung klebte noch an den Wänden. Die «Tropfzelle», in der Gefangene stehend in regelmässigen Abständen mit fallenden Tropfen gequält wurden, musste nach Angaben von Gefangenen rekonstruiert werden.

Wenn heute Besucher die nackten, fensterlosen Verliese sehen, können sie sich nur schwer vorstellen, wie Gefangene hier vegetierten. Noch schwerer, wie man das überleben konnte. Wer hier wieder rauskam, hatte schwerste gesundheitliche Schäden davongetragen. Und die ehemaligen Gefangenen müssen heute erleben, dass es ihren Wärtern und Folterern mit den gesicherten und per Verfassungsgerichtsbeschluss erhöhten Pensionen gutgeht, während sie mit einem Bruchteil dessen auskommen müssen. Karlsruhe ist weit von Berlin, aber ich hätte mir gewünscht, dass sich die Richter vor ihrem Spruch einmal ein Staatssicherheitsgefängnis angesehen und nach dem Schicksal der hier Inhaftierten gefragt hätten, bevor sie die Nachzahlung für Angehörige der Staatssicherheit beschlossen.

Das Gefängnis Hohenschönhausen steht seit zehn Jahren leer, der Verfall ist unübersehbar. Es werden 100 Millionen Mark in ein überdimensioniertes Holocaust-Denkmal gesteckt, weitere mindestens 70 Millionen Mark in die «Topographie des Terrors». Aber für die Hinterlassenschaften der stalinistischen Diktatur ist kaum Geld da. Die Aufarbeitung des SED-Unrechts ist die Sache von Einzelkämpfern, die ihr Engagement selten vergütet bekommen. Es gibt keinen «Aufstand der Anständigen», der dafür sorgt, dass die Opfer des Kommunismus nicht im Müllhaufen der Geschichte landen.

Ich hatte am ersten Tag schon mitbekommen, dass das ganze Knastregime darauf ausgerichtet war, dass die Gefangenen einander nie sahen, dass sie nicht voneinander hörten, dass sie nicht wussten, welche Uhrzeit es gerade war. Wenn jemand den Gang entlanggeführt wurde, verständigten sich die Aufseher durch ein Klopfsystem, ob die Strecke frei war. Es war den Gefangenen verboten, das Wort an die Aufseher zu richten, ausser in begründeten Fällen, oder sie zu grüssen.

Wenn ich zum Verhör musste, wurde ich von den Aufsehern durch das komplizierte Gangsystem gewinkt. Ich versuchte, im Vorübergehen immer mit Worten, Blicken oder Gesten ihre meist steinernen Mienen, ihre Starrheit zu durchbrechen. Nach und nach lernte ich auch bei diesen flüchtigen Kontakten ihre Charaktere etwas kennen, unterschied, wer völlig abweisend und wer eher zugänglich war.

Ehe ich den Haftrichter sah, lernte ich jedoch meinen Vernehmer kennen. Es war ein Mann meines Alters mit schmutzig-blondem, schütterem Haar, einer Brille und einem leichten Anflug von Feistheit im Gesicht und am Körper. Der leicht sächsische Akzent gab der Stimme von Hauptmann Werner – seinen Namen erfuhr ich erst nach dem Mauerfall aus meinen Gerichtsakten und auch, dass er kurz nach meiner Abschiebung zum Major befördert worden war – einen Anflug von Weichheit.

Er sei nur das Untersuchungsorgan, stellte er sich vor, er hätte lediglich herauszufinden, ob die gegen mich erhobenen Beschuldigungen zutreffend seien oder nicht.

Er hat sich auch in der Folge immer korrekt verhalten, ist sachlich geblieben, nie ausfallend geworden, hat die Untersuchung nach Vorschrift und Anweisung geführt, ohne dass die Sympathie, die er mir gegenüber zu entwickeln vorgab, ihn zu einer einzigen menschlichen Geste verleitet hätte.¹

Er war Teetrinker wie ich und bestellte uns immer einen schwarzen Tee. Er war Nichtraucher wie ich und hasste angeblich Neonlicht wie ich. Er schaltete es stets aus, wenn ich in sein Verhörzimmer kam, und so sassen wir an dämmerigen Januar-Nachmittagen

oft im Halbdunkel oder beim rötlichen Schein einer Stehlampe. Er war kein schlechter Psychologe, gut geschult und von seinen Vorgesetzten, die alles über mich wussten, mit Akribie für mich ausgerechnet. Als er aber einmal als Hintergrundmusik ausgerechnet ein Stück von Mendelssohn Bartholdy spielte, das ich damals am liebsten hörte, musste ich mir ein höhnisches Lächeln verbeißen. Damit war er zu weit gegangen.

Die Ankunft des Haftrichters unterbrach kurz vor Mittag meine erste Vernehmung. Er brachte eine sehr junge, hübsche, langhaarige Sekretärin mit, die Carmen-Ohringe trug und der ich ihre Arbeit bei der Staatssicherheit nie angesehen hätte.

Der kleine, dicke Haftrichter, dessen hervorstechendstes Merkmal sein starrer Gesichtsausdruck war, las mir mit unbewegter Miene einen Haftbefehl wegen «Teilnahme an einer verbotenen Versammlung» vor.

Bevor ich meine Stellungnahme diktieren sollte, sagte ich als erstes, dass ich schon vor der Ausstellung des Haftbefehls wie eine Gefangene behandelt worden war und dass mich Aufseher beim Entkleiden beobachtet hätten, was ich als schweren Angriff auf meine weibliche Würde betrachte. Die Sekretärin sah unsicher zum Haftrichter, denn das wagte sie nicht aufzuschreiben. Der meinte, es sei nicht die Sache des Gerichtes, über das Verhalten der Vollzugsbeamten zu befinden, sondern der Vorfall gehöre ausschliesslich in die Kompetenz der Leitung des Gefängnisses. Erst als ich darauf bestand, das Geschehene auch dem Gericht zur Kenntnis zu geben, gab der Haftrichter nach. Zum Schuldvorwurf selbst entgegnete ich, dass ich unschuldig sei, weil ich zur staatlichen Demonstration zu Ehren von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg hatte gehen wollen.² Und von der sei mir nicht bekannt, dass sie verboten worden wäre.

Die erste Woche im Gefängnis verlief problemlos. Am zweiten Tag fand ich auf meiner Pritsche ein Buch: Gavino Leddas «Padre Padrone». Da las ich in meiner Einsamkeit von der Einsamkeit eines fünfjährigen Kindes in Siziliens wildschöner Landschaft, die der Junge hassen lernte, wie ich die Mauern um mich herum hasste. Mein Sohn Jacob war fast in dem gleichen Alter, in dem der kleine

Gavino Ledda von seinem Vater zum Schafehüten abgerichtet wurde ...

Am dritten Tag fragte ich meinen Vernehmer, ob Isolationshaft, die anderswo als Folter betrachtet werde, in der DDR die Norm sei. Am gleichen Abend bekam ich eine Zellengefährtin, deren biographische Eckdaten so auffällig mit den meinen übereinstimmten, dass dies alleine mich stutzig machte. Als mich mein Vernehmer fragte, wie mir meine Gefährtin gefiele, und ich ihm antwortete, dass sie mir sehr seltsam vorkäme, wurde ich erneut verlegt.

Die Zelle Nummer 328, in die ich jetzt kam, war doppelt so gross wie die anderen, es gab noch zwei Tische, die vor dem Fenster standen. Leider war sie durch ihre Ecklage etwas dunkel, aber dafür bekam ich diesmal eine richtige Gefährtin: Susi war ein schönes neunzehnjähriges Mädchen, das wegen «Republikflucht» einsass.³

Sie war auf dem Budapester Flughafen festgenommen worden, als sie mit dem Pass der Nichte eines 30 Jahre älteren italienischen Regisseurs, in Rom Nachbar von Sophia Loren, nach Italien fliegen wollte. Dem Regisseur wurde der Prozess gemacht. Er schob alles auf Susi – sie hätte ihn sexuell abhängig gemacht – und kam mit 700 DM Geldstrafe davon. Susi sass 14 Tage in einem schmutzigen Knast in Budapest, wo sie sich nur einmal in der Woche unter den Augen aller männlichen Aufseher duschen durfte, und wurde dann in die DDR ausgeliefert. Hier musste sie mit einer Haftstrafe bis zu drei Jahren rechnen.

Für mich war sie ein Glück. Wir haben uns das Gefängnisleben so schön wie möglich gemacht. Mit einem Geschirrtuch bedeckten wir die kahlen Tischchen, falteten die weissen Gefängnistaschentücher zu Fächerservietten. Susi beherrschte die Kunst, aus Silberpapier kleine Rosen zu formen, mit denen wir dann die Tische zusätzlich dekorierten. Wir arrangierten unser Obst, das wir von draussen bekamen,⁴ und die Süssigkeiten zu kunstvollen Gebilden und schafften es tatsächlich, die Tristheit der Zelle zurückzudrängen.

Wir machten zusammen Gymnastik, trieben Schönheitspflege,

lasen uns gegenseitig vor, spielten Dramen nach, denn Susi wollte Schauspielerin werden, und sangen abends nach dem Löschen des Lichtes, wenn nur noch die Nachtwache da, also die Kontrolle weniger dicht war, leise Lieder. Manchmal, wenn wir uns auf den Pritschen ausgestreckt im Dunkeln noch unterhielten, kamen wir uns vor wie im Pionierferienlager – bis Susi anfang zu weinen.

Natürlich besprachen wir auch unsere «Fälle» und erzählten uns von unseren Verhören. Von Susi erfuhr ich, mit welcher miesen Methoden die Vernehmer ihre Gefangenen, sofern es sich um unpolitische Republikflüchtlinge handelte, zu Aussagen über ihre Mitmenschen verleiteten. Susi wurden zum Beispiel Aussagen ihres früheren Chefs, eines Bildhauers, vorgelegt, in denen er sich angeblich in unflätigster Weise über sie ausgelassen haben sollte. Daraufhin sagte der Vernehmer: «Dieses Schwein, das so über Sie spricht, würde ich nicht schonen. Der hat doch bestimmt Dreck am Stecken. Jetzt können Sie es ihm heimzahlen.»

Susis frühere Zellengefährtinnen hatten bei solchen Gelegenheiten dann alles «ausgepackt», was sie wussten. Ich überzeugte Susi, dass es keineswegs der Wahrheit entsprechen musste, was in den Papieren stand, die man ihr vorlegte. Solange es keine Gegenüberstellungen gäbe, solle sie prinzipiell nichts glauben, was die Staatssicherheit sagte, und nicht tun, was sie von ihr verlangten. Beim nächsten Verhör soll der Vernehmer geäußert haben, dass Susi deutlich einem «feindlich-negativen Einfluss» erlegen sei. Dieser Einfluss hielt an. Vor Gericht war Susi sehr tapfer und schenkte ihren Peinigern nichts. Ihre Mutter, die an der Verhandlung teilnehmen durfte, konnte stolz auf ihre Tochter sein.

Die «Untersuchungen» zu meinem Fall wurden innerhalb einer Woche abgeschlossen. In den Verhören wies ich nicht nur den Schuldvorwurf der «versuchten Zusammenrottung»⁵ als absurd zurück, sondern tat alles, um Herbert Misslitz⁶ zu entlasten. Mich plagte das schlechte Gewissen, denn ich fühlte mich schuldig an seiner Verhaftung. Herbert, der bereits nach vier Tagen entlassen wurde, revançierte sich auf seine Art: Er lieferte alle Aussagen,

die für eine Anklageerhebung gebraucht wurden. Als mir mein Vernehmer seine Aussagen vorlegte, bestritt ich natürlich die Tendenz seiner Aussagen, zweifelte an, dass Herbert sie überhaupt so getroffen hätte, und verlangte eine Gegenüberstellung mit ihm. Schon der erste Vernehmer in Rummelsburg hatte mir gesagt, dass Herbert gegen mich ausgesagt hätte, was ich ihm natürlich nicht glaubte.

Nun, nachdem die Papiere vor mir lagen, mit Aussagen, deren Konfusionen und Widersprüchlichkeiten mich peinlich berührten, war ich nicht mehr sicher. Das schlimmste war, dass Herbert ausgesagt hatte, ich hätte an der Aktion der «Ausreiser» teilnehmen wollen.

Am Freitagmittag wurde meine Ungewissheit beendet. Mein Vernehmer teilte mir mit, dass Anklage erhoben würde, der Schuldvorwurf auf «Rowdytum»⁷ erweitert worden sei. Ich bezog das «Rowdytum» darauf, dass ich mich von den Stasi-Männern hatte wegschleifen lassen. Ich war am Morgen nochmals zu diesem Punkt verhört worden. Beim Verlesen des entsprechenden Paragraphen war mir als erstes aufgefallen, dass das Strafmass weit höher lag als bei «Zusammenrottung». Es reichte hier bis zu fünf Jahren.

An diesem Tag quälten mich die ersten Depressionen. Unter die gleiche Anklage gestellt zu werden wie die Skinheads, die Nazi-Parolen brüllend Konzertbesucher in und vor der Zionskirche zusammengeschlagen hatten, fand ich grotesk und unheimlich.⁸

Am Montag wurde ich morgens nach dem Frühstück in einen der fahrbaren Metallspinde mit Luftlöchern gesteckt und gemeinsam mit anderen in die Stasi-Hauptzentrale in der Magdalenenstrasse transportiert. Mit Neugier betrachtete ich ein «klassisches» Gefängnis mit einem Lichthof, der mit Netzen versperrt war, und Galerien in jedem Stockwerk, die zu den Zellen führten.

Ich wurde in eines dieser winzigen Löcher gesperrt. Auf den Pritschen lagen Decken von zweifelhafter Sauberkeit, neben der schmutzigen Toilette eine benutzte Damenbinde.

Es begann ein quälendes Warten, aus dem ich erst nach dem 7-Uhr-Läuten der nahegelegenen Kirche erlöst wurde. In dem Zimmer, in das ich geführt wurde, sass Rechtsanwalt Wolfgang Schnur⁹, den die Kirchenleitung gebeten hatte, unsere Verteidigung zu übernehmen. Ich kannte ihn seit etwa zwei Jahren aus unserer Arbeit im «Fortsetzungsausschuss» für das jährliche Friedensseminar «Konkret für den Frieden».¹⁰ Er schien mir als juristischer Beistand prädestiniert, da er auch schon anderen in schwierigen Situationen, so einigen Betroffenen beim Überfall auf die Zionskirche, geholfen hatte. Ich besass absolutes Vertrauen zu ihm und hielt ihn für meinen Freund.

Von ihm erfuhr ich, dass Herbert Misslitz bereits draussen war, sich aber «erst einmal zurückhalten» wolle. Ich sagte, dass ich das vernünftig fände, war aber natürlich enttäuscht, denn ich hatte im Gegenteil gehofft, er würde alle Hebel für unsere Befreiung in Bewegung setzen. Ich hatte keine Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen, denn Schnur reichte gleich eine neue Hiobsbotschaft nach: Es hatte wieder Verhaftungen gegeben, diesmal hatte die Stasi ihre Fänge nach Freya Klier, Bärbel Bohley, Werner Fischer, Ralf Hirsch, Lotte und Wolfgang Templin ausgestreckt.¹¹

Diese Verschärfung der Situation liess meine Lage noch aussichtsloser erscheinen. Schnur war überzeugt, dass es zum Prozess und zur Verurteilung kommen würde. Mit sechs Monaten müsste ich mindestens rechnen, es könnte auch ein Jahr, bei «Rowdytum» sogar noch mehr werden.

Der Prozess sollte schon am Mittwoch stattfinden, die Staatsanwaltschaft hätte auf einen schnellen Termin gedrängt. Ich war damit einverstanden. Wenn schon Prozess, dann lieber schnell. Enttäuscht war ich allerdings, als ich erfuhr, dass ich allein vor Gericht gestellt würde. Ich hatte mich auf ein Wiedersehen mit den Freunden bei der Verhandlung gefreut.

Als alles Nötige besprochen war, wollte ich von Schnur wissen, wie es draussen aussähe. Er schilderte, wie bedenklich die Situation wäre und dass es keine Mahnwachen gäbe, nur Gottesdienste. Ob ich denn auf der Etablierung einer Mahnwache bestehen wolle, wenn die Gefahr bestünde, dass es noch mehr Verhaftungen gäbe?

Natürlich nicht. Er war erleichtert und sagte, dass er dies draussen ausrichten würde.

Am nächsten Tag wurde ich zu einem anderen Vernehmer gebracht. Ich schloss daraus, dass Hauptmann Werner¹² meinen Forderungen nach Gegenüberstellung ausweichen wollte. Ich fragte ihn, wann ich mich auf meinen Prozess vorbereiten könnte. Er war erstaunt: Was denn da für eine Vorbereitung nötig sei? Ich antwortete ihm, dass er im Grunde recht hätte, denn bei dieser Art von Prozess wäre es schliesslich wirklich egal, ob ich mich vorbereiten könnte oder nicht, denn das Urteil stünde schon von vornherein fest. Ob ich damit andeuten wolle, dass ich keinen fairen Prozess bekäme? Allerdings. Mir sei auch klar, dass ich nicht wegen meiner angeblichen Delikte verurteilt würde, sondern wegen meines Engagements in der Friedensbewegung und möglichst so, dass mir in Zukunft der Mut zum selbständigen Denken verginge. Ob ich das auch vor Gericht sagen würde? Nein, das würde ich meinem Anwalt überlassen, der im Übrigen der Meinung sei, das könne ich hier ruhig wiederholen, da er es schon in den Räumen der Staatssicherheit laut geäussert hatte, dass die DDR international das Gesicht verlieren würde, wenn sie mich des «Rowdytums» anklage. Aber ich sei mir darüber im Klaren, dass ich trotzdem verurteilt werden würde.

Er unterbrach mich, ich sollte einen Brief an meinen Mann schreiben. Ich notierte meine Gedanken und Gefühle: «Nun schreibe ich wie Rosa Luxemburg Briefe aus dem Gefängnis. Mit welchem Mass diese Frau von der Reaktion verfolgt wurde. Sie hatte mir gegenüber allerdings einen entscheidenden Vorteil: keine Kinder. Nachts, wenn ich im Bett liege, lasse ich all die gefangenen, gefolterten, verfolgten, um ihre Mutterschaft betrogenen Frauen, von denen ich gehört oder gelesen habe, an mir vorüberziehen, um mich zu trösten. Stefan Heym hat recht: Es geht nicht um die neue Tapete, es geht um die Gespenster im Keller.¹³ Diese Gespenster, die ebenso machtbesessen sind wie ihre schrecklichen Vorbilder, greifen in meinen Alpträumen nach mir ... »

Es war ein existentiell notwendiger Akt innerer Befreiung im

Gefängnis, unter den Augen des Staatsicherheitsmannes, im Wissen darum, dass die Staatsanwaltschaft es lesen würde, so zu schreiben. Aber meine Hochstimmung danach dauerte nur kurze Zeit. Als ich wieder in der Zelle war, wurde die Zeitung gebracht. Was ich dann las, traf mich wie ein Hieb: Die Verhafteten waren alle unter den Schuldvorwurf des «Landesverrates» gestellt worden. Das Ermittlungsverfahren des wegen «krimineller Delikte» inhaftierten Krawczyk¹⁴ sei nach Bekanntwerden seiner «landesverräterischen Beziehungen» auf den gleichen Schuldvorwurf erweitert worden. Das übertraf meine schlimmsten Erwartungen. Ich fing noch während der Lektüre fassungslos zu weinen an. Die Angst, die mich ansprang, war unbeschreiblich.

Ich hatte mich noch nicht beruhigt, als ich wieder zum selben Vernehmer geholt wurde. Meine Augen waren noch rot vom Weinen, also machte ich kein Hehl daraus, dass die Meldung in der Zeitung der Grund für meine Tränen war. Ich fragte ihn, warum sie uns wie Feinde behandeln und ob sie denn meinen, mit unserer Beseitigung den Verhältnissen im Lande einen guten Dienst zu erweisen? Ich merkte, wie töricht meine Frage war, und bestand nicht auf einer Antwort.

Ich liess mir den «Landesverrat»-Paragraphen vorlesen.¹⁵ Das angegebene Strafmass erschreckte mich erneut. Da fragte ich möglichst gleichgültig, ob ich den Brief an meinen Mann nicht neu schreiben könne, ich hätte ihm unter den veränderten Umständen neue, dringende Mitteilungen zu machen. Der Vernehmer bedauerte: der Brief sei schon fort. Ich sollte ihn kurz nach dem Prozess zurückbekommen, versehen mit schwarzen Anstreichungen der Staatsanwaltschaft. Wegen dieser Stellen sei es nicht möglich gewesen, ihn zu befördern. Ich dürfte dafür einen neuen schreiben.

An diesem Tag aber legte mir der Vernehmer die Anklageschrift vor, und ich durfte mir Notizen machen. Als erstes fiel mir auf, dass der Vorwurf der «Zusammenrottung» fallengelassen worden war. Die Anklage lautete «nur» noch auf «Rowdytum». Zu meiner Überraschung bezog sich das «Rowdytum» jedoch nicht auf den passiven Widerstand während meiner Verhaftung, sondern darauf, dass

ich vorgehabt hatte, mit einem selbstgefertigten Transparent zur Demonstration zu gehen, die «öffentliche Ordnung und Sicherheit zu stören» und andere «Bürger grob zu belästigen».

Beim Lesen gewann ich meine Fassung wieder und begann, mir ausführlich Notizen zu machen. Ich zerpflückte jeden Widerspruch, widerlegte jede falsche Behauptung, beschwor Verfassung und Gleichheit vor dem Gesetz, erinnerte an den Olof-Palme-Friedensmarsch¹⁶ und an den Geist der Dialogpolitik.

Nach einer Weile fragte mich mein Aufpasser, ob ich denn einen Roman schreiben wolle. Als ich fertig war, erhob ich mich mit den Worten: «Wenn Sie mich nicht mehr benötigen, würde ich jetzt gern gehen.» Doch ein seltsames Lächeln meines Gegenübers liess mich innehalten. «Bei uns geht das nicht so einfach.» Natürlich. Ich hatte einen Augenblick lang vergessen, dass eine Gefangene kein Recht auf einen selbständigen Schritt hat.

- 1 Aufgrund der Prominenz von Vera Lengsfeld bemühte sich der Staatssicherheitsdienst, keinen Anlass für öffentliche Kritik an ihrer Behandlung zu geben.
- 2 Gemeint ist die Teilnahme von DDR-Bürgerrechtlern an einer von der SED organisierten Demonstration zum Gedenken an die 1919 ermordeten kommunistischen Parteiführer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht im Januar 1988. Der Staatssicherheitsdienst nahm den Vorgang zum Anlass, zahlreiche prominente Bürgerrechtler, darunter Vera Lengsfeld und Freya Klier, zu verhaften.
- 3 § 213 (Ungesetzlicher Grenzübertritt) StGB der DDR in der Fassung vom 18. Dezember 1987: «(1) Wer widerrechtlich die Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik passiert oder Bestimmungen des zeitweiligen Aufenthalts in der Deutschen Demokratischen Republik sowie des Transits durch die Deutsche Demokratische Republik verletzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung, Haftstrafe oder Geldstrafe bestraft. (2) Ebenso wird bestraft, wer als Bürger der Deutschen Demokratischen Republik rechtswidrig nicht oder nicht fristgerecht in die Deutsche Demokratische Republik zurückkehrt oder staatliche Festlegungen über seinen Auslandsaufenthalt verletzt. (3) In schweren Fällen wird der Täter mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu acht Jahren bestraft. Ein schwerer Fall liegt insbesondere vor, wenn 1. die Tat Leben oder Gesundheit von Menschen gefährdet; 2. die Tat unter Mitführung von Waffen oder unter Anwendung gefährlicher Mittel oder Methoden erfolgt; 3. die Tat

- mit besonderer Intensität durchgeführt wird; 4. die Tat durch Urkundenfälschung (§ 240), Falschbeurkundung (§ 242) oder durch Missbrauch von Urkunden oder unter Ausnutzung eines Verstecks erfolgt; 5. die Tat zusammen mit anderen begangen wird; 6. der Täter wegen ungesetzlichen Grenzüberttritts bereits bestraft ist. (4) Vorbereitung und Versuch sind strafbar.»
- 4 Wenn es der Vernehmer erlaubte, durften die Häftlinge Obst, Süßigkeiten, Seife und andere Dinge des täglichen Bedarfs von Angehörigen bekommen.
- 5 § 217 (Zusammenrottung) StGB der DDR in der Fassung vom 18. Dezember 1987: «(1) Wer sich an einer die öffentliche Ordnung und Sicherheit beeinträchtigenden Ansammlung von Personen beteiligt und sie nicht unverzüglich nach Aufforderung durch die Sicherheitsorgane oder andere zuständige Staatsorgane verlässt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung, mit Haftstrafe oder mit Geldstrafe bestraft. (2) Wer eine Zusammenrottung organisiert oder anführt (Rädelsführer), wird mit Freiheitsstrafe von einem Jahr bis zu acht Jahren bestraft. (3) Der Versuch ist strafbar.»
- 6 Herbert Misslitz (geb. 1960), Stukkateur, Wehrdienstverweigerer, ab 1980 Mitarbeiter der «Offenen Arbeit Berlin» und ab 1987 aktiv in der «Kirche von unten»; 1989 Gründungsmitglied der «Vereinigten Linken». Im Vorfeld der Rosa-Luxemburg-Demonstration 1988 wurde Misslitz verhaftet, am 21. Januar 1988 wieder freigelassen, jedoch belastete er bei seiner Vernehmung durch das MfS Vera Lengsfeld.
- 7 § 215 (Rowdytum) StGB der DDR in der Fassung vom 18. Dezember 1987: «(1) Wer sich an einer Zusammenrottung von Personen beteiligt, die aus Missachtung der öffentlichen Ordnung oder der Regeln des sozialistischen Gemeinschaftslebens Gewalttätigkeiten, Drohungen oder grobe Belästigungen gegenüber Personen oder böswillige Beschädigungen von Sachen oder Einrichtungen begeht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder mit Verurteilung auf Bewährung oder mit Haftstrafe bestraft. (2) Ist die Tatbeteiligung von untergeordneter Bedeutung oder ist die Tat ohne Beteiligung an einer Zusammenrottung begangen, kann der Täter mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder Verurteilung auf Bewährung, mit Haftstrafe oder mit Geldstrafe bestraft werden. (3) Der Versuch ist strafbar.»
- 8 Am 17. Oktober 1987 drangen Skinheads gewaltsam in die Zionskirche in Berlin ein und schlugen Besucher eines Punkkonzerts zusammen. Die Polizei, die die Kirche umstellt hatte, griff nicht ein. Bei späteren Prozessen nutzte das MfS die Gelegenheit, um unter den Rechtsradikalen Inoffizielle Mitarbeiter zu werben.
- 9 Rechtsanwalt Wolfgang Schnur (geb. 1944) hatte zu dem Zeitpunkt das Image, als Anwalt DDR-kritischer Kreise zu arbeiten. Seit 1973 arbeitete er als Rechtsbeistand für Dissidenten, Bürgerrechtler und Wehrdienstverweigerer. 1990 veröffentlichte «Der Spiegel» Informationen über Schnurs langjährige, von 1965 bis

- 1989 andauernde Spitzeltätigkeit für das MfS. 1993 wurde ihm die Anwaltszulassung wegen Mandantenverrats und «Unwürdigkeit» entzogen. Der Bundesgerichtshof bestätigte 1994 das Urteil.
- 10 Das Friedensseminar «Konkret für den Frieden» vernetzte ab 1983 die verschiedenen Gruppen der unabhängigen Friedensbewegung in der DDR.
 - 11 Am 25. Januar 1988 kam es zu einer neuen Verhaftungswelle. Neben Freya Klier traf es vor allem den Kern der «Initiative Frieden und Menschenrechte» (Bärbel Bohley, Werner Fischer, Ralf Hirsch, Lotte und Wolfgang Templin). Hausdurchsuchungen begleiteten die Festnahmen. Insgesamt wurden damals etwa 160 Personen vom Staatssicherheitsdienst verhaftet.
 - 12 Vermutlich handelte es sich um Ronald Werner, Mitarbeiter der zentralen Vernehmungsabteilung des MfS (Hauptabteilung IX).
 - 13 Anspielung auf eine Äusserung des SED-Chefideologen Kurt Hager, der im April 1987 in einem zuvor vom Politbüro abgesegneten Interview mit der Illustrierten «Stern» zu den Reformen in der Sowjetunion erklärt hatte: «Würden Sie, nebenbei gesagt, wenn Ihr Nachbar seine Wohnung tapeziert, sich verpflichtet fühlen, Ihre Wohnung ebenfalls neu zu tapezieren?» (Vgl. «Stern», 9. April 1987)
 - 14 Stephan Krawczyk (geb. 1955), Liedermacher und Schriftsteller, seit 1985 Berufsverbot, dennoch Auftritte mit Freya Klier in evangelischen Kirchen. Er wurde 1988 wenige Meter von seiner Wohnung entfernt verhaftet, als er mit einem Tuch unter der Jacke («Gegen Berufsverbot in der DDR») auf dem Weg zur Luxemburg-Demonstration war. Seine unfreiwillige Ausbürgerung in die Bundesrepublik folgte.
 - 15 § 96 (Hochverrat) StGB der DDR in der Fassung vom 18. Dezember 1987: «(1) Wer es unternimmt, 1. die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung der Deutschen Demokratischen Republik durch gewaltsamen Umsturz oder planmässige Untergrabung zu beseitigen oder in verräterischer Weise die Macht zu ergreifen; 2. das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik einem anderen Staat einzuverleiben oder einen Teil desselben von ihr loszulösen; 3. einen Angriff auf Leben oder Gesundheit eines führenden Repräsentanten der Deutschen Demokratischen Republik zu begehen; 4. mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt die verfassungsmässige Tätigkeit der führenden Repräsentanten der Deutschen Demokratischen Republik unmöglich zu machen oder zu behindern, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglicher Freiheitsstrafe bestraft. (2) Auf lebenslängliche Freiheitsstrafe kann insbesondere beim Vorliegen der Voraussetzungen des § 110 (Besonders schwere Fälle) Ziffern 1 bis 4 erkannt werden.»
 - 16 Der internationale Olof-Palme-Friedensmarsch gegen atomares Wettrüsten führte im September 1987 auch durch das Gebiet der DDR. Neben ausländischen Teilnehmern und offiziellen staatlichen Friedenskomitees der DDR durften an ihm auch kirchliche Kreise teilnehmen. Von den Teilnehmern des Marsches, der

vom 2. bis 5. September 1987 entlang einer Route zwischen den Konzentrationslagern Ravensbrück und Sachsenhausen führte, wurden zahlreiche DDR-kritische politische Transparente getragen. Aufgrund der internationalen Beteiligung griffen die Behörden der DDR nicht ein, stellten diese erste legale Friedensdemonstration der DDR-Opposition jedoch unter permanente Beobachtung durch den Staatssicherheitsdienst.

FREYA KLIER
Tagebuch einer Haft

Freya Klier (geb. 1950) war eine führende DDR-Bürgerrechtlerin und im Januar und Februar 1988 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes inhaftiert.

25. JANUAR

Ein lautes Geräusch, ich schrecke aus dem Schlaf. Bin für Sekunden wie benommen, habe keinerlei Gegenwartsbezug ... Als es noch einmal laut an die Wohnungstür klopft, springe ich hoch: Das sind sie!

Draussen ist es stockdunkel, beim dritten Mal donnert es an die Tür. Mein Kopf, während ich hinausstolpere, gleicht einer Sirene. Ich öffne und habe eine Klappkarte vorm Gesicht: «Frau Krawczyk,¹ ziehen Sie sich an, Sie sind verhaftet!»

«Ich weiss», murme ich. Meine Antwort verblüfft den Stasi-Chef. Sie gehen sofort zur Hausdurchsuchung über und verteilen sich auf die Zimmer. (Wieso eigentlich schon wieder, sie haben doch schon alles beschlagnahmt?) Sehe, wie sie die Spendengelder einpacken.

«Ihre Tochter soll sich anziehen. Sie wird einem Arzt vorgestellt und dann in ein Kinderheim eingewiesen.» Panisch verweise ich auf Ralf Hirsch.² Er hat eine ordentliche Vollmacht, Nadja³ soll sofort zu Ralf Hirsch gebracht werden. Das mit dem Kinderheim ist wieder so eine Schikane.

Der Stasi-Chef fragt mich, ob es noch jemand anderen gäbe, der eine Vollmacht habe. Ja, Ulrike Poppe,⁴ aber die hat selbst zwei

Kinder, die möchte ich nur im äussersten Notfall belasten. Ich poche noch einmal auf Ralf Hirsch.

Bin völlig taub, mein einziges Gefühl ist die Angst, Nadja wecken zu müssen. Zitternd schiebe ich diesen entsetzlichen Moment auf und gehe ins Bad. Sofort heftet sich diese widerliche Frau von der letzten Hausdurchsuchung an mich. Während ich auf dem Klo sitze, betrachtet sie sich im Spiegel.

Sie fordern mich erneut auf, Nadja zu wecken. Ich herrsche den Beamten an, dass ich das schon nicht vergessen würde, und hole meine Knast-Kleidung aus dem Schrank: einen langen Rock, um mein Selbstbewusstsein hochzuhalten, und einen Pullover von Stephan.

Werde wieder aufgefordert. Jetzt ist es unaufschiebbar. Ich bitte die Stasi-Beamtin, mich für einen Moment mit meiner Tochter allein zu lassen. Die Bitte wird abgelehnt. Wecke Nadja, so zärtlich es mir möglich ist. Lange braucht sie, um überhaupt zu begreifen, worum es geht, dann schmiegt sie sich wortlos an mich und weint. Ich mit. Streichle sie verzweifelt und küsse sie, flüstere, dass sie nicht ins Heim muss, sondern nur zum Arzt und dann gleich zu Ralf kann. Dass Oma sie bald besuchen kommt. Und dass ich sie sehr liebe. Diese Stunde ist eine der trostlosesten meines Lebens.

Im hellen Lada, zwischen den Organen durch den morgendlichen Berufsverkehr, errichte ich ein Gitter um mich. In der Effektenkammer das Altbekannte – alles ausziehen, alles abgeben, sich ins Arschloch gucken lassen. Demütigungen, die wohl noch das Jahrhundert überdauern werden. Als mir ein blauer Trainingsanzug und weisse Kniestrümpfe gereicht werden, weigere ich mich, die Sachen anzuziehen, und poche auf die Anstaltsordnung. Die Stasi-Beamtin bekommt einen schrillen Ton, ich werde störrisch. Sie verlässt den Raum. Als sie zurückkommt, darf ich mit Ausnahme der Strumpfhosen meine Privatsachen wieder anziehen.

Später wie benebelt in der Zelle, die Verhaftung dringt nur langsam in mich ein. Am Vormittag erste Vernehmung, es geht um Biographisches und um Roland Jahn.⁵

Nachmittags werde ich aus meiner Zelle geholt und in eine grüne Minna verfrachtet. Im Käferchen gerate ich plötzlich in Panik, schreie und donnere gegen die Tür. Der Wachhabende reisst den Verschlag auf und brüllt ... lässt dann aber doch eine Handbreit offen, ich rutsche aufs Sitzbrett.

Magdalenenstrasse. Rechtsanwalt Schnur⁶, die gute Seele. Bringt mir einen Gruss von meinem Mann. Stephan ist erschüttert über meine Verhaftung, sorgt sich sehr um meinen Zustand. Schnur kann ihn beruhigen; es geht mir, den Umständen entsprechend, gut. Auch die Kirchenleitung ist in Sorge und bietet Hilfe an. Sie kommt auf ein früheres Angebot zurück: einen Studienaufenthalt in der West-Kirche. Ich lehne ab.

Als ich in die Zelle zurückkehre, finde ich eine Mitgefangene vor. Ich klinge sofort und bitte um Einzelhaft. Habe das dringende Bedürfnis, allein zu sein. Muss mein Buch im Kopf behalten, es nach der Entlassung noch einmal von vorn beginnen. Werde morgen um Schreiberlaubnis bitten.

Mein Antrag auf Einzelhaft wird abgelehnt, ich ziehe mir die Decke über den Kopf.

26. JANUAR

Ich beantrage erneut Einzelhaft, der Antrag wird abgelehnt. Ich beantrage Schreiberlaubnis, auch das wird abgelehnt. Das ist das Widerwärtige an solchen Regimes: dass ihre Haftanstalten zugleich Erziehungsanstalten sind. Es reicht nicht, von der Gesellschaft abgesondert zu werden, das Ziel ist, einen auch noch von den eigenen Ideen abzusondern. Mit der Inhaftierung verwirkt man das Recht auf geistige Betätigung, das Recht schon auf Papier und Bleistift. Wie sollte mir jetzt nicht Rosa Luxemburg einfallen ... Ihre ganze Bibliothek durfte sie mit in die Zelle nehmen, Grünpflanzen, Briefpapier. Das liegt siebzig Jahre zurück. Und was haben wir heute, in einem Land, das von seinen Herrschern ohne jede Schamröte als «sozialistisch» bezeichnet wird? Es gibt keine politischen Gefangenen in der DDR, nur Kriminelle.

Nix, Rosa, ist geworden aus der Freiheit der Andersdenkenden. Ich leite die heutige Vernehmung mit einer Haftbeschwerde ein,

fordere meine Freilassung. Dafür erhalte ich selbstverständlich ein Blatt Papier. Anschliessend geht es weder um meinen Appell noch um das Manuskript, sondern fast ausschliesslich um Roland Jahn und Jürgen Fuchs,⁷ woher wir uns kennen, wie lange schon, etc. Leider kenne ich beide bloss vom Telefonieren, bedaure das ausgesprochen.

Der Vernehmer mag in meinem Alter sein, ein Stasi-Hauptmann. Er erinnert mich an Stephans Bruder, der Parteisekretär in einem grossen Kombinat ist; er macht einen sachlichen und durchaus intelligenten Eindruck. Während er seine Protokolle ins Reine schreibt, frage ich mich, warum er nicht einen anständigen Beruf ergriffen hat, warum er sich einer so menschenverachtenden Tätigkeit hingibt.

Am Mittag, in der Vernehmungspause, wird das ND⁸ vom Tage in die Zelle gereicht. Ahnungslos schlage ich die Zeitung auf: Plötzlich sticht mir mein eigener Name ins Auge! Und der von Stephan. Jan, Ralf, Bärbel, Wolfgang Templin.⁹ Was steht da? «Ermittlungsverfahren wegen landesverräterischer Beziehungen» schreit mir eine dicke Überschrift entgegen ... Was? Begreife zunächst überhaupt nichts, dann, dass das Ermittlungsverfahren gegen Stephan erweitert wurde ... Was denn für geheimdienstliche Kreise?

Nur schubweise dringt mir der Inhalt ins Bewusstsein. Was mit Bärbel, Ralf und Wolfgang passiert ist, begreife ich überhaupt nicht. Die Buchstaben tanzen vor meinen Augen, setzen sich immer wieder neu zusammen zu «landesverräterisch» und «Geheimdienst». In meinem Kopf herrscht Chaos, ich durchmesse die Zelle wie ein Läufer.

Sehe in alter deutscher Schrift meinen Namen an den Litfasssäulen prangen: Landesverräter. Und Nadja, was ist mit ihr? Wie soll sie sich wehren gegen diese Rufmordkampagne?

Mir brennt die Sicherung durch. Am Nachmittag lehne ich das Gespräch mit dem Vernehmer rundheraus ab, raste dann aber aus und schreie. Auf so etwas war ich nicht vorbereitet, wusste nicht, dass es so etwas noch gibt in diesem Land.

In der Nacht erst begreife ich den Vorgang – sie haben ja alles von Anfang an geplant. Haben bei der ersten Hausdurchsuchung nur die Bücher von Jürgen Fuchs mitgenommen. Schon am Sonntag, als sie Stephan verhaftet haben, wussten sie, was sie am Montag finden werden ...

Als ich am Morgen einschlafe, träume ich, dass sie Stephan in meinen Hinterhof bringen, mit einer grauen Augenbinde, durch das quietschende Hoftor. Ich schreie, stürze wie wahnsinnig die Treppe runter. Als ich unten ankomme, haben sie ihn schon aufgehängt. Ganz ruhig, ohne Häme.

27. JANUAR

Bin angeschlagen. Hatte damit gerechnet, dass mir Kontaktaufnahme zu feindlichen Medien vorgeworfen wird oder so etwas Ähnliches. Die Rufmordkampagne in Millionenaufgabe geht mir an die Substanz.

Ich wehre mich dagegen, rede mir ein, dass diese alten Stalinisten ja nur deshalb so wütend kläffen, weil sie es anders nicht geschafft haben, uns kleinzukriegen. Es wird nicht besser dadurch. Zwanzig Jahre lang habe ich mich immer wieder für dieses Land aus mir herausgeholt. Bin geblieben trotz Berufsverbot und Arbeitsangebot im anderen Teil. Habe meine Widerstandskräfte verstärkt und bockig an diesem Land festgehalten – selbst dann noch, als ich schon nicht mehr an seine Zukunft glaubte.

Nun zischt es mir wie eine schwarzrotgoldemblemte Fratze entgegen. Sie werden ein grosses Ding ankochen. Wenn sie uns schon öffentlich vorverurteilen, werden sie sich im Strafmass nicht lumpen lassen.

Ich beantrage das Strafgesetzbuch: Auf das Delikt, das sie für uns bereithalten, können sie uns bis zu zehn Jahre geben – zur Rache an Stephan haben sie einen Paragraphen ausgewählt, der bis zu zwölf Jahre hergibt.

Wofür aber sind die drei anderen verhaftet worden? Will man den Eindruck erwecken, hier sei ein Agentenring am Werk? Gestern, im ND, war in einer kleinen Meldung am Rande noch von einer Spionin die Rede, die man auf frischer Tat gestellt habe.

Meine erste Reaktion war: Sie haben eine TAZ-Redakteurin verhaftet. Inzwischen glaube ich jedoch, dass sie sich die Spionin selbst ausgedacht haben, um den Eindruck eines Agentenringes zu erwecken. Denen traue ich jetzt alles zu.

Ralf Hirsch machen sie auch gleich fertig; auf den haben sie es ohnehin schon lange abgesehen. Und Wolfgang? Der ist geradezu ein Lieblingskind der Staatssicherheit: Anfang 1986 hatten sie ihm bereits in einer üblen Aktion mitgespielt, unter Missbrauch seines Namens massenhaft Zeitungsannoncen beantwortet – und dabei nicht einmal vor mehr als tausendfacher Urkundenfälschung zurückgeschreckt. Warum Bärbel verhaftet wurde, verstehe ich überhaupt nicht.

Denke ständig an Nadja. Sie wird jetzt von ihrer Klassenlehrerin vermutlich arg in die Mangel genommen. Vielleicht haben die Eltern nach der Rufmordkampagne Schiss bekommen und verbieten ihren Kindern den Umgang mit Nadja. Früher, als junge Frau, habe ich etliche Monate Knast ruhig überstanden. Heute, nach nur wenigen Tagen, fürchte ich, dass ich verrückt werde. War wohl zu angeschlagen, als ich hier reinkam.

Dazu die Schuldgefühle, irgendwie für die anderen drei verantwortlich zu sein; ihre Verhaftung liegt mir im Genick wie eine Geiselnahme. Das einzige, was mir jetzt helfen könnte, wäre schreiben. Deshalb geben sie mir auch keine Schreiberlaubnis.

Ob es draussen Solidarität gibt mit uns? Im Westen auf jeden Fall, aber die wird sich nach ein paar Tagen legen: dann kommt eine neue Schlagzeile. Und was bisher im Osten passiert ist, lässt keine grosse Hoffnung aufkommen. Unsere Freunde werden auf jeden Fall die Kirchenglocken bimmeln lassen.

28. JANUAR

Auf dem Weg zur Vernehmung kreuzen wir eine Stasi-Beamtin. Sie trägt einen Pelzmantel und ein Paar Stiefel den Gang entlang. Ich erkenne sofort, dass es Veras Sachen sind. Vera ist also noch im Haus.

Das Bild, wie ihre Sachen vorbeigetragen werden, ist makaber. Es verfolgt mich noch die ganze Vernehmung über.

Roland Jahn, Jürgen Fuchs, Roland Jahn. Ob die Stasi ihren Blödsinn vom Geheimdienst selbst glaubt oder einfach nur eine Weisung von oben abarbeitet? Ich mache meinem Vernehmer klar, dass ich nicht bereit bin, dieses üble Spiel mitzuspielen. Wenn er so tut, als ginge es hier um Recht, dann ohne mich. In einem Land der totalen politischen Rechtlosigkeit wirkt die Formulierung eines juristischen Anspruchs geradezu zynisch.

In der Mittagspause der nun schon fast tägliche Schock aus dem ND: Vera soll für acht Monate inhaftiert werden ... Ich falle auf die Pritsche. Wofür? Nur weil sie zur Luxemburg-Demo¹⁰ wollte? Die sind des Teufels – die Frau hat drei Kinder!

Ein eisiger Gedanke kriecht herauf: Wenn sie ihr bereits acht Monate für nichts geben, wieviel werde ich dann für den Appell, den Hager-Brief und das Manuskript¹¹ kriegen? Oder Stephan, an dem sie offensichtlich weidlich Rache nehmen wollen?

Möchte wissen, wie es ihm geht. Er ist ein Stiller, er wird es in sich hineinschweigen. Hoffentlich erzählt ihm Schnur nicht, dass es mir schlechtgeht, sonst kriegt er wieder Schuldgefühle. Habe ungeheure Sehnsucht nach ihm. Brauchte irgendein Zeichen. Unsere innigen Briefe – jetzt kreisen sie zwischen diesen schmierigen Gesellen, werden bekakelt, betatscht, befeixt. O wie ich sie hasse, diese Dreckskerle. Die Strammstehen mit Sozialismus verwechseln und die Internationale mit Nadelarbeit.

Am Nachmittag werde ich wieder in die grüne Minna verfrachtet, das Käfterchen bleibt grosszügig angelehnt. Magdalenenstrasse. Treffen mit meinem Rechtsanwalt. Irgendwas stimmt heute nicht. Ich werde nicht aus der Wartezelle geholt. Stattdessen kommt irgendwann ein hohes Tier und fragt mich, ob ich nicht ein Buch lesen möchte – es gebe eine lange Verzögerung.

Laufe unruhig hin und her, denke an Vera. Als ich dann (zu einer Stunde, in der die Dunkelheit längst durchs Milchglas drückt) geholt werde, ist Rechtsanwalt Schnur nicht allein: elegant, im Sessel neben ihm – ein Kontrolleur!

Was ist passiert? Darf Schnur jetzt nicht mehr allein mit seinen Mandanten sprechen? Er ist hochgradig erregt, hat hektische rote

Flecken im Gesicht, die Begrüssung fällt hilflos aus. Etwas Drohendes lastet über allem.

Habe Mühe, ihm zuzuhören: Dieser Mensch ist da im Raum. Einen Satz wiederholt er mehrere Male, unter grosser Anspannung, dabei sieht er mich eindringlich an: «Es ist jetzt wichtig, dass Sie gut verteidigt werden ...» Begreife nicht, was er damit ausdrücken will. Herrscht draussen der Ausnahmezustand?

Wir sitzen voreinander, Schnur eingefallen, der Stasi-Typ glatt und adrett, ich wie benebelt. Tippe vorsichtig die Frage nach der Solidarität draussen an. Schnur schaut zu Boden, antwortet nicht. Nun will ich es wissen. Sind überhaupt noch Gottesdienste, und wenn ja, wie viele Leute? Wieder Schweigen, dann leise: fünfzig. Das ist ein Hieb. Der Stasi-Kontrolleur wippt mit dem Fuss, ich setze eine lockere Miene auf meine entgleisenden Gesichtszüge – dem gönne ich den Triumph nicht.

Fünfzig ist unmöglich, fünfzig kann nicht sein.

Das arbeitet erst, als ich längst in meiner Zelle bin. Die ersten Stunden kann ich mich ablenken, übernehme Mutterpflichten. Bei meiner Rückkehr finde ich ein weinendes, aufgelöstes Bündel vor – Susanne, meine Mitgefangene. Heute war ihre Verhandlung: Republikflucht. Zwei Jahre Knast für ein überstürztes deutsch-deutsches Geländespiel. Zwei Jahre weg aus dem Leben einer jungen Frau, die keinerlei kriminelle Absichten hat.

Ich weiss nicht, womit sie trösten – durch die Zellen der Republikflüchtigen verbreitet sich wieder die Schreckensnachricht, die SED verkaufe ihre inhaftierten Landeskinder nicht mehr an den Westen. Diese Meldung, die wir draussen als einen Fortschritt begrüsst, löst bei den Betroffenen helles Entsetzen aus.

In der Nacht dann frisst sich die Hoffnungslosigkeit wie eine scharfe Lauge in mein Gemüt. Unerbittlich schiebt sich ins Bewusstsein, was ich bisher nicht an mich heranliess. Es ist aus.

Wie der Stasi-Typ mit dem Fuss gewippt hat.

Jetzt bringen sie nicht mal mehr einen Gottesdienst zustande.

Zwei Jahre lang haben wir uns total verausgabt – jetzt, wo wir selber dran sind, zeigt sich, dass der Kräfteverschleiss nicht viel gebracht hat.

Vorsicht, die Verletztheit ist kein guter Ratgeber. Was weiss ich, was draussen los ist. Wenn sie sich nicht aus ihren Häusern trauen, dann muss das einen Grund haben. Letzte Woche schon hat die Post keine Solidaritäts-Telegramme mehr weitergeleitet. Die Stasi hat Ibrahim¹² blutig geschlagen. Vera wird drastisch abgestraft. Wir werden zu Landesverrättern gestempelt – und Schnur als legitimer Rechtsanwalt darf nicht mal mehr ohne Bewachung mit uns sprechen. Das sind deutliche Zeichen.

Draussen muss der Ausnahmezustand herrschen. «Es ist jetzt wichtig, dass Sie gut verteidigt werden» – was, verdammt noch mal, hat Schnur mir mit diesem Satz mitteilen wollen? Wollen sie etwa aufs Höchstmass hinaus?

Sie werden einen Schauprozess veranstalten. Sollen sie. Aber ich mache nicht mit. Werde dasitzen wie die drei heiligen Affen: stumm, taub, blind. Körperliche Gewalt als Bestrafung gibt es zum Glück nicht mehr, das wäre eine grosse Demütigung. Und verschärfte Einzelhaft? Darin habe ich fast ein Drittel meiner ersten Haftzeit zugebracht, das stehe ich durch.

Doch ich muss die Kapitulation signalisieren, und zwar so schnell wie möglich. Damit wenigstens für die anderen noch eine Chance besteht, entlassen zu werden. Die SED will ihr Gesicht nicht verlieren, man muss ihr etwas Akzeptables anbieten. Gebe ich das Signal noch vor dem Prozess, hat sie genügend Zeit, sich eine Variante auszudenken – für die Entlassung ohne Prozess und ohne Gesichtsverlust.

Für Ralf sehe ich schwarz, den hassen sie, dem braten sie eins über. Muss auf jeden Fall sofort Kontakt zu Stephan aufnehmen. Um ihn geht es vor allem, er ist das Mittelstück im Gordischen Knoten. Ich müsste einmal mit ihm unter vier Augen sprechen können.

29. JANUAR

Ich lasse mir von meinem Vernehmer ein Blatt Papier geben. Schreibe an Stephan, dass ich ihn unbedingt sprechen muss. Dass ich keine Hoffnung mehr sehe für uns in diesem Land und mich mit dem Gedanken trage, einen Ausreiseantrag zu stellen. Der Verneh-

mer trägt das Papier sogleich hinaus. Vielleicht habe ich am Nachmittag schon Antwort.

30. JANUAR

Heute ist Nadjas Geburtstag. Ein Tag, schwärzer als jeder Alptraum.

31. JANUAR

Rundgang in der Freiluftzelle. Über uns die Patrouille, sie bewacht alle nebeneinanderliegenden Zellen. Plötzlich Stephans Stimme! Von ferne ruft er meinen Namen! Genau über mir die Patrouille: Rufen, Singen, Pfeifen verboten. Das kümmert mich jetzt wenig – wölbe die Hände und rufe, so laut ich kann, hinauf in den Stachel-drahthimmel: «Stephan, ich liebe dich.»

Bewegung und Rufen kommt auf in den Nachbarzellen, der Soldat über mir rudert hilflos mit den Armen, sucht Verstärkung. Und noch einmal Stephans Stimme – dann kracht das Schloss, ich werde rausgeholt.

Es ist ein wahnsinniger Taumel, mein Herz rast. Warte geduldig in meiner Zelle auf die Bestrafung. Sie bleibt aus.

1. FEBRUAR

Warum beantwortet Stephan meinen Zettel nicht? Er wird doch jetzt nicht etwa den Märtyrer spielen wollen – wo es draussen gar keinen juckt, ich aber die drei anderen auf dem Buckel habe? Vielleicht begreift er die Situation nicht ...

Es gibt keine Rückkehr in die DDR, oder es gibt sie nur um den Preis, dafür ein paar Jahre zu sitzen. Den Preis bin ich nicht bereit zu zahlen, nicht unter diesen Umständen. Denn ausser uns sitzen noch drei andere «Landesverräter». Soll ich Morgen für Morgen aufwachen mit dieser Schuld?

Für Nadja gibt es in diesem Land auch keine Zukunft mehr, sie ist das Kind einer «Landesverräterin». ertappe mich plötzlich bei dem Gedanken, mich von Stephan, wenn er nicht nachgibt, zu trennen. Bin entsetzt.

Ich bitte den Stasi-Vernehmer dringend um ein Gespräch mit

meinem Mann. Am Nachmittag werde ich in die grüne Minna verfrachtet, es geht mal wieder zur Magdalenenstrasse.

Rechtsanwalt Schnur – völlig zerknüllt, aber diesmal Gott sei Dank ohne Bewachung. Er tut mir leid, hat wie immer alles allein am Hals. Und er kümmert sich rührend um Nadja. Sagt mir, sie habe ein Päckchen für mich zusammengestellt, ich würde es in den nächsten Tagen erhalten.

Dann tauschen wir wieder düstere Prognosen aus. Rechnen beide mit vier, fünf Jahren für mich – für Stephan mit wesentlich mehr. Schnur teilt auch meine Vermutung, dass die anderen vor allem deshalb verhaftet wurden, um mich psychisch unter Druck zu setzen. Dass für sie nur dann eine Chance besteht, schnell wieder rauszukommen, wenn Stephan und ich nachgeben. Eine total verfahrenere Kiste. Und es geht vor allem um Stephan. Ich beschliesse, ihn jetzt zu einer Entscheidung zu zwingen.

Formuliere einen Ausreiseantrag, begründe ihn mit politischer Hoffnungslosigkeit. Schnur ist baff. Er meint, jetzt würde ich wohl noch vor meinem Geburtstag rauskommen (er ist rührend, weiss wohl nicht, dass ich in drei Tagen Geburtstag habe).

Ich erläutere ihm meine Verweigerungshaltung für den zu erwartenden Schauprozess. Sie werden ihre Spiele ohne mich machen müssen, das soll Schnur dem Staatsanwalt schon mal übermitteln.

Ausserdem soll er Stephan fragen, warum er mir nicht antwortet – und unbedingt versuchen, ein Gespräch zwischen uns zustande zu bringen.

Ich werde wieder in die «Abholezelle» verfrachtet. Es holt mich aber niemand ab. Ob sie mich vergessen haben? Nach vielleicht zwei Stunden kracht endlich der Schlüssel ins Schloss. Es geht jedoch nicht zur grünen Minna, sondern wieder die verschlungenen Gänge entlang. Ich werde in einen anderen Raum geführt, sehe dort plötzlich Stephan stehen und stürze auf ihn zu. Doch nicht Schnur ist im Raum, sondern Bischof Forck¹³, der uns warmherzig anschaut. Dazu zwei Männer, die ich nicht kenne. Als sich einer der beiden als Rechtsanwalt Vogel¹⁴ vorstellt, fällt die Klappe.

Er teilt uns mit, dass wir einen Antrag auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft gestellt hätten, dass diesem Antrag stattgegeben werde und wir morgen die DDR verlassen dürften.

Mir verschlägt es die Sprache, ich breche in Tränen aus. Ich fühle mich hintergangen, weiss aber nicht, an welcher Stelle. Eine Mauer, die mich zu erschlagen drohte, soll plötzlich aus Pappe gewesen sein? Stephan beginnt eine Diskussion anzuzetteln, dass er ja eigentlich in die DDR entlassen werden wollte. Ich mache ihm Zeichen, damit aufzuhören. (Was geht das Vogel an, der ist doch nicht unser Rechtsanwalt, der ist doch bloss ein Staatsorgan.) Stephan schaut mich an, als sei ich krank, und bricht das Thema ab.

Bischof Forck reicht mir väterlich sein Taschentuch.

Jetzt geht es nur noch um die Umstände unserer Ausreise und darum, wenigstens die anderen über den Berg zu kriegen. Deshalb wird man uns in der Bundesrepublik zunächst in eine kirchliche Stiftung bringen. Dort sollen wir uns so lange versteckt halten, bis die anderen frei sind – man rechnet mit maximal einer Woche. Bert Schlegel¹⁵ wird mitkommen, er hatte sowieso einen Ausreiseantrag gestellt.

Alles läuft sehr überstürzt. Nadja soll noch an diesem Abend informiert werden. (Sie wird es gar nicht begreifen. Vor einer Woche habe ich ihr noch ins Ohr geflüstert, dass wir auf keinen Fall Weggehen.) Morgen früh wird sie zu Haus abgeholt, an die Grenze gebracht und uns dort übergeben werden – von einem Pfarrer, der uns dann alle zusammen hinüberbringen wird. Als ich seinen Namen höre, zucke ich zusammen – es ist einer von denen, die Stephan erst im November eingeladen hatten.

Sitze die ganze Nacht fassungslos im Bett. Stephan hat mich angeschaut, als wäre ich schwer krank. Irgend etwas stimmt nicht. Alles geht auf einmal so schnell.

2. FEBRUAR

Sieben Uhr. Meine Mitgefängene weint. Sie hat zwei Jahre Knast vor sich. Ich will versuchen, ein kleines Brotmännlein hinauszuschmuggeln, das sie geknetet hat. Ich soll es ihrer Mutter bringen,

die bereits in West-Berlin lebt. Ich stecke das Männlein in meine Rocktasche.

Wenig später werde ich aus der Zelle geführt. Die Stasi-Beamtin ist korrekt wie immer. Sie tastet mich nur oberflächlich ab, das Brotmännlein in meiner Tasche entdeckt sie nicht. Danach erhalte ich meine Sachen und werde in eine Art Garage geführt. Von Weitem schon sehe ich Bert in einem Kleinbus sitzen und – auf der hinteren Bank – Stephan. Wir umarmen uns, als stünde uns eine lange Trennung bevor. Als wir durch unsere Stadt gefahren werden, schauen wir nicht hinaus. Vergraben uns ineinander.

- 1 Freya Klier war von 1986 bis 1992 mit dem Liedermacher Stephan Krawczyk verheiratet.
- 2 Ralf Hirsch (geb. 1960), arbeitete bei der Evangelischen Kirche und im Friedenskreis der Samaritergemeinde, Gründungsmitglied der «Initiative für Frieden und Menschenrechte» (gegründet 1985), wurde vom MfS jahrelang im «Operativen Vorgang Blauvogel» «bearbeitet» und zahlreichen Zersetzungsmassnahmen ausgesetzt. Hirsch wurde im Januar 1988 nach der Liebknecht-Luxemburg-Demonstration ebenfalls verhaftet und Anfang Februar 1988 aus der DDR ausgewiesen.
- 3 Nadja Klier, Tochter von Freya Klier, war bei der Verhaftung ihrer Mutter 15 Jahre alt.
- 4 Ulrike Poppe (geb. 1953), Mitbegründerin des Netzwerkes «Frauen für den Frieden» (1982), Mitglied der «Initiative für Frieden und Menschenrechte» und ab 1983 Vertreterin für «Konkret für den Frieden», gleichzeitig mit Bärbel Bohley 1983 sechs Wochen in Untersuchungshaft des MfS.
- 5 Roland Jahn (geb. 1953), Mitbegründer der kirchlichen Oppositionsgruppe «Jenaer Friedensgemeinschaft». Nach seiner Verhaftung und Zwangsausbürgerung in die Bundesrepublik 1983 berichtete er als Journalist und Redakteur in den westdeutschen Medien über die DDR-Opposition.
- 6 Wolfgang Schnur (geb. 1944), vgl. Anm. 9 im Beitrag von Vera Lengsfeld.
- 7 Jürgen Fuchs, SED-kritischer Schriftsteller, nach seiner Haft in der Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen im August 1977 nach West-Berlin ausgebürgert (vgl. seinen Beitrag auf S. 268 ff.).
- 8 Die Zeitung «Neues Deutschland» war das Zentralorgan der SED.
- 9 Gemeint sind die DDR-Bürgerrechtler Stephan Krawczyk, Ralf Hirsch, Bärbel Bohley und Wolfgang Templin; vgl. Anm. 2 sowie die Anm. 11 und 14 zum Beitrag von Vera Lengsfeld in diesem Band.
- 10 Gemeint ist die Teilnahme von DDR-Bürgerrechtlern an einer von der SED organisierten Demonstration; vgl. Anm. 2 zum Beitrag von Vera Lengsfeld.

- 11 Gemeint sind verschiedene oppositionelle Aktivitäten Freya Kliers zu dieser Zeit: Ein Appell vom Januar 1988 an die Künstler der Bundesrepublik, bis zur Freilassung der inhaftierten Bürgerrechtler nicht mehr in der DDR aufzutreten; ein kritischer Brief von ihr und Stephan Krawczyk vom November 1987 an den SED-Chefideologen Kurt Hager; sowie ein auf Interviews basierendes Buchmanuskript über das Erziehungs- und Bildungssystem der DDR.
- 12 Gemeint ist Ibrahim Böhme (1944-1999), Lehrer und Historiker. Er unterhielt enge Kontakte zur Bürgerrechts- und Friedensbewegung der DDR. 1977/78 war er in der Untersuchungshaftanstalt des MfS in Hohenschönhausen wegen «staatsfeindlicher Hetze» inhaftiert. 1990 vorübergehend SPD-Vorsitzender in der DDR. Nachdem bekannt wurde, dass er von 1968 bis 1989 Inoffizieller Mitarbeiter (IM) des Staatssicherheitsdienstes war, trat er vom Parteivorsitz zurück, 1992 wurde er aus der SPD ausgeschlossen.
- 13 Gottfried Forck (1923-1996), von 1981 bis 1991 Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg.
- 14 Vgl. Anm. 12 im Beitrag von Jürgen Fuchs.
- 15 Bert Schlegel, Mitarbeiter der unabhängigen Umweltbibliothek in Ost-Berlin 1988/89.

MATTHIAS MELSTER
Kleine Freude!

Matthias Meister (geb. 1966) wurde im Alter von 20 Jahren nach einem Fluchtversuch verhaftet und war von Mai bis September 1987 in der Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes.

«Kommen Sie! Kommen Sie!» Ich muss lächeln.

«Gesicht zur Wand!» Das letzte Mal habe ich sie vor einer Woche gesehen.

«Geh'n Sie! Geh'n Sie!» Ich bin glücklich. Hoffentlich ist sie noch da, hoffentlich geht es ihr gut.

«Schnell! Schnell!» Darauf kannst du dich verlassen, dass ich mich beeile.

«Da rein!» Nur zu gerne. Jetzt erst mal nicht hinsehen. Sie dürfen nichts merken, sonst wird sie entfernt. Die Tür fällt ins Schloss. Mein Blick geht nach oben. Der Himmel. Das erste Mal sehe ich ihn seit drei Tagen.

Der Schlüssel dreht sich. Zweimal. Gleich ist es soweit. Bleib ruhig. Erst hinsehen, wenn der andere auch weg ist.

Er rückt die MP zurecht. Steht da wie angewurzelt. Also Liegestütze. Nun geh schon. Du musst auch auf die anderen aufpassen. Endlich.

Er geht nach links. Ich springe auf, drehe mich um. Ja. Da ist sie. Sie steht in der Ecke, genau wie vor einer Woche. Was für ein Anblick. Sie ist so schön, so wunderschön. Ganz zart, und zerbrechlich.

Die Schritte nähern sich wieder. Jetzt nichts anmerken lassen! Einfach laufen. Drei Meter geradeaus; rechtsum; fünf Meter geradeaus; und rechtsum; drei Meter geradeaus, noch mal rechtsum; fünf Meter geradeaus, wieder rechtsum. Immer an der Wand lang, immer im Kreis. Ich hasse Mauern, ich hasse im Kreis laufen.

Er geht wieder weg. Jetzt schnell wieder zu ihr. Ich knie mich hin. Ich bin ihr nah. Ich spüre Tränen. Ich wage nicht, sie zu berühren. Es sind Freudentränen.

Der Schlüssel rasselt im Schloss. Schnell aufstehen. Ein Blick noch. Wer weiss, wann wir uns wiedersehen.

Die Tür geht auf. Die Tränen wegwischen. Keiner soll etwas merken. Sie ist so wundervoll.

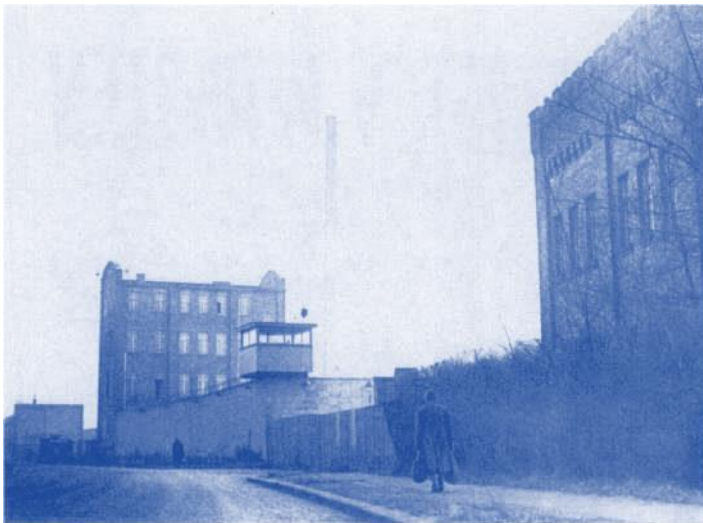
«Kommen Sie! Kommen Sie!» Mach's gut. ich muss zurück in meine Zelle. Ich werde an Dich denken – wenn ich alleine bin. Ich bin immer alleine. Vielleicht sehen wir uns ja bald wieder – falls ich in diese Freigangzelle komme.

Nie werde ich dich vergessen, Du kleiner Löwenzahn.

BILDTEIL



Äusserer Holzzaun des Sperrgebiets Berlin-Hohenschönhausen (1956)



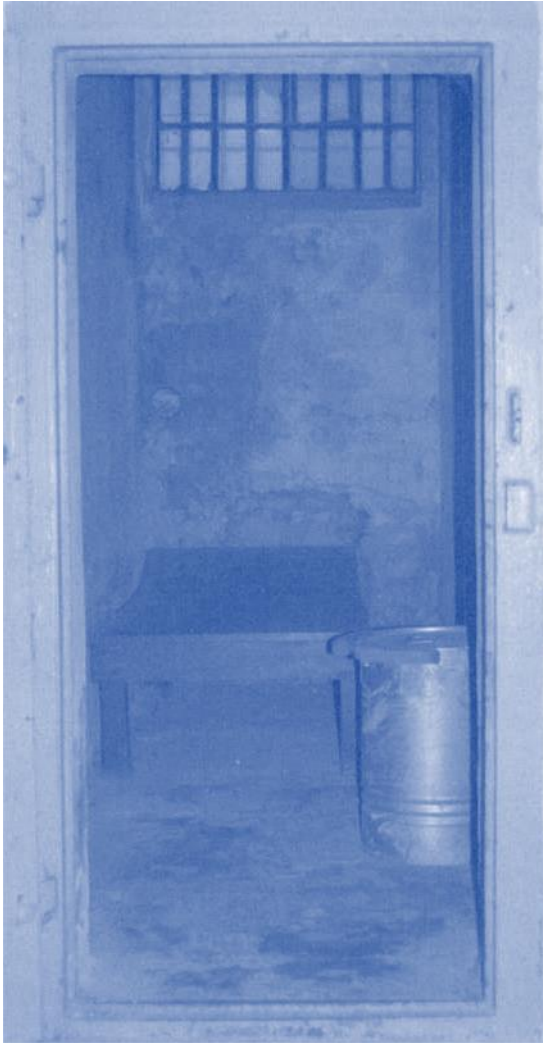
Blick auf das Arbeitslager X (Mitte der 50er Jahre)



Korridor im Kellergefängnis, im Häftlingsjargon «U-Boot» (1990)



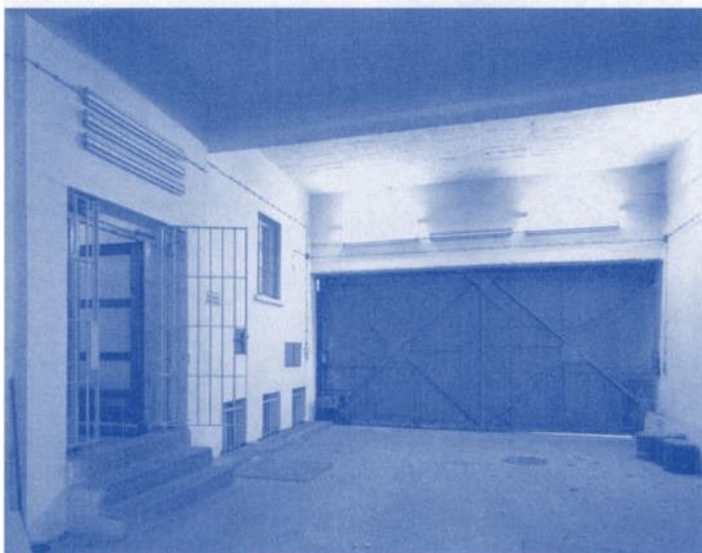
Zweisprachiges Verbotsschild in der Nähe des «Totenackers», wo die Toten des sowjetischen Speziallagers verscharrt wurden (1953)



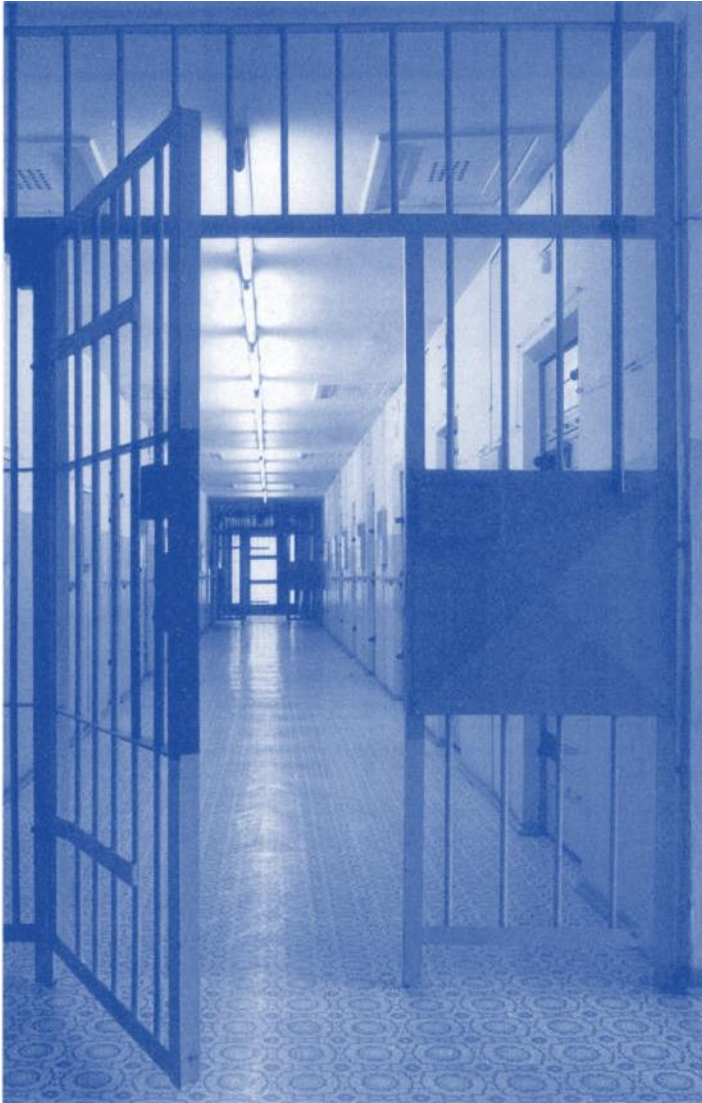
Zelle im Kellergefängnis (1995)



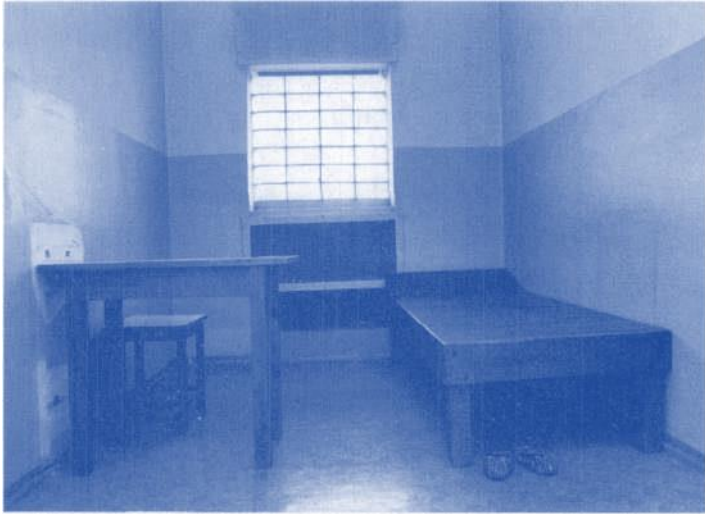
Einfahrt in das Sperrgebiet Berlin-Hohenschönhausen (1988)



*Garagenschleuse in der Untersuchungshaftanstalt:
erste Station aller Inhaftierten (1990)*



Zellentrakt der Untersuchungshaftanstalt (Ende der 90er Jahre)



Zelle im Neubau der Untersuchungshaftanstalt (Ende der 90er Jahre)



Vernehmerzimmer in der Untersuchungshaftanstalt (2002)



Fotoraum zur erkennungsdienstlichen Behandlung der Inhaftierten (2005)



Gummizelle im Keller der Untersuchungshaftanstalt (1991)



Gefangenentransportwagen W50 mit Zellen für acht Inhaftierte (2005)



Haftkrankenhaus auf dem Gelände der Untersuchungshaftanstalt (1990)

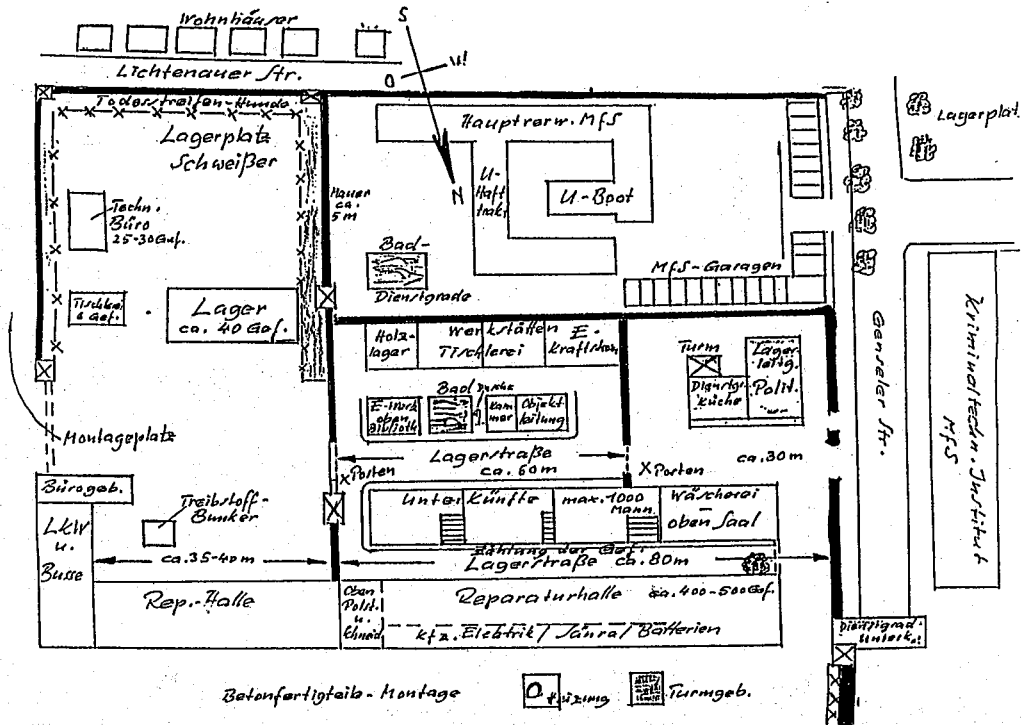


Zellentrakt im Haftkrankenhaus, links die Türen zu den Krankenzellen (1990)



Wachturm der ehemaligen Untersuchungsanstalt (2004)

Skizze des Arbeitslagers X und der angrenzenden Untersuchungsanstalt
 von Herbert Richter, ehemaliger Häftling (zweite Hälfte der 60er Jahre)



ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Anm.	Anmerkung
BMW	Bayrische Motorenwerke AG
BND	Bundesnachrichtendienst
BStU	Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen
CDU	Christlich Demokratische Union
CSSR	Tschechoslowakische Sozialistische Republik
DEFA	Deutsche Film AG
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FU	Freie Universität
GPU	Politische Hauptverwaltung
GULag	Hauptverwaltung Lager
HA	Hauptabteilung
HO	Handelsorganisation
IM	Inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit
Komintern	Kommunistische Internationale
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LDP (D)	Liberaldemokratische Partei (Deutschlands)
MdL	Mitglied des Landtags
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
MGB	Sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit
MP	Maschinenpistole
MWD	Sowjetisches Ministerium für innere Angelegenheiten
ND	Neues Deutschland, Zentralorgan der SED
NKWD	Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
NVA	Nationale Volksarmee

OV	Operativer Vorgang
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
SAPMO-	Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisa-
BArch	tionen der DDR im Bundesarchiv
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SIL	Sawod Imeni Lichatschowa
SMA (D)	Sowjetische Militäradministration (in Deutschland)
SMT	Sowjetische Militärtribunale
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
StGB	Strafgesetzbuch
TAZ	Die Tageszeitung
TH	Technische Hochschule
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken

DIE AUTOREN

Hermann Becker (1905-1981) war nach dem Zweiten Weltkrieg Mitbegründer der Liberal Demokratischen Partei (LDP) in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und Gründer der «Thüringischen Landeszeitung», dem Parteiorgan der LDP. Von 1946 bis 1948 war er Vorsitzender der LDP-Fraktion im Thüringischen Landtag, die zunehmend in Opposition zu der an die Macht strebenden SED stand. 1948 wurde er während einer Sitzung des Landtages in Weimar – trotz der von der Besatzungsmacht den Abgeordneten zuerkannten Immunität – vom sowjetischen Ministerium für Staatssicherheit (MGB) verhaftet. Während der folgenden zwei Jahre befand er sich in Untersuchungshaft in Hohenschönhausen. Per Fernurteil aus Moskau wurde er 1950 zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach vier Jahren Haft in einem sowjetischen Arbeitslager in Workuta und insgesamt siebenjähriger Verschleppung wurde er 1955 entlassen.

Dieter Borkowski (1928-2000) war Journalist und Historiker. Als Mitarbeiter Erich Honeckers war er 1947 am Aufbau der FDJ beteiligt, pflegte jedoch auch Kontakt zu kritischen Kreisen. Nach dem Juni-Aufstand 1953 wurde Borkowski aus der SED ausgeschlossen und erhielt Berufsverbot. Vom Ministerium für Staatssicherheit wurde er jahrelang überwacht. Seine Verbindungen zu parteioppositionellen Gruppen führten 1960 zu seiner Verhaftung. Einige Jahre nach seiner Freilassung (1962) begann er, unter Pseudonym für die Wochenzeitung «Die Zeit» zu schreiben. 1971 wurde er deshalb erneut verhaftet und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Austausch gegen DDR-Spione wurde er 1972 in die Bundesrepublik abgeschoben. Bis zu seinem Tod engagierte er sich für die Aufarbeitung von DDR-Unrecht.

Ewald Ernst (1921-2001) war ab März 1946 hauptamtlicher Jugendreferent des Landesverbandes der CDU in Provinzsachsen (heute: Sachsen-Anhalt). Im selben Jahr zog er über die Landesliste in den Landtag von Sachsen-Anhalt ein und wurde dort Fraktionsgeschäftsführer. Im März 1947 wurde er in Halle verhaftet und bis November 1948 unter dem Vorwurf der Spionage in der sowjetischen Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen festgehalten. Nach seiner Verurteilung 1948 kam er in das Zuchthaus Bautzen («Gelbes Elend»), aus dem er 1954 im Rahmen einer Amnestie in den Westen entlassen wurde.

Horst Fichter, geb. 1928, wurde am 30. Mai 1952 verhaftet und in der Untersuchungshaftanstalt des DDR-Staatssicherheitsdienstes in Berlin-Hohenschönhausen inhaftiert. Wegen «Boykott- und Kriegshetze» verurteilte ihn das Bezirksgericht Halle am 1. Oktober 1952 zu zehn Jahren Zuchthaus. In der Zeit von Januar 1956 bis Dezember 1957 war Fichter ein zweites Mal in Hohenschönhausen inhaftiert, diesmal im Arbeitslager X des Staatssicherheitsdienstes, ausserdem in Halle, Torgau und Waldheim. Nach seiner Haftentlassung 1957 floh er im April 1958 in die Bundesrepublik.

Karl Wilhelm Fricke, geb. 1929, Journalist. Nach dem Studium der Politischen Wissenschaften in Wilhelmshaven und West-Berlin veröffentlichte er in Presse und Rundfunk vorwiegend zu Themen der politischen Verfolgung in der DDR. Nach seiner Entführung durch den Staatssicherheitsdienst im April 1955 wurde Fricke fünfzehn Monate lang im Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen verhört. Das Oberste Gericht verurteilte ihn schliesslich in einem Geheimprozess im Juli 1956 wegen «Boykotthetze» zu vier Jahren Zuchthaus, die er in Brandenburg-Görden und in Bautzen II absitzen musste. Nach seiner Haftentlassung 1959 arbeitete er wieder als Journalist und Publizist. Das MfS überwachte ihn bis 1989 auch in der Bundesrepublik. Im Juni 1991 wurde er rehabilitiert. Karl Wilhelm Fricke war von 2000 bis 2007 Vorsitzender des Beirats der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Jürgen Fuchs (1950-1999), Schriftsteller und Psychologe, trat 1973 der SED bei. Ab 1971 veröffentlichte er gesellschaftskritische Lyrik und Prosa in der DDR. Fuchs wurde vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) seit seinem zwanzigsten Lebensjahr «operativ» bearbeitet. 1975 wurde er aus der SED ausgeschlossen und ein Exmatrikulationsverfahren gegen ihn eingeleitet.

Nach der Zwangsausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann im November 1976 wurde Fuchs in Ost-Berlin verhaftet und in die zentrale Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes in Berlin-Hohenschönhausen eingeliefert. Im August 1977 wurde er nach West-Berlin ausgebürgert, von wo aus er weiterhin die DDR-Opposition unterstützte. Auch im Westteil Berlins wurde er vom MfS jahrelang ausgeforscht und mit «Zersetzungsmassnahmen» (einer Art geheimdienstlicher Psychoterror) überzogen.

Heinrich George (1893-1946), Schauspieler, galt seit den frühen zwanziger Jahren als einer der bedeutendsten Bühnenkünstler Deutschlands. Im Juni 1945 wurde er als Repräsentant der nationalsozialistischen Kulturpolitik verhaftet und im sowjetischen Speziallager Nr. 3 in Hohenschönhausen festgehalten. Die sowjetische Geheimpolizei warf ihm unter anderem vor, in mehreren NS-Propagandafilmen mitgespielt und kurz vor Kriegsende einen Durchhalteappell veröffentlicht zu haben. Entlastungszeugen, die hätten bezeugen können, dass er sich wiederholt für jüdische Künstlerkollegen eingesetzt hatte, waren nicht zugelassen. Im Sommer 1946 wurde George in das Speziallager Nr. 1 in Sachsenhausen überstellt, wo er wenig später an den Folgen einer Blinddarmentzündung starb. 1998 wurde er von den russischen Behörden rehabilitiert.

Walter Janka (1914-1994) war Leiter des Aufbau Verlages in der DDR. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 wur-

de Janka wegen Mitgliedschaft in der KPD verhaftet. Nach seiner Ausweisung aus Deutschland leistete er 1935/36 illegale Arbeit in Ostpreussen und beteiligte sich zwischen 1936 und 1939 in den Internationalen Brigaden am Spanischen Bürgerkrieg. Von 1939 bis 1941 war er in Frankreich interniert, von wo aus er nach Mexiko floh. 1947 kehrte Janka nach Deutschland zurück, wo er von 1948 bis 1950 Generaldirektor der (ost-)Deutschen Film AG (DEFA) wurde. 1951 wechselte er in den Aufbau Verlag. Im Zuge des «Taufweters» in der Sowjetunion beteiligte sich Janka an Diskussionen über eine Reform des Sozialismus in der DDR. Ende 1956 wurde er deshalb vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) verhaftet. Wegen «Bildung einer konterrevolutionären Gruppe» verurteilte ihn das Oberste Gericht der DDR im Sommer 1957 zu fünf Jahren Zuchthaus. Anschliessend wurde er in das Gefängnis Bautzen II überstellt, wo er schwer erkrankte. Internationale Proteste bewirkten 1960 seine vorzeitige Entlassung. Janka wurde Ende 1989 rehabilitiert und starb 1994.

Freya Klier, geb. 1950, studierte von 1978 bis 1982 Regie in Berlin und arbeitete an verschiedenen Theatern der DDR. Neben ihrer kritischen Theaterarbeit engagierte sie sich seit Anfang der 1980er Jahre in der unabhängigen Friedensbewegung im Schutzraum der evangelischen Kirchen in der DDR. 1984 erhielt sie Berufsverbot. Mit ihrem damaligen Mann, Stephan Krawczyk, trat sie daraufhin vor allem in Kirchen und Gemeinderäumen auf. Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) versuchte, ihre «staatsfeindlichen» Auftritte zu unterbinden, veranlasste Ordnungsstrafen und überzog sie mit «Zersetzungsmassnahmen». Anlass ihrer Festnahme im Januar 1988 und der anschliessenden Haft im Untersuchungsgefängnis Berlin-Hohenschönhausen war ihr Protest gegen eine Verhaftungswelle am Rande der offiziellen Rosa-Luxemburg- und Karl-Liebknecht-Demonstration. Seit ihrer Ausbürgerung lebt und arbeitet Freya Klier in (West-) Berlin als Schriftstellerin und Regisseurin.

Hubertus Knabe, geb. 1959, ist Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen im ehemaligen zentralen Untersuchungsgefängnis des DDR-Staatssicherheitsdienstes. Von 1992 bis 2000 war er in der Forschungsabteilung des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen tätig. Zuletzt erschienen von ihm die Bücher «Tag der Befreiung? Das Kriegsende in Ostdeutschland» und «Die Täter sind unter uns. Über das Schönfärben der SED-Diktatur» (beide im Propyläen Verlag).

Wolfgang Kockrow, geb. 1932, engagierte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in West-Berlin in der sozialistischen Jugendorganisation «Die Falken» und bekam dabei auch Kontakt zum kommunistischen DDR-Jugendverband FDJ. Im Januar 1959 verhaftete ihn der Staatssicherheitsdienst, weil er seinem Vorstand berichtet hatte, wie man ihn und weitere «Falken»-Mitglieder in Ost-Berlin für eine konspirative Zusammenarbeit anzuwerben versucht hatte. Im Mai 1959 verurteilte ihn das Ost-Berliner Stadtgericht wegen «Nachrichtenübermittlung» zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus. Kurz vor seiner Haftentlassung 1962 verurteilte ihn das Bezirksgericht Leipzig wegen «staatsgefährdender Hetze» zu weiteren zwei Jahren Gefängnis, die er teilweise im Arbeitslager X des DDR-Staatssicherheitsdienstes verbrachte. Im Juli 1964 nach (West-)Berlin aus der Haft entlassen, beteiligte er sich an der Fluchthilfeaktion «Tunnel 57». Wolfgang Kockrow ist heute Vorstandsmitglied von Help e. V. Berlin, einer Hilfsorganisation für die Opfer politischer Gewalt.

Klaus Kordon, geb. 1943, Schriftsteller, wuchs im Ost-Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg auf. Da sein Vater im Krieg ums Leben gekommen war, wurde er von seiner Mutter allein erzogen. Nach deren Tod 1956 lebte Kordon in verschiedenen Heimen. Nach dem Abitur studierte er in der DDR Volkswirtschaftslehre und arbeitete als Exportkaufmann im DDR-Aussenhandel. Nach einem Fluchtversuch über Bulgarien wurde er 1972 verhaftet und kam in die Untersuchungshaftanstalt des Staatssicherheitsdienstes nach Berlin-Hohenschönhausen. Wegen versuchten «ungesetzlichen Grenz-

übertritts» wurde er zu drei Jahren Haft verurteilt, 1973 aber von der Bundesrepublik freigekauft. Seitdem lebt er als Schriftsteller in West-Berlin. Bekannt wurde er vor allem durch seine populären Jugendbücher. In seinem autobiographischen Roman «Krokodil im Nacken» verarbeitete er seine Hafterlebnisse.

Waltraud Krüger, geb. 1942, stellte zusammen mit ihrem Mann seit 1973 regelmässig Ausreiseanträge, die jedoch immer wieder abgelehnt wurden. Am 31. Mai 1980 wurden beide – später auch ihre Tochter – vom MfS verhaftet. Nach der Untersuchungshaft in Magdeburg wurden Klaus Krüger und seine Frau im Juni 1980 in das Haftkrankenhaus des Staatssicherheitsdienstes in Berlin-Hohenschönhausen eingeliefert. Im November wurden sie aus der Haft entlassen, doch das Verfahren gegen sie fortgesetzt. Täglich von 8.00 bis 17.00 Uhr mussten sie in der Haftanstalt am Magdeburger Moritzplatz erscheinen. Die Familie Krüger schrieb daraufhin erneut mehrere Ausreiseanträge, bis die Behörden ihre Ausbürgerung bewilligten und sie im Februar 1981 in die Bundesrepublik übersiedeln konnten.

Vera Lengsfeld, geb. 1952, studierte marxistische Philosophie in Leipzig und Berlin, arbeitete seit 1975 an der Akademie der Wissenschaften der DDR und seit 1981 als Lektorin im Verlag «Neues Leben». Von 1975 bis 1983 gehörte sie der SED an. 1981 zählte sie zu den Mitbegründern eines kirchlichen Friedenskreises und eines Öko-Kreises in Berlin-Pankow. Wegen öffentlicher Proteste gegen die Stationierung sowjetischer Atomraketen in der DDR wurde sie 1983 aus der SED ausgeschlossen und erhielt Berufsverbot. In der Folgezeit organisierte sie verschiedene Friedenswerkstätten und Öko-Seminare. 1987 war sie Mitbegründerin der Gruppe «Kirche von unten». Das MfS überwachte und verfolgte sie jahrelang in einem operativen Vorgang. Dabei kam auch ihr Ehemann Knud Wollenberger zum Einsatz, der als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) für den Staatssicherheitsdienst tätig war.

Matthias Meister, geb. 1966, beschloss nach drei abgelehnten Ausreiseanträgen, mit seiner Freundin Susanne 1987 illegal über die Tschechoslowakei aus der DDR zu fliehen. Beide wurden dabei verhaftet. Nach vierzehn Tagen in tschechischen Gefängnissen wurde Matthias Meister in die Untersuchungshaftanstalt des MfS in Berlin-Hohenschönhausen verlegt, wo er viereinhalb Monate lang verhört wurde. Wegen Republikflucht im schweren Fall verurteilte man ihn anschliessend zu einem Jahr und zehn Monaten Haft. Nach fünf Monaten Haft kaufte ihn die Bundesrepublik frei, aber erst im Februar 1988 konnte er die DDR verlassen. Meister arbeitet in Berlin als freier Fotograf und Besucherreferent der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Kurt Müller (1903-1990), Politiker, war ab 1930 Mitglied der KPD und zwischen 1934 und 1945 in verschiedenen deutschen Zuchthäusern und Konzentrationslagern inhaftiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er stellvertretender Vorsitzender der KPD in Westdeutschland (1945) und Mitglied des Deutschen Bundestages (1949). Im März 1950 verhaftete ihn das MfS unter Missachtung seiner parlamentarischen Immunität. Während der Untersuchungshaft in der Albrechtstrasse in Berlin-Mitte wurde er zeitweise vom damaligen Staatssekretär im MfS Erich Mielke verhört. Im August 1950 wurde er an den sowjetischen Staatssicherheitsdienst MGB übergeben und in dessen zentrales Untersuchungsgefängnis in Berlin-Hohenschönhausen überführt. Ein Sondergericht in Moskau verurteilte Müller 1955 per Fernurteil zu 25 Jahren Haft, kurze Zeit später erfolgte seine Freilassung. 1957 trat er der SPD bei und arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Sigrid Paul, geb. 1934, Zahntechnikerin, befand sich wegen «Beihilfe zur Republikflucht» von März bis August 1963 in der Untersuchungshaftanstalt des MfS in Berlin-Hohenschönhausen. Auch ihr Mann war zu dieser Zeit dort inhaftiert. Ihr Sohn Torsten befand sich in einem West-Berliner Krankenhaus. In Rostock wurde Sigrid

Paul zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Anschliessend musste sie von Oktober 1963 bis August 1964 im Frauenarbeitskommando der Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen arbeiten. Nach 19 Monaten Haft wurde sie von der Bundesregierung freigekauft, durfte aber nicht in den Westen ausreisen. Nach ihrer Entlassung 1964 arbeitete sie als Zahntechnikerin in Ost-Berlin. Ihren Sohn sah sie erst wieder, als dieser fast fünf Jahre alt war. Heute führt Sigrid Paul Besucher durch die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Walter Pritzkow (1924-2004) war nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs Student der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin. Wegen «Aufbewahrung von Waffen» wurde er von Juli bis September 1945 im sowjetischen Speziallager in Berlin-Hohenschönhausen gefangengehalten; anschliessend kam er in das Lager Sachsenhausen. Den Bericht über seine Haftzeit veröffentlichte er unter einem Pseudonym, um sich und seine Familie zu schützen. Auf Wunsch der Witwe soll dies auch für die vorliegende Publikation gelten.

Dieter Rieke, geb. 1925, war seit Wiedergründung der SPD im Juni 1945 aktives Parteimitglied. Nach der Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED arbeitete er für das Ostbüro der SPD und informierte dieses über die politischen Verhältnisse in der SBZ. Von Oktober 1948 bis April 1949 war er in der sowjetischen Untersuchungshaftanstalt in Hohenschönhausen inhaftiert. Anschliessend wurde er zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt und kam in das Zuchthaus Bautzen. Im Dezember 1956 wurde er aus der Haft entlassen und flüchtete aus der DDR. In der Bundesrepublik engagierte er sich wieder in der SPD und war zeitweise Vorsitzender des Arbeitskreises ehemaliger politischer Häftlinge in der Partei.

Heinz-Joachim Schmidtchen, geb. 1928, beteiligte sich im Frühjahr 1946 an einer Plakataktion, die sich gegen die von der Besatzungsmacht erzwungene Vereinigung von SPD und KPD zur SED

richtete. Im Mai 1946 verhaftete ihn die sowjetische Geheimpolizei wegen angeblichen Verstosses gegen die Kontrollrats-Direktive 38. Er kam zunächst in einen Haftkeller in der Prenzlauer Allee in Berlin. Von Juni bis August 1946 hielt man ihn im sowjetischen Speziallager Nr. 3 in Hohenschönhausen gefangen, anschliessend kam er ins Speziallager Sachsenhausen. 1950, vier Jahre nach seiner Verhaftung, wurde ihm in Waldheim der Prozess gemacht. In einem Schnellverfahren wurde er zu zehn Jahren Haft verurteilt, die er im Zuchthaus Bautzen verbringen musste.

Klaus Schulz-Ladegast, geb. 1941, wurde 1961 im Alter von 20 Jahren verhaftet und kam in die Untersuchungshaftanstalt des MfS in Berlin-Hohenschönhausen. Wegen «Spionage» wurde er zu vier Jahren Haft verurteilt, die er in den Gefängnissen Rummelsburg, Waldheim und Torgau verbrachte. 1964 wurde er aus der Haft entlassen, 1967 flüchtete er in die Bundesrepublik. In West-Berlin arbeitete er über 20 Jahre für das Gesamtdeutsche Institut und informierte Besucher aus dem In- und Ausland über das Leben in der DDR. Von 2004 bis 2006 führte Schulz-Ladegast Besucher durch die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Fritz Sperling (1911-1958), kommunistischer Politiker, übernahm nach seiner Rückkehr nach Deutschland aus dem Schweizer Exil im Juli 1945 in der westdeutschen KPD einflussreiche Funktionen. Er war Mitglied des Zonenbüros der KPD für die britische Zone, Landesvorsitzender der KPD Bayern und bei der Bildung des KPD-Parteivorstandes im April 1948 eines der fünf Sekretariatsmitglieder. Im Mai 1950 löste er Kurt Müller als stellvertretenden Parteivorsitzenden ab. Von 1951 bis 1954 war er trotz einer schweren Herzerkrankung in der Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen inhaftiert. Nach seiner Verurteilung als «Agent der Amerikaner» sass er wegen «Verbrechen gegen den Frieden» im Zuchthaus Brandenburg und im MfS-Gefängnis Berlin-Lichtenberg ein. Im März 1956 wurde er begnadigt und aus der Haft entlas-

sen. Sperling musste sich verpflichten, in der DDR zu bleiben und nicht in die Bundesrepublik zurückzukehren. Zwei Jahre nach seiner Freilassung starb er 1958 im Alter von 46 Jahren.

Erica Wallach, geb. 1922, Mitglied der Kommunistischen Partei, wurde am 26. August 1950 festgenommen, als sie das Gebäude der SED-Parteiführung in Berlin betrat, um sich nach dem Verbleib ihrer Pflegeeltern Noel und Herta Field zu erkundigen. Beide waren im Sommer 1949 spurlos verschwunden. Später stellte sich heraus, dass sie in Prag von der kommunistischen Geheimpolizei verhaftet worden waren. Nach ihrer Verurteilung durch ein sowjetisches Militärtribunal wurde Erica Wallach in ein Arbeitslager in der Sowjetunion verbracht. Bis 1955 galt sie als verschollen. Nach ihrer Entlassung aus Workuta kehrte sie 1955 in die USA zurück, die Heimat ihres Pflegevaters, wo sie Anfang der neunziger Jahre starb.

Arno Wend (1906-1980), Politiker, gehörte ab 1931 dem SPD-Bezirksvorstand Ostsachsen an und war 1932/33 Stadtverordneter in Dresden. Mehrfach wurde er von den Nationalsozialisten wegen «Fortführung einer illegalen Organisation» und «Vorbereitung zum Hochverrat» verhaftet. Ab 1946 war er Mitglied des SED-Landesvorstandes und Leiter der Personalpolitischen Abteilung des Landessekretariats. Im September 1946 wurde er von allen Parteiämtern entbunden und im November 1947 aus der SED ausgeschlossen. Wend zählte zu den führenden Köpfen der illegalen SPD in Dresden und hielt enge Verbindung zum Ostbüro der SPD in Hannover. Im Juli 1948 wurde er vom MGB verhaftet. Neben anderen Haftstationen war er über ein Jahr in der sowjetischen Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Hohenschönhausen in Haft. Im April 1950 verurteilte ihn ein Militärtribunal wegen illegaler Gruppenarbeit und antisowjetischer Propaganda zu 25 Jahren Zwangsarbeit. Er kam in ein Arbeitslager in Workuta. Im Zuge der Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion kehrte Wend im

Dezember 1955 nach Deutschland zurück und arbeitete in der Staatskanzlei und im Innenministerium des Landes Hessen.

Hans-Eberhard Zahn, geb. 1927, Diplom-Psychologe, wurde vom MfS im November 1953 wegen angeblicher Spionage verhaftet. Er hatte für das Sozialreferat des Allgemeinen Studentenausschusses (ASTA) der Freien Universität (FU) Berlin einem Ost-Berliner Kommilitonen Geld und Einzahlungslisten überbringen wollen. Mit dem Geld sollten Angehörige von Studenten in Ostdeutschland unterstützt werden. Das Stadtgericht Berlin verurteilte ihn im September 1954 unter anderem wegen Militärspionage zu sieben Jahren Zuchthaus. Seine Strafe musste er – teilweise im Arbeitslager X des MfS in Berlin-Hohenschönhausen – vollständig absitzen. Bis 1993 arbeitete er als Hochschullehrer an der FU Berlin. Zahn ist stellvertretender Vorsitzender des Beirats der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen und führt seit 2001 Besuchergruppen durch das ehemalige Gefängnis.

QUELLENVERZEICHNIS

Den Rechteinhabern an den Quellentexten danken wir für die freundliche Genehmigung zum Abdruck der Textauszüge. Trotz aller Bemühungen konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich vergolten; wir bitten gegebenenfalls um freundliche Nachricht.

Die Abdrucke der bereits in anderen Publikationen erschienenen Textauszüge entsprechen den jeweiligen Originalfassungen. Sofern notwendig, wurden grammatikalische und orthographische Korrekturen vorgenommen.

Die Rechte an den Abbildungen im Bildteil liegen bei der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Becker, Hermann: «Im Karzer», aus undatiertem und bisher unveröffentlichtem Haftbericht, Zeitzeugenarchiv der Stiftung Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Die Rechte liegen bei den Erben des Autors.

Borkowski, Dieter: «Leutnant Reserve-Stalin», aus: Dieter Borkowski: «Für jeden kommt der Tag ... Stationen einer Jugend in der DDR», Eulenspiegel Verlag Das Neue Berlin 1990, Seite 26-31, 36-38, 68 f. Die Rechte liegen bei den Erben.

Ernst, Ewald: «Die Stille einer Grabkammer», aus: Ewald Ernst: «Ein guter Kampf – Fakten, Daten, Erinnerungen 1945-1954», Academia, St. Augustin 1998, S. 52-58, 64-71. Die Rechte liegen bei der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Fichter, Horst: «Lebendig begraben», aus: Horst Fichter: «Verflucht sei die Menschenwürde. Erlebnisbericht aus den Zuchthäusern der ehemaligen DDR», R.G. Fischer, Frankfurt/M. 1996, S. 128-139. Die Rechte liegen beim Verlag.

Fricke, Karl Wilhelm: «Die Technik der psychologischen Einkreisung», aus: «Illustrierte Berliner Zeitschrift», 3. Auflage 1960, S. 6 ff., und Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen (Hg.): «Der Staatssicherheitsdienst – ein Instrument der politischen Verfolgung in der SBZ», Bonn/Berlin 1962, S. 213 ff. Die Rechte liegen beim Autor.

Fuchs, Jürgen: «Dann kommt die Angst», aus: Jürgen Fuchs: «Vernehmungsprotokolle. November '76 bis September '77», Rowohlt Taschenbuch, Reinbek 1978, S. 7 f., 13-26, 30-32, 34-43, 47-49, 53-55, 57, 61 f., 65, 67, 71, 73 f., 76 f., 87, 91-94. Die Rechte liegen bei den Erben.

George, Heinrich: «Briefe aus dem Lager», aus dem Privatarchiv der Erben.

Janka, Walter: «Das Kellergefängnis», aus: Walter Janka: «Spuren eines Lebens», Rowohlt Berlin, Berlin 1991, S. 313-337. Die Rechte liegen beim Verlag.

- Klier, Freya «Tagebuch einer Haft», aus: Freya Klier: «Abreiss-Kalender – Versuch eines Tagebuchs», Kindler, München 1988, S. 279-293, 297. Die Rechte liegen bei der Autorin.
- Kockrow, Wolfgang: «Im Lager X», aus: Wolfgang Kockrow: «Nicht schuldig! Der Versuch einer Aufarbeitung von fünfeneinhalb Jahren Zuchthaus in der DDR», Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, 4. Auflage 2005. Die Rechte liegen beim Autor.
- Kordon, Klaus: «Das Totenhaus», aus: Klaus Kordon: «Krokodil im Nacken», Beltz und Gelberg, Weinheim 2002, S. 9-20, 47-55. Die Rechte liegen beim Verlag.
- Krüger, Waltraud: «Im Haftkrankenhaus», aus: Waltraud Krüger: «Ausreise-Antrag», Impuls, Magdeburg 1990, S. 156-170. Die Rechte liegen bei der Autorin.
- Lengsfeld, Vera: «Das Untersuchungsorgan», aus: Vera Wollenberger: «Virus der Heuchler. Innenansicht aus Stasi-Akten», Elefant Press, Berlin 1992, S. 102-124. Die Rechte liegen bei der Autorin.
- Meister, Matthias: «Kleine Freude!» Die Rechte liegen beim Autor.
- Müller, Kurt: «Der geplante Schauprozess», aus: «Das Parlament – Aus Politik und Zeitgeschichte», B 11/90, 9. März 1990.
- Paul, Sigrid: «Mauer durchs Herz», aus: Sigrid Paul: Die Rechte liegen bei der Autorin.
- Pritzkow, Walter: «Die Einlieferung», aus: Walter Pritzkow: «NKWD-Sonderlager Nr. 7 Sachsenhausen», Mettcker, Jever 1994, S. 38-48. Die Rechte liegen bei den Erben.
- Rieke, Dieter: «Das Geständnis», aus: Dieter Rieke: «Geliebtes Leben – Erlebtes und Ertragenes zwischen den Mahlsteinen jüngster deutscher Geschichte», Berlin Verlag Arno Spitz 1999, S. 133-141. Die Rechte liegen beim Verlag.
- Schmidtchen, Heinz-Joachim: «In der Quarantänebaracke», überarbeitet und ergänzt aus: Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen (Hg.): «Zeitzeugen – Inhaftiert in Berlin-Hohenschönhausen», 4. Auflage 1999. Die Rechte liegen beim Autor.
- Schulz-Ladegast, Klaus: «Ein Schachspiel mit ungleichen Figuren». Die Rechte liegen beim Autor.
- Sperling, Fritz: «Opfere Dich für die Partei!», aus: «Niederschrift der Aussprache zwischen den Mitgliedern der – extra für den Fall Sperling gebildeten – Kommission der KPD, August Stötzel, Jule Jürgensen, Adolf Pöffel und Fritz Sperling vom 14. Mai 1956», SAPMO-BArch, BY 1/754, Bl. 86/90-96/162 f., 173 f.
- Wallach, Erica: «Ein Grab voller Erinnerungen», aus: Erica Wallach: «Licht um Mitternacht», Piper, München 1969, S. 171-189. Die Rechte liegen beim Verlag.
- Wend, Arno: «Das Verhör», aus: Arno Wend: «Der Weg aus der nationalsozialisti-

- schen Diktatur in die bolschewistische Unterdrückung», undatiertes Manuskript, Zeitzeugenarchiv der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.
- Zahn, Hans-Eberhard: «Das Spitzelnetz», aus: Peter Erler: «Lager X. Das geheime Haftarbeitslager des MfS in Berlin-Hohenschönhausen (1952-1972). Fakten – Dokumente – Personen», Arbeitspapier Nr. 25/1997 des Forschungsverbundes SED-Staat der Freien Universität Berlin, Berlin 1997, S. 7-16. Die Rechte liegen beim Autor.

PERSONENREGISTER

- Abakumow, Viktor 102, 126
Abusch, Alexander 110, 127
Ahlo, Valia 43, 49
- Bahr, Werner 67
Bahro, Rudolf 14
Baumgarte, Kurt 116, 128
Becker, Hermann 11, 68-78, 87, 97, 367
Benjamin, Hilde 230, 235
Berger, Götz 107, 111, 120, 214, 278 f., 300
Berija, Lawrenti 102 f., 126
Biermann, Wolf 127, 275, 277 f., 286, 299, 300
Bischof, Fritz 118 ff., 128
Bluhm, Georg-Robert 67
Böttger, Horst 316 f.
Bohley, Bärbel 327, 332, 346
Borkowski, Dieter 14, 207-215, 367, 378
Brandt, Willy 113 f., 116
Brecht, Bertolt 48, 282, 300
Brugsch (Prof.) 184, 189
- Chischtschenko (Oberstleutnant) 83, 87
Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 174, 191
Coch, Werner 241 f., 322
- Dahlem, Franz 123, 129
Dertinger, Georg 12
Dräger, Dr. 45
Drews, Berta 47 ff.
Drserschinskij, Feliks E. 273 f., 299
- Ehrenburg, Ilja 70, 77 f.
Ernestine (Hausmädchen) 37 f., 48
Ernst, Ewald 11, 60-66, 368, 378
- Fedotow 108-111, 127
Fichter, Horst 154-163, 368, 378
Fischer, Heta 114
Fischer, Werner 327, 332
Fork (Bischof) 344 f.
Fricke, Karl Wilhelm 12, 164-173, 368, 378
Fuchs, Jürgen 14, 18, 268-300, 337 f., 340, 346 f., 369, 378
Fuchs, Lili 270, 278, 299
- George, Götz («Putzi») 10, 37, 42, 44, 48 f.
George, Heinrich (Georg Heinrich Schulz) 10, 18, 30, 36-49, 369
George, Jan 42, 49
Gereke, Günther 115, 128
Glückauf, Erich 106, 126
Gorki, Maxim 63 f., 67, 300
Grotewohl, Otto 97, 115, 125, 185, 187, 191
- Habecker, Charlotte 49
Hager, Kurt 126 f., 332, 340, 347
Hamann, Karl 12
Harich, Wolfgang 12, 180, 182, 189, 191, 195, 199, 203
Havemann, Florian 278, 300
Havemann, Frank 278, 300
Havemann, Robert 127, 268, 275, 278 f., 299
Heinrich, Karl 10

- Herzog, August 28 f., 35
 Heym, Stefan 328
 Hirsch, Ralf 327, 334 f., 339, 342, 346
 Hochfelder (Captain) 111 ff.
 Honecker, Erich 367

 Jahn, Roland 335, 337, 340, 346
 Janka, Walter 12, 174-191, 195, 203, 369 f.
 Jentzsch (Prof.) 33, 36
 Jordan, Rudolf 78, 87, 89 f., 97
 Jungmann, Erich 112, 128

 Kakuschke, Richard 159-161
 Kaiser, Jakob 65 ff.
 Kettner, Hans 199, 229
 Khun, Bela 103, 126
 Kipphardt, Heinar 274, 299
 Klein, Dr. 45,49
 Klein, Heinz 229, 231, 233 f.
 Klein, Manfred 67
 Klier, Freya 14, 327, 330, 332, 334-347, 370
 Klier, Nadja 346, 335, 337,339, 343, 345 f.
 Knorin, Wilhelm 103,126
 Kobulow, Amajak Sacharowitsch 103, 126
 Koehler, Richard 145
 Konstantin, Ernst 41, 45, 48
 Kordon, Klaus 14, 18, 251-267, 371, 379
 Korff, Alf von 45, 49
 Koslow (Major) 80-84, 86 f.
 Kotikow, Alexander Georgjewitsch 71, 78
 Krauter, Richard 208 f.
 Krawczyk, Stefan 329, 332, 334, 346 f., 370
 Krüger, Anita 317
 Krüger, Waltraud 14, 303-317, 372, 379

 Leddas, Gavino 323 f.
 Lemmer, Ernst 66 f.
 Lengsfeld, Vera 14, 318-333, 346 f., 372
 Lenin (Wladimir Iljitsch Uljanow) 138, 199, 274, 299
 Lenz, Hannah 256 f., 259, 264
 Lenz, Manfred 251-265
 Leonardo da Vinci 137, 146
 Liebknecht, Karl 323, 330, 346, 370
 Linke, Johannes 45, 49
 Luxemburg, Rosa 323, 328, 330, 332, 336, 340, 346, 370
 Lysenko, Trofim Denissowitsch 202 f.

 Madjarow, Bebel 29, 35, 41, 43, 48
 Martin, Karl Heinz 43, 49
 Meister, Matthias 348-373, 379
 Merker, Paul 12, 178, 181, 191
 Mielke, Erich 7 f., 16 f., 103-113, 115 ff., 120-123, 127, 147 f., 175, 178-181, 187, 189, 191, 209, 213 f., 373
 Misslitz, Herbert 325 ff., 331
 Moisejewitsch, Josif 85, 87
 Molotow, Wjatscheslaw M. 107, 109, 127
 Müller, Hellmut 224
 Müller, Kurt 11, 17, 101-129, 153, 300, 373, 375, 379

 Nadja (Dolmetscherin) 139 f.
 Neumann, Sigmund 90, 97
 Norden, Albert 110, 127

 Olberg, Valentin 109 ff., 127

 Pannach, Gerulf 270, 277, 299
 Paul, Sigrid 14, 236-247, 373 f.
 Piatnizki, Ossip 126
 Pieck, Wilhelm 95, 97, 115
 Poppe, Ulrike 334, 346

- Pritzkow, Walter 9, 23-36, 48, 374, 379
- Raeck, Kurt 43, 49
- Rajk, Lazio 105 ff., 110 f., 117, 119 f., 126
- Ramsin, Leonid 121, 128
- Reimann, Max 112 f., 117
- Reinhard, Karl 29, 36
- Rieke, Dieter 11, 88-97, 126, 374, 379
- Rittwagen, Kurt 164 f.
- Robertson, Brian (General) 113
- Rostozil, Vera 45, 49
- Roswaenge, Helge 43, 49
- Rudenko, Roman Andrejewitsch 101, 125
- Rühmann, Heinz 48
- Schilling, Michael 311, 317
- Schirdewan, Karl 164, 173
- Schlegel, Bert 345 ff.
- Schmidt, Klaus 67
- Schmidtchen, Heinz-Joachim 9 f., 51-59, 374 f.
- Schnur, Wolfgang 327, 331, 336, 340 ff., 344, 346
- Scholz, Alfred 103, 126
- Schröder, Ernst 45, 49
- Schulz-Ladegast, Klaus 14, 216-227, 375
- Schumacher, Kurt 81 f., 87, 97
- Sedow, Lew L. 109 f., 127
- Seiler, Heinz 220 ff., 225 f.
- Selbmann, Fritz 160, 163
- Siebert (Prof.) 47, 49
- Sögtrop Günter 67
- Sperling, Fritz 11, 17, 147, 375, 379
- Stachnick, Anton 44, 49
- Stachnick, Elsa 37 f., 44, 47 ff.
- Stahlmann, Richard 103, 115, 126, 147, 153
- Steinberger, Bernhard 195 f., 199, 201 ff.
- Sternheim, Carl 214
- Tausch-Tremel, Franz 113 f., 116, 128
- Templin, Lotte 327, 332
- Templin, Wolfgang 327, 332, 337, 339, 346
- Thälmann, Ernst 196, 273, 299
- Thomas, Stephan 90, 97
- Tito, Josip Broz 111 f., 126 f.
- Ulbricht, Walter 185, 187, 189, 191, 198, 213, 230
- Vogel, Wolfgang 279, 292, 295, 297, 300, 313, 344 ff.
- Wallach, Erica 130-146, 376, 379
- Wegener, Paul 41, 48
- Wend, Arno 11, 79-87, 376, 379
- Wikarski, Romuald 44, 49
- Winogradow (Vernehmungsoffizier) 63, 67
- Wloch, Karl 118 ff., 128
- Wolf, Christa 286, 300
- Woroschilow, Kliment J. 107, 109, 127
- Wradzidlo, Georg 67
- Zaddach, Siegfried 193, 198 f., 203
- Zahn, Hans-Eberhard 12, 192-203, 377
- Zuckermann, Rudolf 184

Hubertus Knabe
Die Täter sind unter uns

**ÜBER DAS SCHÖNREDEDEN
DER SED-DIKTATUR**

384 Seiten | Gebunden mit Schutzumschlag ISBN 978-3-549-07302-5

«Ein Buch, das die Fakten klug präsentiert und Zusammenhänge deutlich macht. Eines, das sich immer tiefer hineingräbt in das Schweigematerial des Ostens. Eines, das niemanden schont. Kein Lavieren, keine parteipolitischen Rankünen, keine Polemik. Dem Historiker ist es ernst. Er setzt auf Fakten und spricht für die Opfer. Das macht das Buch so politisch, so unerträglich, so schmerzhaft, so kostbar.»

Ines Geipel, DIE WELT

«Knabes Buch lässt keinen Zweifel an der unerträglichen Schieflage bei der Aufarbeitung des Unrechts in der DDR.»

Rita Kuczynski, BERLINER ZEITUNG

PROPYLÄEN VERLAG

www.propylaeen-verlag.de